Beschreibung
einer
Reise
durch
Deutschland und die Schweiz,
im Jahre 1781.

Nebst Bemerkungen
über
Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten,
von
Friedrich Nicolai.

Zwölfter Band.
Mit Kupferstichen.

Mit Röm. Kaiserl. und Königl. Preuß. Kurbrandenb. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin 1796.

Die Geschichte

eines

Verbrechens

im Jahre 1781.

---

von

Friedrich Schiller.

Dritte Auflage.

Berlin und Stettin 1786.

An den Buchbinder.

Die erste Kupfertafel wird gegen S. 53 des XIIten Bandes gesetzt; die zweite und dritte Tafel werden hinten an ein weißes Blatt angehängt, so, daß sie ganz herausgeschlagen werden können.

Der Bogen U muß im Mittelstege durchgeschnitten werden, der abgeschnittene halbe Bogen sind einzuklebende Blätter vom eilften Theile. Seite 53 54, und 61, 62, 63, 64 gehört an den Bogen D. 87 88 an den Bogen F wo die Blätter eingeschnitten sind.

Zwey Blätter sind am letzten Bogen der Zusätze abzuschneiden, welche zu dem zwölften Theile gehören. Seite 101 102 kommt an den Bogen G, und 151 152 an den Bogen K.

Druckfehler.

Oben S. XLIX. in der untersten Zeile anstatt gemacht l. bestätigt.

Im XI. Bande S. 49 in der Note Z. 15: von der Stadt, l. von der Mitte der Stadt.

Beschrei-

Beschreibung einer Reise

durch

Deutschland und die Schweiz.

Im Jahre 1781.

Zwölfter Band.

Drittes Buch.

Dreyzehnter Abschnitt.

Reise von Tübingen nach St. Blasien.

Ich kannte schon lange den damaligen Fürstenabt des Stifts St. Blasien im Schwarzwalde, als einen vorzüglichen katholischen Gelehrten; ich wußte auch, daß er nach einer unglücklichen Feuersbrunst sein Stift nebst einer herrlichen Kirche ganz neu aufgebauet hatte. Ich nahm mir also vor, wenn die Wege im Schwarzwalde nicht allzu sehr unzugänglich wären, den kleinen Umweg bis nach St. Blasien zu machen. Es war mir interessant, einen so merkwürdigen Gelehrten persönlich kennen zu lernen; und der ganz sonderbare Anblick, in einer wilden Einöde, von allen Menschen abgesondert, ein prächtiges Stift und eine Gesellschaft gelehrter Religiosen zu finden, war schon diese kleine Nebenreise werth.

Ich hatte mich vorher verschiedentlich erkundigt, auf welche Orte der Weg ginge, wie

er beschaffen wäre, und ob ein Wagen wie der meinige darauf werde fortkommen können? Denn dieser Weg ist auf keiner Postcharte verzeichnet, und davon in keinem gedruckten Reisebuche Nachricht zu finden; auch hatte man mir in Stuttgard Zweifel erregt, ob er allenthalben füglich fahrbar seyn möchte. Ich hoffte in Tübingen vielleicht einen oder den andern Gelehrten zu treffen, der eine gelehrte Reise nach diesem Stifte gemacht hätte, welches sich aber nicht fand. Man hatte mich in Stuttgard an den Herrn Konsulenten Schwalb gewiesen, welcher (wenn ich mich recht erinnere) die Geschäfte des Stifts im Wirtembergischen zu besorgen hat. Von demselben erfuhr ich so viel, daß St. Blasien etwa 30 Stunden oder 15 Meilen entlegen sey; er hatte aber den Weg nicht selbst gemacht, und wußte nur so viel davon, daß er über Donau-Eschingen gehe, und zwar an den Orten wo noch keine Chaussee angelegt, sehr beschwerlich seyn werde, aber doch gewiß mit einem leichten Wagen wie der meinige zu passiren sey. Dieß war genug für mich, um den schon gefaßten Entschluß zu dieser Reise zu bestätigen.

Wir reiseten gleich Abends ab, weil wir noch in der Nacht von der Wirtembergischen Chaussee Gebrauch machen konnten. Wir kamen bald über Berg und Thal zu der $2\frac{1}{4}$ Meilen entlegnen Stadt Hechingen *), der Residenz des Fürsten von Ho-

hen-

*) Keltisch: Hech, Wald; in, Bach; ger, schön. Schöner Wald am Bache.

henzollern, am Flusse Stärzel *) belegen. Wir unterschieden in einer ziemlich heitern Nacht nur so viel, daß die Straßen bergicht und unwegsam, die Häuser der Bürger klein und schlecht, und das fürstliche Schloß ein großes nicht modernes Gebäude ist. **) Die mit vielen Kosten neu und modern nach des französischen Baumeisters Dixnard Angabe neu erbaute große Pfarrkirche sahen wir nicht. Sie wird damals vermuthlich nicht weit aus dem Grunde gewesen seyn, da sie im Jahre 1783 fertig ward ***).

*) Stär, kleiner Fluß; ez, bey; el, einem Hügel.

**) In Merians schwäbischer Topographie S. 68. findet man eine Ansicht von Hechingen, wodurch man sich die ganz sonderbare Lage dieser Stadt und der romantischen Gegend worin sie liegt, ziemlich versinnlichen kann.

***) Im Journale von und für Deutschland (1784. 7s Stck. S. 13 ff.) wird etwas von der Geschichte des Baues dieser Kirche erzählt, eben nicht zum Vortheile des Baumeisters. Dixnard soll zwar gute Ideen haben, aber unsichere Bauanschläge machen, den Bau nicht selbst verstehen, die Kosten unnöthig vergrößern, kurzum mehr ein guter Zeichner als ein praktischer Baumeister seyn, etwa wie ehemals sein Landsmann le Geay in Berlin. Der Bau der Pfarrkirche zu Hechingen sollte nach seinem Anschlage 30,000 Fl. kosten; er führte ihn nicht aus, und die Kosten beliefen sich hernach weit über 80,000 Fl.

Herr Professor **Storr** giebt in seiner **Alpenreise** *) Nachrichten von einem bey Hechingen gemachten sonderbaren Versuche, die **Haushühner** ihrem ehemaligen natürlichen Zustande näher zu bringen. Man hat nämlich in der Fasanerie bei Hechingen Hühnereyer durch Truthühner ausgebrütet, und hernach die junge Brut sich selbst überlassen. Sie fliegen nun wie die Fasanen herum, setzen sich des Nachts auf die Bäume, und lassen sich nicht fangen. Geschossen sollen sie einen eigenen angenehmen Wildpretgeschmack haben. Es wäre wohl Nachricht zu wünschen, ob dieser Versuch ferner fortgesetzt worden, und wenn dieses geschähe, würde es lehrreich seyn zu erfahren, was in weiter entfernten Jahren die Folgen wären.

Wir fuhren auf einer ziemlich guten Chaussee von **Hechingen** **) ab, und erblickten, da die Nacht

*) Ir Theil, Leipzig 1784. S. 12.

*) Nach einer glaubwürdigen mir zugekommenen Nachricht bringt das Chausseegeld im Fürstenthume Hohenzollern-Hechingen, ein Jahr ins andre gerechnet, jährlich etwa 5,000 Fl. und der Zoll 24,000 Fl. ein. Dieser wirft in den beiden östreichischen Grafschaften Hohenberg jährlich zwischen 75 bis 100,000 Fl. ab, zu deren Einbringung 3 Haupt- und 62 Nebenzollstationen angelegt sind. Die beträchtlichste Zolleinnahme ist vom Getreide das in die Schweiz geführt wird. Im Fürstenthume Hohenzollern-Siegmaringen ist auch ein östreichisches Zollamt und 14 Nebenzollstationen.

Nacht heiter war, nochmals das auf einem hohen Berge liegende Schloß Hohenzollern *), das Stammhaus der jetzigen Könige von Preußen, das wir schon von der Tübingischen Sternwarte gesehen hatten.

Früh gegen 4 Uhr gerade mit Aufgang der Sonne, an einem der herrlichsten Sommermorgen, trafen wir in Balingen ein, einem Wirtembergschen Städtchen in einem fruchtbaren Thale **), das der Fluß Eyach ***) durchfließt. Das Bergschloß Hohenzollern, von der aufgehenden Sonne hell beleuchtet, fiel uns hier in der Ferne wieder sehr vortheilhaft in die Augen. Ganz in der Nähe zeigte man uns einen Berg, der Heuberg †)

 genannt,

*) Sander beschreibt die innere Beschaffenheit dieses Schlosses in seiner Reisebeschreibung (IIr Bd S. 253 ff.). Alten Urkunden gemäß, hieß der Berg, worauf das Schloß liegt, ehemals Hoginzorn. Sorn heißt keltisch Eis. Also Ho : gin : sorn: heißt Bergspitze mit weissem Eise bedeckt.

**) Ballin heißt keltisch eine Wohnung, Ballingen schöne Wohnung. In Merians schwäbischer Topographie S. 3. sieht man eine Ansicht von Balingen (welche Stadt wohl bis jetzt eben so aussieht, indem seit 150 Jahren wohl eben nicht viel daselbst mag gebauet seyn), nebst der umliegenden sehr schönen Gegend.

***) Ey heißt Wasser oder ein Bach; ach ebendasselbe.

†) Der Berg ist zu hoch, als daß darauf fette Wiesen

genannt, welcher unter dem dortigen Pöbel wegen Hexentänzen eben so übel berüchtigt ist, als der Brocken bei dem Pöbel des nördlichen Deutschlandes.

Der schwäbische Dialekt ändert sich hier schon merklich. Die Vokale werden viel länger gezogen, und die Aussprache hat weit mehr Accente, als in Tübingen. Die Einwohner sind stark und munter, besonders die jungen Leute. Die jungen Weibspersonen, obgleich etwas derb, sehen schön und gesund aus. Sie haben dabey eine ganz besondere Tracht die nicht übel stehet. Vor Hausleutners schwäbischem Archive Ir Th. findet man einen illuminirten Kupferstich, welcher ein Balinger Mädchen und ein dasiges Weib vorstellt. Eine genaue Beschreibung dieser Tracht ist

Wiesen seyn, und er also den Namen vom Heu haben könnte. Es heißt aber: Hai auf keltisch ein Wald. Also waldiger Berg. Ber und Berg heißt keltisch jede Höhe, woher wohl unser Berg kommt. Ber heißt auch eine Quelle, weil Flüsse auf Bergen entspringen. Berg heißt auch eine Wohnung; denn in den ältesten Zeiten waren in einem aus dicken unzugänglichen Wäldern und Morästen bestehenden Lande die vorzüglichsten Wohnungen hauptsächlich auf Anhöhen. Es hatte also Wohnung und Berg, Quelle eines Flusses und Berg, im keltischen beinahe eben die Benennung. Ein Gebirge in der Gegend von Frankfurt am Mayn heißt der Hayrich, keltisch, das starkwaldigte.

ist in Rößlers Beyträgen zur Naturgeschichte (Is Hefft S. 194) zu finden.

Daselbst findet man auch, daß die Anzahl der Einwohner dieses Städtchens etwa 2300 ist, daß im Durchschnitte von 32 Jahren jährlich 76 sterben, daß also der 30ste stirbt, und in diesen 32 Jahren 692 mehr geboren wurden als starben. Traurig ists daselbst zu lesen, daß die meisten an einem hitzigen Fieber sterben, dessen Ursache der allzuhäufige Gebrauch des Branntweins ist, und daß die Leute zu enge auf einander liegen, indem oft in Einer Stube zwey oder drey Haushaltungen sind. Diesem könnte abgeholfen werden, sagt Herr Rößler, wenn man zuliesse, Vorstädte zu bauen, damit die Leute mehr Raum in ihren Wohnungen hätten. Wie? Es sollte in Wirtemberg verboten seyn, mehr Häuser zu bauen, wo die Menschen sich vermehren? Das wäre allzuarg; so daß ich es mir kaum vorstellen kann, und doch weiß ich nicht, wie ich Herrn Rößler's Anmerkungen anders verstehen soll. Schrecklich aber ist, hier zu finden, daß im Oberamte Balingen auf dem Lande die Wassersucht eine gewöhnliche Krankheit ist, welche, wie Hr. Rößler ausdrücklich sagt, „von dem häufigen Brantewein und der dabei einzigen Kost der Mehlspeisen herrühret.“ Dieß las man in Wirtemberg schon seit einigen Jahren, ohne daß man etwas that, um so schrecklichen Folgen abzuhelfen! Habe ich ganz unrecht gehabt, wenn ich meinte, es wäre in Wirtemberg nöthiger, jemand von der Kam-

mer jährlich herumzuschicken *), der die Beschaffenheit des Landes untersuchte und Rathschläge zur Verbesserung ins Werk setzte, als eine Menge Speciale, welche eine Menge unnützer Fragen thun, woraus eine Menge unnützer Vorträge entstehen, wobey am Ende nichts heraus kommt! Ich stelle mir nämlich die Kammer so vor, wie die Kammern im Preußischen, welche nicht nur für die Abgaben, sondern vorzüglich für Nahrung und Wohlstand der Einwohner zu sorgen haben.

Es würde freylich auch sehr gut seyn, wenn die Landprediger die Bauern aufmerksam machen könnten, daß sie ihre Kinder nicht mit Mehlbrey früh verfüttern müßen, und daß sie sich mit Mehlklößen und Brantewein die Wassersucht zuziehen. Nur ists schlimm, daß die Geistlichen von solchen gemeinen Dingen nichts hörten, als sie im Stifte zu Tübingen zu Landpredigern gebildet wurden. Freylich sind dagegen, seit zwanzig und mehr Jahren, viele von ihnen mit einer guten Portion Rooßscher und Riegerscher Ascetik und Mystik früh und spät genährt worden; und um diese etwas zähe Seelenspeise, in Wirtemberg lange eben so einheimisch wie die Mehlknöpfle für den Leib, besser zu verdauen, ward ihnen ein gelindes Digestiv von arabischen Vokabeln und nunmehr seit kurzem eine starke Dose kritischer Philosophie hinterher gegeben. Es mag wohl anfänglich seltsam hergehen, wenn aus solchen höchst

ge-

*) S. diese R. B. IXr Bd S. 207.

gelehrten magistrirten Stipendiaten Landprediger werden, wozu doch die meisten bestimmt sind. Zuweilen, wenn sie dem Gebote der Horen gemäß — nach Form streben wollen, mögen sie selbst wohl nicht wissen, wie es zugeht, daß sie die Anschauung des Intellektualen nicht, wie Magister Schelling der Zweyte, selbst erringen können. Die gelehrten Landpastoren mögen sodann wohl viel nachsinnen, wo die formale Schwierigkeit in der Deduktion zu finden sey, und es liegt nur daran, daß sie den sinnlichen Theil ihres Ichs zu sehr mit Mehlknöpfle und Neckarwein vollgestopft haben! So nöthig wären diätetische Kenntnisse den Bauern, und untranscendentale Kenntnisse aller Art ihren philosophischen Predigern! Es wäre wohl nachzufragen, ob im Oberamte Balingen die Wassersucht auch bey den Landpredigern eine endemische Krankheit ist, wie bey den Bauern?

Unweit Balingen ist ein Ort Namens Grosselfingen, zu Hohenzollern-Hechingen gehörig, in welchem alle Jahre Einmal ein sogenanntes Narrengericht gehalten wird *). Die Einwohner haben das Recht, jedem Fremden, an diesem Tage, die Wahrheit, so wie sie wollen, ins Gesicht zu sagen, oder ihm eine Strafe aufzulegen. Der Ursprung dieser alten Gewohnheit ist nicht bekannt. Es möchte wohl sehr gut seyn, wenn man auch an andern Orten Narren hielte, die, we-

nig-

*) S. Fabri Magazin Is St. S. 35.

nigstens alle Jahre Einmal, die Wahrheit sagen dürften, auch den Einheimischen. Es giebt freylich noch hin und wieder Narren, welche die Wahrheit sagen, ohne es zu dürfen. — Ich bekenne gern, mich zuweilen dieser Narrheit schuldig gemacht zu haben.

Die gute wirtembergische Chaussee geht von Balingen noch ungefähr eine Meile bis an die Gränze. Wenn man nachher in die vorderöstreichische Grafschaft Hohenberg kommt, vermißt man sie sehr, und kommt bald auf so abscheuliche Wege, die man in einem Lande wie Oestreich, das wegen seiner guten Wege mit Recht so berühmt ist, am wenigsten vermuthen sollte. Eine halbe Meile lang geht es noch leidlich. Nachher aber muß man einen hohen Berg hinan, und dann in ein tiefes Thal, und nachdem man eine steinerne Brücke über einen Bach passirt ist, der oft sehr reissend werden soll; so muß man wieder einen äußerst steilen Berg hinauf, der Landgraf genannt. Wehe dem Reisenden der diesen Berg im Regenwetter oder gar im Winter passiren muß! Es ist nicht möglich beym Heraufsteigen im Wagen zu bleiben, und beym Herunterfahren möchte es beynahe noch weniger rathsam seyn. Der Weg ist zwar gepflastert, aber voller Höcker und tiefen Löcher oft vier bis sechs Fuß lang und breit, so daß man alle Augenblicke glaubt, der Wagen wird umstürzen oder zerbrechen.

Auf der Höhe dieses Berges liegt Schemberg *), ein kleines vorderöstreichisches Städtchen. Die Häuser sind von Fachwerk, waren aber alle weiß und roth frisch angestrichen; daher sie nebst den Springbrunnen von frischen Quellwassern dem Städtchen ein munteres Ansehen geben. Doch ist selbst in dem Städtchen das Pflaster so abscheulich, daß man unmöglich im Wagen bleiben kann. Ehe man an die Stadt kommt, hat man, zurückschauend vom Rücken des Berges, eine ganz herrliche Aussicht in die romantischen Thäler und umliegenden Berge des Wirtemberger Landes. Jenseit der Stadt schien das Land nicht sehr fruchtbar, und auch sehr wenig kultivirt zu seyn, doch war eine ziemliche Strecke lang der Weg zu beiden Seiten mit lebendigen Hecken besetzt. Etwa eine Viertelmeile von dem Städtchen Schemberg fanden wir Spuren der löblichen Sorgfalt der östreichischen Regierung, indem hin und wieder an einzelnen Stellen, die vermuthlich die unwegsamsten gewesen waren, eine Chaussee gemacht ward. Nöthiger aber wäre es wirklich gewesen, den Aufgang an dem steilen Berge von der andern Seite der Stadt zuerst in guten Stand zu setzen.

Es war mir übrigens interessant zu sehen, wie hier die Chausseen gemacht wurden **). Zuerst

*) Schem-berg, keltisch: der unbewohnte Berg.

**) In Schlözers Staatsanzeigen (XXXVIIIs Hft. S. 228 ff.) ist eine Nachricht zu finden, wie in

erst grub man zu beiden Seiden des sandigen oder lehmigen Weges (denn der Boden hat hier abwechselnd beiderley Beschaffenheit) Gräben aus, etwa sechs Fuß breit und tief, da denn der Weg wie gewöhnlich durch die ausgegrabene Erde erhöhet ward. Darauf wurden Stücken Kalksteine von ungefähr einem Fuße im Quadrate und drey bis sechs Zoll dick, welche dicht am Wege gebrochen waren, ordentlich neben einander und über einander geschichtet, so daß sie in der Mitte eine rundliche Erhöhung bekommen. Auf beiden Seiten wurden starke Steine von mehr als einem Fuß hoch auf die hohe Seite neben einander gesetzt, um zu einer Art von Wiederlage zu dienen*). Die Unterlage ward mit

in der Grafschaft Hanau die Chausseen gebauet worden. Daselbst ist man noch etwas sorgfältiger zu Werke gegangen. Die Vergleichung verschiedene Arten Wege zu bauen scheint mir lehrreich. Von der hannöverischen Chaus..e von Hannover bis Hameln hat man eine Beschreibung mit sehr schönen illuminirten Rissen, auch stehet etwas von den hannöverschen Chausseen in Schlötzers Briefwechsel (XXIIIs Hefft. S. 323 ff.). Doch von dem Verfahren beym Baue der Hannöverischen Chausseen hat man keine gedruckte Nachrichten.

*) An verschiedenen Orten hatte man diese Widerlage weggelassen, und nur die Stücken Kalkstein von drei bis sechs Zoll groß übereinander geschüttet. Dieß ist aber gewiß nicht gut, weil der Weg durch die Schwere der Wagen bald aus-

mit klein geschlagenen Stücken Kalkstein überworfen, so daß in der Mitte eine rundliche Erhöhung entstand, und darauf wurden ganz kleine zerbröckelte Stücken Kalkstein (nach östreichischem Ausdrucke Schotter) geschüttet. An einigen Orten that man das nicht einmal, sondern ließ nur die aufgeschütteten größern spitzen Stücken von den Wagen zerstoßen und zusammenfahren, welches aber für

auseinander gefahren wird. Man sieht dieß an einigen Wegen auf dem sächsischen Erzgebirge, die bloß mit kleinen Steinen bepflastert sind, noch mehr in den westphälischen Wegen. In der Gegend der Grafschaft Lippe, auch in einigen angränzenden hannöverischen und braunschweigschen Orten hat man die üble Gewohnheit, die Wege dadurch zu bessern, daß man in die großen Löcher eine Partie Steine schüttet ohne ihnen Festigkeit zu geben. Wenn nun die Steine auseinander gefahren werden und im Winter das Wasser die enger gewordenen Löcher noch tiefer auswäscht, so ists viel ärger, indem die Räder beständig von einem spitzen Steine in ein Loch fallen, und wieder auf einen spitzen Stein hinaufsteigen müssen. Wer z. B. den Weg von Pyrmont nach Wickensen, oder noch ärger, von Pyrmont nach Höxter befahren hat, kann urtheilen, ob Steine die in einem Wege nicht fest sondern locker liegen, den Weg verbessern. Und je fester die Steine an sich sind, desto ärger ists. Kalksteine werden doch noch endlich zermalmet, und machen so eine Art von gleicher Masse aus.

für die Räder der Wagen und für die Hufe der Pferde eben nicht vortheilhaft ist. Bey Erblikkung dieser angefangen Chaussee fiel mir sehr lebhaft auf, daß durch die Kalkbrüche bey Rüdersdorf, zwey Meilen von Berlin, alle sandige Wege um Berlin könnten verbessert werden, selbst wenn man nicht eigentliche Chausseen *) machen wollte, und daß dazu der Abraum und die kleinen Stücke welche beym Kalkbrechen übrig bleiben, sehr nützlich könnten angewendet werden.

Wir fuhren ziemlich lange auf einer unkultivirten Gemeinweide auf beständiger Ebene fort. Nur an dem nahe vor uns liegenden Horizonte war

*) Die unter der jetzigen Regierung gemachte Chaussee von Berlin nach Potsdam hat gezeigt, daß man oft Hülfsmittel findet, wenn man eine Sache nur ernstlich treibt. Man hatte es sehr lange für unmöglich gehalten, in der sandigen Gegend um Berlin Materialien zum Chausseebau zu finden. Als aber der jetztregierende König die Chaussee gebaut wissen wollte, fand man ganz in der Nähe der anzulegenden Straßen bey Berlin eine starke Quantität Kies oder Grand. Als dieser verbraucht war, ließ man durch arme Leute die Erde des sandigen Ackers durch Dratgitter werfen, wie in Gärten mit der Gartenerde zu geschehen pflegt. Dadurch bekam man genug kleine Steine zum Ueberwerfen der Chaussee, der Acker ward von kleinen Steinen gesäubert, und arme Leute und ihre Kinder verdienten etwas.

war zu merken, daß wir auf einem hohen Berge waren, von der linken Seite lagen in einiger Entfernung grün bewachsene Anhöhen. Endlich fing der hohe Berg an sich abwärts zu neigen, und zuletzt fuhren wir ziemlich jäh hinunter in ein geräumiges Thal, in welchem links, wo es sich etwas öffnet, an den Bergen lauter schöne fruchtbare Felder hingen, damals meist reif zum Schnitte. Sonst lag alles Land ganz wüste, und in einem kleinen Wäldchen von Tannen und jungen Eichen war nicht die geringste Spur einer forstmäßigen Kultur zu bemerken. Das Aufhören menschlichen Fleißes, und zwar an Orten, wo sorgfältiger Fleiß doch würde belohnt werden, macht auf einen aufmerksamen Reisenden einen unangenehmen Eindruck. Auch ward nach und nach der Weg wieder schlimmer, und nach einer Viertelmeile mußten wir, in einem von Regenströmen ausgewaschenen, steinigen Wege sehr jäh in ein noch viel tiefer liegendes Thal mehr herunter fallen als fahren. Dieser Weg ist fast noch schlechter, als der berüchtigte Hohlweg bey Gräfenthal im Thüringerwalde; nur wird man nicht wie dort durch schöne Aussichten schadlos gehalten; denn das Thal ist rund herum dürr und steinig, so daß auch ganz und gar nichts darin wuchs. Nachdem wir wieder etwas in die Höhe gefahren waren, kamen wir durch Frittlingen oder Frittingen *), einem

*) Keltisch Fräth-in-gen, rauhe wässerigte Ecke

nem der Cisterzienserabtey Rothmünster gehörigen Marktflecken. An einem kleinen Umstande war zu merken, daß wir in einem geistlichen Gebiete waren, wo die Leute durstiger seyn sollen als anderswo. Vor verschiedenen Häusern dieses kleinen Orts war auf schwarz angestrichenen Bänkchen ein schwarz angestrichener hoher Würfel von Holz gesetzt, auf dessen vier Seiten 3 B und auf einigen 4 B angezeichnet waren. Dieß bedeutet, wie wir belehret wurden, daß daselbst Wein zu 3 oder 4 Batzen verkauft werde, obgleich hier und schon einige Meilen rückwärts, wegen des rauhen Klima kein Wein wächst. Hinter diesem Flekken ward der Weg noch schlechter. Wir mußten beynahe in einem Winkel von 45 Grad herabfahren, durch ein Wasser, und dann wieder einen Berg hinauf und wieder herunter, alles auf abscheulichen, ausgewaschenen, steinigen Wegen. Ueberdieß hat man hier alle Arten schlechter Wege zusammen. Da ist sandiges, lehmiges, morastiges Land, etwas von Knüppeldämmen, und Steine und Löcher die Fülle. Selbst die Chaussee, welche damals angefangen und noch nicht fertig war, erschütterte alle Eingeweide, wenn man aus Mangel eines Seitenweges darüber fahren mußte, und der Wagen von einem spitzen Steine auf den andern fiel. Das Angenehmste war

Ecke. Dieß ist warlich noch jetzt die Beschaffenheit dieses Winkels.

war dabey daß man von den Anhöhen fast allenthalben in den Gründen Getreide mit Sicheln schneiden sah, und daß an dem Abhange der nie bewachsenen Berge große Heerden Hornvieh weideten. Es war also, so weit man sehen konnte, alles lebendig, ausgenommen beym Chausseebaue. Derselbe ward nur an einzelnen Stellen betrieben, so daß oft in langen Strecken nichts davon zu sehen war, und nirgend waren mehr als eine oder zwey Personen damit beschäftigt, vermuthlich weil es in der Aerntezeit war. Diese Gegend heißt das Spaichinger Thal *), welches wir quer durchschnitten und über das Flüßchen Prinn **) fuhren. Nun merkten wir, daß wir wieder im Wirtembergischen waren, an einer wohlgebauten Chaussee. Auf derselben fuhren wir im Gallop den Berg hinunter und eben so wieder herauf, und waren in dem wirtembembergischen Dorfe Aldingen ***), wo ein Postwechsel ist.

Von da geht der Weg abermals Berg auf und Berg ab, folglich kommt man sehr langsam fort. In dieser Gegend, welche zum Wirtembergischen Amte Tuttlingen †) gehört, ist das Land

*) Spai-chin-gen, Eingang in das niedrige Land.

**) Ffrenn Pin heißt auf keltisch ein Bach oder rinnendes Wasser. B, F, P, V werden beständig verwechselt.

***) Aldin-gen, schöner Hügel.

†) Tut-lin-gen bedeutet Land am Eingange

des

schlecht kultivirt. Man fährt über unabsehliche Gemeinweiden, oder über Ländereyen, welche seit langer Zeit nicht beackert oder besäet worden sind. Wenn auch der Boden gleich grün bewachsen ist; so macht doch diese öde Gleichförmigkeit dem Auge, welches an Spuren der Fruchtbarkeit und des menschlichen Fleißes gewöhnt ist, einen unangenehmen Eindruck. Weit und breit sah man kein Dorf. An einem Orte bauten sich ein Paar Leute ein Haus ganz von Holz, und bettelten uns dabey an. Man sah hin und wieder Quellen durch Röhren geleitet, die sich in Tröge ergießen, vermuthlich zum Tränken der Schafe, die hier weiden; doch erblickten wir keine Heerde. Ich dachte beym Anblicke dieser Gegend an die patriotischen Wirtemberger, welche behaupten, die Einwohner ihres Landes müssen wegen allzustarker Bevölkerung auswandern. Hier wäre doch ein Platz, wo sich noch manche ansiedeln könnten; und sollten nicht noch manche andere Plätze wie diese vorhanden seyn, welche urbar gemacht zu werden verdienen?

Wir fuhren über das Flüßchen die Käte *), und kurz darauf über die letzte Gränze von Wirtem-

des Flusses. Die Stadt Tuttlingen liegt an der Donau, in einem Thale, das dieser Fluß durchfließet.

*) Get=e, schön Wasser. Eben das was die in der Mark und Magdeburg so oft vorkommende Benennung Schönebeck. Beck ist Bach.

temberg, und kamen nun um 1 Uhr nach dem Marktflecken Donaueschingen, der bekannten Residenz des Fürsten von Fürstenberg. Dieser Ort liegt in einer fruchtbaren Gegend, und längs des Weges war man mit Schneiden des Getreides beschäftigt, welches hier mit der Sichel geschieht, und zwar meistens durch Schweizer, welche wegen der Arbeit in der Aernte hieher kommen, so wie die westphälischen Bauern nach Holland. In Holland ist dieß zu begreifen, da dieß Land seine Einwohner mit Seefahrten, Handel und Manufakturen genug beschäftigt; sollten aber hier, wo die Einwohner weder Manufakturen noch sonderlichen Handel haben, nicht Menschen genug seyn, um die Aernte zu besorgen? Die Viehzucht ist hier beträchtlich. Uns begegneten Heerden des schönsten großen Hornviehes, und es waren eben zwey Metzger von Zurzach da, welche 300 gekaufte Lämmer nach der Schweiz trieben. Auch die Wolle der Schafe wird nach der Schweiz verführt und hier nichts verarbeitet; deßgleichen geht auch vom Getreide viel nach der Schweiz. Wäre es nicht gut, wenn hieher schweizerischer Fleiß könnte versetzt werden? Alsdann würde die Wolle selbst verarbeitet, und wenn sich Fleiß und Bevölkerung mehrte, das Getreide selbst eingeärntet und selbst verzehrt werden. Aber freylich würden dann die guten Fürstenberger, welche es sich in ihrem fruchtbaren Lande recht wohl seyn lassen, aus diesem ihnen jetzt behaglichen Zustande, in einen ihnen ungewohnten Zu-

stand des Strebens versetzt werden. Den Schweizern sind jetzt die Fürstenberger ganz liebe Leute, weil sie ihnen das in der Schweiz mangelnde Schlachtvieh und Getreide zuführen, und die roh Wolle verkaufen, dafür aber die Tücher und leichten Zeuge von ihnen kaufen, und den schweizerischen Knechten für die Arbeit in der Aernte ein Theil des baaren Geldes wiedergeben, was sie für Getreide und Schlachtvieh aus der Schweiz erhalten. Aber die Schweizer würden die Gegner der Fürstenberger werden, sobald diese ihre Wolle selbst verarbeiten, durch vermehrten Fleiß und Cirkulation die Bevölkerung vermehren, und also ihr Getreide selbst mahlen, verbacken und verzehren würden. Vielleicht behielten sie auch noch, wenn Religionstoleranz (die Fürstenberger sind katholisch) und schweizerische Freyheit bey ihnen Statt fänden, die rüstigen schweizerischen Jünglinge, welche sie jetzt für die Aernte bezahlen, bey sich und verheuratheten sie mit fürstenbergischen Mädchen. Alsdann dürften sie sich wenigstens nicht getrösten, daß die Kaufleute in der Schweiz die Fürstenbergischen Manufakturarbeiten empfehlen und versenden würden; und ohne Debouché ists mit allen Manufakturarbeiten nichts. Also bleiben die Fürstenberger bey ihrer Ruhe, und die Schweizer bey ihrem Fleiße, und befinden sich beiderseits wohl. Wein wächst hier nicht, aber es wird hier ein gutes braunes Bier gebraut und in die umliegende Gegend verfahren.

Donaueschingen hat eben nicht architekto-

nisch

nisch schöne, aber viele sehr gute Häuser von Bruchsteinen gebaut. Das fürstliche Schloß ist drey Geschoß hoch, eben nicht modern, aber doch ansehnlich. Die Kanzley und das Gymnasium sind auch beträchtliche Gebäude. Alles sieht übrigens hier froh und wohlhabend aus. Die Einwohner sind ein großer Schlag von Leuten, und sehen viel heiterer aus als die Wirtemberger in kleinen Städten, vielleicht weil ihnen kein Special und keine Cynosura ecclesiastica die Freude verbittert. Die Mundart weicht aber sehr von der schwäbisch-wirtembergischen ab, und nähert sich schon der schweizerischen Mundart. Die Fürstenberger sprechen auch, so wie die Schweizer gewöhnlich thun, mitunter ein Wort französich, welches man im Wirtembergischen gar nicht findet.

Es ist hier ein Buchdrucker Johann Matthias Mieth; es kommt auch ein Wochenblatt heraus, desgleichen ein Landeskalender. Ganz nahe vor dem Orte ist ein Steinbruch von guten Sandsteinen, welche hier zum Bauen gebraucht werden. Etwa vier Stunden entfernt, zu Herzogsweiler *), ist eine dem Fürsten gehörige Glashütte wo gutes weißes Glas gemacht wird.

Hier zogen wir über den rechten Weg nach dem Stifte St. Blasien genauere Erkundigung ein, und erfuhren, auf welche Oerter wir reisen

*) Der Ort liegt im östreichischen Brisgau bey Villingen.

müßten, auch daß wir allenthalben Postpferde bekommen würden. Da wir aber vernahmen, daß wir, wenn wir auch augenblicklich fortgereiset wären, denselben Tag nicht vor Abends um eilf Uhr im Stifte ankommen könnten, welches unschicklich gewesen seyn würde; so hielten wir uns hier an diesem angenehmen freundlichen Orte gern einige Stunden auf.

Man kann wohl denken daß wir in das Schloß gegangen sind, um den sogenannten Ursprung der Donau*) zu sehen. Es ist nämlich, wie bekannt, im Hofe des Schlosses ein mit Steinen eingefaßtes Bassin, etwa 20 Fuß im Quadrate, das aus verschiedenen Quellen entsteht, aus welchem der Abfluß bis in die Donau geht. Dieser ist etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß breit, gleichfalls mit Quadersteinen eingefaßt, über welchen wir einen Schritt thaten, um, wie mehrere Reisende thun, sagen zu können, **wir wären über die Donau geschritten.**

Die Meinungen über den Ursprung der Donau sind sehr verschieden, und der Wortstreit darüber wird in kleinen Zirkeln zuweilen so ernstlich genommen, als unter größern Zirkeln mancher Schriftsteller der ernsthaftere Streit über den Ur-

*) In der Déscription du Danube par le Comte de Marsigli Tom. VI. Fig. 3. ist der Schloßhof zu Donaueschingen, die gefaßte Quelle, und der Ausfluß in die Donau in Kupfer gestochen.

Ursprung des Nils. In Donaueschingen dürfte wohl niemand behaupten, daß daselbst die Donau nicht entspringe; denn das würde dort sehr übel genommen werden. Hingegen hat ein wirtembergischer Schriftsteller F. W. Breuninger im Anfange dieses Jahrhunderts einen ganzen Band *) verwirrt und weitschweifig geschrieben, um seinem Vaterlande Wirtemberg die Ehre zu erstreiten, daß in demselben der Donau Ursprung zu suchen sey. Ich will die Meinungen hierüber etwas näher erwägen, vielleicht kann dadurch der wahre Ursprung und selbst der Namen dieses großen Flusses genauer bestimmt werden.

Nämlich, in dem Wirtembergischen Theile des Schwarzwaldes am Fuße des Hirschberges oder Hirzberges **), eine halbe Meile von

*) F. W. Breuningers Fons Danubii primus et naturalis, oder die Urquelle des weitberühmten Donaustroms im Herzogthum Wirtemberg, und nicht zu Doneschingen. Tübingen 1719. 8.

*) Hiris = ber, keltisch, der schreckliche Berg. Hiris schrecklich, ber Berg. Er ist einer der höchsten im Schwarzwalde, sehr steil und dick bewachsen. Eben so bedeutet Broc = ter der wilde Berg. (Broc Berg, ter wild, die alte Benennung Bructerus). Es ist um so viel wahrscheinlicher, daß dieß die wahre Etymologie der Benennung unsers Brocken seyn mag, da mehrere Benennuugen am Harze keltisch sind. Ptolemäus

dem wirtembergischen Kloster St. Georgen, entspringt, ein Flüßchen, die Brig oder Brigach genannt, welches nahe bei Donaueschingen den Namen Donau annimmt, wie die Wirtemberger sagen, oder in die Donau fließt, wie zu Donaueschingen behauptet wird. Wenn man aber unparteyisch seyn will, kann man nicht wohl sagen, ein größeres Wasser die Brig, welches schon über ein Paar Meilen geflossen ist, fließe in einen Bach, der im Schlosse zu Donaueschingen seinen Ursprung nimmt, der nur ein paar Fuß breit ist, und kaum etwa 1000 Fuß fließt. Dessen

lemäus benennet unsern jetzigen Harzwald: το μελιβοκον ὀρος. Dieß heißt auf keltisch: Mel Berg, bog schwarz, das schwarze Gebirge, dieß ist ungefähr eben die Bedeutung wie Hiris: ber oder Broc: ter. Herr Mannert hat daher in seiner vortrefflichen Geographie der Griechen und Römer (IIIr Bd. Nürnberg 1792. 8. S. 568) ganz richtig gemuthmaßet, daß Meliboc eine gebirgige Gegend bedeuten müsse. (Die von ihm an ebengedachtem Orte angeführten Benennungen einer Stadt Μηλοκαυος oder Μηλομαβος werden bedeuten: Mel: Erhöhung oder Berg, oc und om Wohnung oder Stadt, av und ab Fluß; also in beiden Lesearten: Hochliegende Stadt am Flusse.) So bedeutet auch Bude auf keltisch Wasser. Die beiden Beynamen der am Harze fließenden Bude, die Rappbude und Luppbude sind keltisch und zeigen einen hohen Fluß an u. s. w.

sen Quelle kann nicht füglich die Quelle der Donau genannt werden. Ueberdieß zeigt Breuninger in einem seinem Werke beygefügten Kärtchen, daß auf der westlichen Seite Donaueschingens, dem Dorfe Almetshofen gegenüber, der Brunnbach noch eher als die Quelle zu Donaueschingen in das größere Wasser, in die Brig fällt. Sollte also durchaus in dieser Gegend die große Donau aus einer kleinen Quelle und nicht aus der Brig entspringen, so möchte der Brunnbach eher oder wenigstens eben so gut ein Recht dazu haben. Es ist also keinesweges zu behaupten, die Donau entspringe bey Donaueschingen, um so weniger, da die dortige Quelle im sehr troknen Sommer zuweilen schon ganz vertrocknet seyn soll*); sondern eigentlich muß man sagen: Da, wo bey Donaueschingen ein sehr kleiner Bach in die Brig fließt; oder eigentlich, wo tausend Schritte weiter herunter der Fluß die Brig mit einem andern Flusse die Breg genannt, in Einen Fluß zusammen fließt **), erhält dieser vereinigte Fluß den Namen die Donau.

Diese Breg, ein Fluß, welcher in dem Theile des Schwarzwaldes entspringt, der zum östreichi-

*) S. Breuninger S. 338.

**) In Michals Charte des schwäbischen Kreises und in Mayers Karte des Herzogthums Wirtemberg ist der Lauf und Zusammenfluß der Brig und Breg ganz falsch gezeichnet.

chischen Brisgau gehört, hat auch ihren Vertheidiger welcher sie durchaus zur Quelle der Donau machen will, und dieß ist die dritte Meinung. Kurz vor der Zeit, da Breuninger (welcher Vikar des wirtembergischen Klosters zu St. Georg war), die Stelle in der Nachbarschaft desselben genau untersuchte, wo die Brig entspringt, stand der bekannte Graf Marsigli im Jahre 1702 im spanischen Successionskriege, nach der Eroberung von Landau, mit einem kleinen Korps kaiserlicher Truppen im Schwarzwalde, und untersuchte bey dieser Gelegenheit den ersten Ursprung der Breg, welche auf der Spitze eines Berges auf feuchten Wiesen aus verschiedenen Quellen zuerst entspringt, die sich über dem Dorfe Brukelrain *) in eine Art von See sammeln, der jetzt eine Mühle treibt. Diese unbedeutenden Quellen und Bächlein haben keine besondern Namen, bis sie weiter herunter bei dem Dorfe Furtwangen **) in einen Fluß

*) In Marsigli Description du Danube T VI. Tab. II. ist die Gegend von den ersten Quellen bis Brukelrain und die verschiedenen Quellen und Bäche genau abgezeichnet. Brokel-ren bedeutet nach keltischer Etymologie, Vertiefung auf einem Berge wo Wasser fließt; und so ist genau die Lage dieses kleinen Orts.

**) FFordd heißt auf keltisch ein Weg, Eingang; im Plural FFyrdd. Gwaneg heißt Wasser oder Fluß;

Fluß zusammenfließen, welcher daselbst nunmehr den Namen die Breg bekommt. Diesen Fluß nimmt Marsigli von seinem ersten Ursprunge an für die wahre Quelle der Donau, und behauptet folglich, die Brig fließe bei Donaueschingen in die Breg, welche er vor gut findet Donau zu nennen, welches aber nichts als eine ganz willkürliche Benennung ist. Die Breg hat so wenig ein vorzügliches Recht vor der Brig, allein die Quelle der Donau zu heißen, als umgekehrt. Aus Marsigli eigener Karte *) erhellet, daß diese beiden Flüßchen beynahe in gleicher Richtung neben einander laufen, und gleich unterhalb Donaueschingen nicht einer in den andern, sondern beide in einen spitzen Winkel zusammenfließen

und

Fluß; also FFyrdd-Gwaneg Eingänge des Flusses. Furtwangen liegt da, wo zwey Bäche in einander fließen. Weiter herauf liegt ein Ort Furtgwangle ebenfalls vor dem Ursprunge der Breg, und auf einer Stelle wo zwey kleine Bächlein zusammenfließen. Furtwangen bedeutet also ungefähr eben das was Koblenz (Confluentia), oder Hüfingen, wie ich bald unten anführen werde.

*) Man muß sie für ziemlich genau halten, da sie von Ingenieuren aufgenommen worden. Breuninger hat auf seiner Karte zum Behufe seiner Hypothese den Lauf der Brig etwas gerader gezeichnet, damit die Breg eher scheinen soll in die Brig zu laufen.

und nunmehr Einen einzigen vereinten Fluß ausmachen.

Da willkürliche Annahmen von beiden Seiten nichts entscheiden, so bleibt immer noch unerklärt, warum zwey kleine Flüsse, die über eine deutsche Meile lang neben einander laufen, eine beina-he ähnliche Benennung haben, und warum erst da wo sie zusammenfließen der vereinte Fluß einen dritten ganz fremden Namen annimmt: denn so ist die wahre Beschaffenheit der Sache. Will man ganz genau reden, so muß man sagen: die Donau hat zwey Quellen, und bey ihrer beiderseitigen Vereinigung entsteht erst der Namen Donau. Und eben dieß ist genau durch die keltischen Benennungen dieser drey Flüsse selbst angezeigt; ein Umstand, auf den noch niemand bisher gedacht hat, so viel man auch über diesen an sich unbedeutenden Streit schrieb.

Es bedeutet nämlich in den keltischen Sprachen sowohl Ber-eg als Ber-ig, beides die Quelle eines Flusses, und Do-na bedeutet zwey Flüsse *). Da ist das Räthsel erklärt: Zu einem

*) Auch das Städtchen Dona in Sachsen (das Stammhaus der Burggrafen von Dohna) welches auch Donau zuweilen geschrieben wird, liegt an zwey Flüssen, nahe dabey wo die Müglitz in die Elbe fließt. In den dortigen Gegenden sind zwar die Benennungen gewöhnlich slavisch oder deutsch; aber es haben sich auch

einem Strome der auf keltisch der zweyflüssige Strom heißt, sind ganz natürlich die beiden über ihm laufenden Flüßchen, bis sie in ihm zusammenfließen, die Quellen. Deßgleichen bedeutet Eschai auf keltisch eine Wohnung, in ist die Endung des Diminutifs, gen, heißt weiß, glänzend, schön und also ist auch die Benennung Donaueschingen erklärt. Do-na-eschai-in-gen: schöne kleine Wohnung an zwey Flüssen.

Plinius und Ptolemäus setzten den Ursprung der Donau in ein Gebirge, welches sie Abnoba nannten, daher ist dem Schwarzwalde der Beynamen Mons abnoba geblieben. Aristoteles und andere setzten die Quelle der Donau in einen orkinischen, arkinischen, erkynischen Wald oder Berg, und der Schwarzwald wird bis jetzt gewöhnlich auf lateinisch Sylva marciana ge-

auch in diesen Gegenden Leute aus entfernten Landen angebauet, wie denn die Fläminger die im zwölften Jahrhunderte in die Mark und in Sachsen in die Gegend von Wittenberg kamen, mehrere Benennungen aus den Sprachen mitbrachten, die wir mit einem allgemeinen Namen keltisch nennen. Der Namen der Stadt Trident zeigt nach keltischer Etymologie deutlich ihre Lage an. Sie liegt in einem Thale zwischen den Flüssen Etsch, Fersena und Levig. Wörtlich also: tri, drey, dan Fluß, tun Thal: das Thal der drey Flüsse. S. Bullet memoires sur la langue celtique T. I. S. 462.

genannt. Ich habe in der Beylage XIII. 1. den Ursprung dieser Benennungen zu erklären gesucht. Da auch Ptolemäus in seiner Geographie eines ἐρημος των ἑλλγετιων erwähnt, den sein erster und besten Herausgeber Merkator und sein letzter und bester Ausleger Herr Mannert, in die Gegend des Schwarzwaldes setzen; so habe ich in der gedachten Beylage zugleich eine Muthmaßung geäußert, was wohl unter diesem ἐρημος zu verstehen seyn möchte, und die Stelle des Ptolemäus, welche, wie es mir scheint, bisher unrichtig verstanden worden, näher zu erläutern gesucht.

Man hat, wie bekannt, schon mehrmal die Idee gehabt die Donau mit dem Rheine zu vereinigen. Schon Karl der Große soll die Altmühl, die im bayreutischen Unterlande entspringt und bey Kehlheim in Baiern in die Donau fällt, mit der Pegnitz die in die Rednitz und dadurch in den Mayn fällt, durch einen Kanal haben verbinden wollen, und wirklich dazu einen Anfang gemacht haben. Im vorigen Jahrhunderte hatte Graf Wolfgang Julius von Hohenlohe einen andern Gedanken, nämlich von Wertheim aus die Tauber bis Weickersheim durch Schleusen schiffbar zu machen, und von da an einen Kanal zu ziehen, bis in den Fluß Wernitz, welcher bey Donauwerth in die Donau fließt *).

Diese

*) S. Bechers närrische Weisheit S. 109.

Diese beiden Plane schienen wenigstens beym ersten Anblicke einigermaßen ausführbar. Aber ganz ungereimt ist der Vorschlag den ein Ungenannter noch im Jahre 1781 that *). Dieser will die Wutach mit der Breg und diese mit dem Neckar verbinden, und stellt dieses als eine ganz leichte Sache vor. Er muß gar nicht einmal auf eine Specialkarte — so unvollkommen die von diesen Gegenden vorhandenen auch sind — nur die Augen geworfen haben; sonst hätte er sehen müssen, von welchen hohen Bergen in enge Thäler die drey ersten Flüsse herabstürzen, und welcher Unsinn es ist, ihnen quer durch die höchsten und wildesten Berge eine Kommunikation verschaffen zu wollen.

Ueberhaupt ist gar nicht abzusehen, was der Ungenannte hier mit der Wutach, und mit der Breg haben will, da die Breg eben so wie die Brig zur Donau fließt, und also die Wutach lieber mit der Donau müßte verbunden werden, wenn es sonst möglich wäre, so wie auch die Kinzing ohnedieß bey Kehl und bei Diersheim in den Rhein fließt, und wenn sonst nur die Brig und die Kinzing bey ihrem Ursprunge Wasser genug hätten, so wäre die Vereinigung leicht gemacht. Hätte er nur Zollmanns vollständige Karte von allen Flüssen Deutschlandes **) durchstudirt,

*) S. Bernoulli Reisen IIr Bd S. 197.

**) Unter dem Titel: Hydrographia Germaniae;

studirt, so klein und unvollkommen auch diese Karte ist, so würde er doch schon das Ungereimte seine Idee eingesehen haben.

Auch bildet sich der Mann ein, die Kosten seiner vorgeschlagenen Vereinigung mit einer halben Million Thaler zu bestreiten. Wer so etwas schreibt, zeigt daß er in Dingen dieser Art sehr unwissend ist. Hätte er sich doch nur erkundigt, was der Brombergische Kanal gekostet hat, bey welchem keine Felsen zu sprengen und keine wüthende Ströme, die im Frühjahr so schnell anschwellen, in ihren Ufern zu halten sind. Auch hat dieser Schriftsteller gar nicht überlegt, daß die Donau erst bey Ulm schiffbar wird, und der Neckar erst bey Kanstatt. Wahrhaftig, er würde nicht den Neckar vom Orte seiner vermeinten Vereinigung mit der Donau an bis Kanstatt, und die Donau von da bis Ulm mit 500,000 Reichsthalern Kosten schiffbar machen! Solch ungereimtes Zeug wird aber gedruckt, und dient nur sinnlose Träume zu vervielfältigen und zu unterhalten, die immer aus einem Buche ins andre geschrieben werden, und so oft bey manchen deutschen Schriftstellern, die jetzt von Handlung, Schiffarth und Cirkulation schreiben wollen, ohne etwas davon zu verstehen, für tiefe Handelswissenschaft und Statistik gelten.

Noch

Ein Blatt, von J. B. Homann in Nürnberg herausgegeben.

Noch um 1784 hat ein gewisser Hr. **Mayer** in Wien eine Menge hydrographischer Charten mit großen Kosten gar schön in Kupfer stechen lassen, worauf er eine Menge Kanäle zeichnete, wodurch alle Flüsse in den K. K. Erblanden zur Ausführung großer Handlungsprojekte vereinigt werden sollten, und worin natürlich die so wichtige Vereinigung der **Donau** mit dem **Rheine** nicht vergessen war. Die Unternehmung würde nicht Millionen, sondern Milliarden gekostet, und leicht die Zeit von einem halben ja ganzen Jahrhunderte erfordert haben, nebst dreyßig- oder vierzig tausend Arbeitern. Wie es mit dem Nivellement beschaffen sey, welche Schwierigkeiten bey den Schleusen in einem so reißenden Flusse seyn würden, und woher das Wasser zur Speisung aller Kanäle käme, so daß es nirgend mangle und nirgend übertrete: pflegen dergleichen Projektmacher gewöhnlich nicht zu überlegen, und von diesem Herrn **Mayer** ists am wenigsten geschehen. Auch ist keiner der von ihm entworfenen Kanäle gegraben, und wird vermuthlich keiner gegraben werden. Dieser Entwurf ist den Weg der großen **Bargumschen**, **Willeshofenschen** und **Taufererschen** schimärischen Handlungsgesellschaften und Handlungsentwürfe gegangen.

Wenn es wirklich möglich wäre die Donau mit dem Rheine zu vereinigen, so würde doch diese Vereinigung sehr wenigen praktischen Nutzen zeigen. Haben denn die Leute, welche sich so lange

mit diesem Traume herumschleppen, ganz vergessen, daß die Donau ein reiß nder Fluß ist, den man Stromauf gar nicht beschiffen kann, außer daß man einige Schiffe kümmerlich und äußerst langsam mit Pferden hinaufziehet? Wie lange möchte wohl eine Reise die Donau herauf von ihrem Ausflusse an bis zu der vermeinten Vereinigung mit dem Rheine und von da bis Amsterdam dauern? Wer ein wenig nachrechnet, wird finden, daß man in kürzerer Zeit von Konstantinopel nach dem Texel segeln kann. Wenn nun die Fahrt die Donau herauf nicht vortheilhaft in Stand zu setzen, und also keine Rückfracht zu machen ist; so müssen die Schiffe welche die Donau herunterkommen, in Ungarn bleiben und zerschlagen werden, so wie es jetzt geschieht. Wenn nur der vierte Theil der Waaren, welche in Friedenszeiten von Ostende und Amsterdam nach Triest, nach Konstantinopel und sonst nach dem schwarzen Meer gingen, durch den Rhein die Donau herunter gehen sollten, so würde in fünf oder sechs Jahren an der Donau kein Baum mehr vorhanden seyn, um Bretter zu Donauschiffen herauszuschneiden, und am Ausflusse der Donau ins schwarze Meer würden die Bretter zusammen gethürmt werden in Haufen größer als die Sandberge von Ballast bei einigen französischen Seehäfen, oder als der Mistberg vor Warschau! Und wer nur den geringsten Begriff hat, was ein Schiff laden kann das auf der See geht, und wie wenig verhältnißmäßig dagegen der größte Kahn auf einem Flusse:

der wird die Ungereimheit noch deutlicher einsehen. — Genug von Träumen!

Wenn man von Donaueschingen wegfährt, passirt man die Brig auf einer hölzernen Brücke, und kommt auf eine schöne Chaussee, die auch mit jungen Bäumen besetzt war. Das Land ist sehr fruchtbar; daher die Dörfer ziemlich dicht an einander liegen. Von weitem sieht man links auf einem hohen Berge das Schloß und Städtchen Fürstenberg, das Stammhaus des regierenden Hauses. Eine halbe Stunde davon liegt das fürstenbergische Städtchen Hüfingen *) an dem Flusse Breg, welcher hier zwey Arme hat, wovon der eine die Esch heißt **). Es gehen darüber eine steinerne und eine hölzerne Brücke. In Hüfingen liegt, so wie in Donaueschingen, eine Kompanie fürstl. fürstenbergischer Soldaten, zum Kreiskontingente gehörig. Die Gegend ist eben, sehr fruchtbar und angenehm. Die Schweizer, beiderley Geschlechts, waren auf dem Felde allenthalben mit der Aernte beschäftigt.

Das Posthaus zu Unadingen ***), 1½ Meile von Donaueschingen, ist ein einzelnes steinernes

*) Keltisch: Huf Wasser, in in, gen Winkel. Der Ort liegt im Winkel zweyer Flüsse.

**) Esch bedeutet auf keltisch ein Wasser oder Fluß.

***) Una Ort; din tief, guen Baum. Tiefliegender waldiger Ort; ganz genau die Beschreibung der Lage.

nernes Haus zwischen zwey ziemlich hohen mit Nadelholze bewachsenen Bergen gelegen. Der Posthalter der mit seinen grauen Haaren und ehrlichem Gesichte wie ein Patriarch aussah, sagte uns mit treuherzigem Wohlgefallen, daß er es gebauet habe. Der Ton seiner Sprache war schon ganz schweizerisch, hohl aus dem Gaumen heraus. Ich war hier mit Vergnügen Zuschauer der Unterhandlung seiner Tochter, eines schönen blonden Mädchens, mit einer alten Nähterinn. Es war ein lebendes Gemälde, wie es Gerard Douw hätte malen können. Die Scene war vor dem Hause im halben Schatten desselben, und gerade zufällig die Beleuchtung der Nachmittagssonne sehr malerisch. Die Unterhandlung betraf ein braunes Mieder, mit silbernen Tressen besetzt, und verschiedene bunte Bänder, die sie darauf nach ihrer Phantasie geordnet wissen wollte, und darüber sehr ernstlich verschiedene Vorschläge that und von der alten Frau anhörte. Die Sache war auch wichtig; denn das Mieder ward zu ihrem nahe bevorstehenden Hochzeittage ausstaffirt. Es war artig in dieser Einöde die Liebe zum Putze so geschäftig zu sehen. Die Braut hatte selbst schon ein Mieder an, mit bunten Bändern und Tressen besetzt. Ein Gürtel von einer Kette schlang sich um den Rock sehr hoch, fast unter dem Busen. Sie trug eine Schürze von schwarzem Zeuge, einen Strohhut, mit feiner Koketterie schief gesetzt; von ihrem Haupte hing ihr blondes Haar in zwey

langen

langen Zöpfen, mit blauem Bande durchflochten, welches bis auf die Erde hing *).

Bey **Unadingen** hört die Chaussee auf, und nun fängt einer der wildesten Bergwege an; daher wir hier zum erstenmale drey Pferde nehmen mußten, nachdem wir bisher auf der ganzen Reise immer mit zwey Pferden recht gut fortgekommen waren. Zwar der Anfang des Weges ist sehr angenehm. Er geht gleich ziemlich steil bergan; aber beständig zwischen Getreidefeldern, bis er sich um einen mit Tannen und niedrigem Laubholze bewachsenen Berg drehet; wo er in ein höchst anmuthiges Thal herunter geht. Dasselbe durchläuft ein rieselnder Bach, der nicht nur eine Mühle treibt, sondern vermittelst kleiner gezogenen Kanäle und kleiner Schleusen viele Wiesen wässert. Diese Spur menschlichen Fleißes in einer solchen Einöde, im Kontraste mit den gegenüberstehenden mit dunkelm Nadelholze bewachsenen Bergen, machte ein Gemälde, lieblich und hehr; und so geht der Weg ferner durch einen kleinen Wald sanft hinaufsteigend zwischen Getreidefeldern, dazwischen denn hin und wieder Hanf und etwas Tabak gepflanzt war, und über einen steinigen Abhang

*) Vor dem Frauenzimmermagazine 1783 2tes Stück siehet man eine Abbildung einer Schwarzwälderinn welche ungefähr eine solche Kleidung hat.

fährt man bis nach Rieselfingen *), dem letzten Fürstenbergischen Dorfe.

Hinter demselben hört plötzlich alle Spur menschlicher Industrie auf, welche uns seit Donaueschingen, so weit wir durch die Fürstenbergische Landgrafschaft Baar gefahren waren, so angenehme Eindrücke gemacht hatte; der Weg wird steinig und unfahrbar, und da wo die dem Stifte St. Blasien gehörige Grafschaft Bondorf **) angeht, fängt die Gegend an eine sehr wilde Ansicht zu gewinnen. Nun merkt man daß man im Schwarzwalde ***) ist.

Der

*) Büsching nennt es Reiffelfingen; andere schreiben Ringelfingen.

**) Bon-dor auch Bon-dorf Wohnungen die zerstreut oder getheilt liegen; bon heißt außerdem sowohl hoch als tief. Man findet in mehrern keltischen Wörtern, daß sie zweyerley ganz entgegengesetzte Bedeutungen haben, z. B. oc heißt Berg, Höle und Wohnung. Bullet hat aber in seinen Mémoires sur la langue celtique P. 1. S. 4. recht gut gezeigt, daß sich in allen todten und lebenden Sprachen Beyspiele von solchen gerade widersprechenden und schwankenden Bedeutungen finden.

***) Die Römer kannten Germanien nur aus der Gegend des Schwarzwaldes, und aus solchen Gegenden, welche damals so wie jetzt der rauheste Theil des Schwarzwaldes aussahen. Seneka sagt von den Germaniern: Perpetua illos hiems, triste coelum premit, maligne solum sterile sustentat. *Sen. de Provid.* Cap. IV.

Der Wagen mußte am Absturze eines Felsen in einem tiefen hohlen Wege zwischen ungleich liegenden Steinen herabrollen oder vielmehr herabfallen. Von beiden Seiten hingen an den Felsen ziemlich große Tannen, die Wurzeln meist vom Wasser ausgewaschen und in fürchterlicher Blöße drohend über den Weg zu stürzen. Selbst der Fußsteig (denn im Wagen zu bleiben ist nicht rathsam) ist äußerst unwegsam und an einigen Stellen gefährlich. Bald öffnet sich von der einen Seite ein tiefer Abgrund; daher dieser Weg im Dunkeln oder im Winter wenn Schnee liegt, ohne die augenscheinlichste Gefahr, weder zu Wagen noch zu Pferde passirt werden kann. Der Abgrund ist dicht erfüllt von Tannen, in deren wallende Wipfel man hinein sieht, und aus den Schrunden kahler hoher Felsen streben auch Tannenbäume hervor, meist schiefgebogen zum Herabsturze. Alles ist öde, fürchterlich und still. So wie sich der Weg endlich gemach um den Berg wendet, hört man erstlich ganz dumpf und nach und nach stärker das Rauschen eines noch sehr entfernten herabstürzenden Waldwassers. Es ist die schon einigemal oben erwähnte Wutach *), wovon auch das Thal das Wutachthal, oder wie man hier kurz ausspricht das Wutentha! benennet wird. Wenn man dieses Flüßchen, das damals wegen des trocknen Sommers

*) S. im XIn Th. S. 19. und im XIIn S. 33. ff.

nicht so stark war, wie sonst, endlich zu Gesicht bekommt, stürzt es sehr jäh herab über Kiesel und große Steine, und verliert sich weit hinten zwischen dunkle Felsen. Im Thale neben dem herabstürzenden Wasser sieht man entfernt links einige Häuser, dann öffnet es sich zwischen Felsen mit Tannen bewachsen, und jenseit geht zwischen waldigen Bergen eine Steige*) hinauf, eng und steil.

Der Weg wendet sich nun auf die entgegengesetzte Seite, und geht wieder beynahe in einem Winkel von 45 Graden herunter, zwischen Felsen von beiden Seiten emporstehend, dunkel und öde, und das Rauschen der Wutach verschwindet nach und nach; aber plötzlich donnert es wieder stärker ins Ohr, so wie der Weg sich wieder links dreht, und sich das Thal wieder öffnet.

Nun fährt man gelinde herab, endlich über eine fette Wiese die das Auge wieder erquickt. Wir waren, um den abscheulichen Weg zu vermeiden, am grünen Abhange des Berges gerade heruntergegangen. An demselben sprudelte eine Menge lebendiger Quellen aus dem Felsen, welche in kleine Kanäle etwa ein Fuß breit geleitet sind, um die Wiese zu wässern. Sie fallen zuletzt alle in die Wutach, deren Rauschen über die

*) In Oberdeutschland wird ein bergangehender Weg eine Steige genannt.

die Kiesel wir mit vielem Vergnügen zusahen und zuletzt über einen hölzernen Steig über dieselbe gingen. Wer hier die Wutach gesehen hat, erst ihr Stürzen die Felsen herab, ihr Herabfallen zwischen Kieseln, und den hölzernen Steig, fühlt recht anschauend die Sinnlosigkeit des oben angeführten Ungenannten, welcher sich einbildete, durch diesen kleinen Strom die Donau und den Rhein zu vereinigen, zumal da dieser Fluß, wo er etwas größer wird, sich von der Donau abwendet, und mit der Schwarzach in den Rhein herabfließt, so daß er bergauf in die Donau geleitet werden müßte, die selbst hier den größten Theil des Jahres wenig Wasser hat.

Wir verließen nun dieß Thal, wo Spuren menschlichen Fleißes in einer so wilden Gegend uns angenehm überrascht hatten, und fuhren auf dem oben erwähnten engen Steige, steil und steinig bergan, zwischen sehr hohen und dunklen Bäumen, und kamen aus dem Rauschen und Wallen des Wutachthals in eine einsame Waldgegend, ruhig und kühl. Die Abwechselung der Empfindung war ganz sonderbar. Ich dachte in Gedanken:

Empfangt mich, heilige Schatten, ihr Wohnungen
süßer Entzückung!
Ihr hohen Gewölbe —

voll Laub konnte ich nicht hinzusetzen; denn der Wald besteht aus lauter hohen, dichten, aber frischen Tannen, aushauchend balsami-

schen

schen Geruch. Auf dem Rücken des Berges hörte der Wald auf, und man fand Felder voll beynahe reifen Getraides. Das Dorf Boll (hier Bohl*) ausgesprochen), das erste in der dem Fürstenabte von St. Blasien gehörigen Grafschaft Bondorf, liegt in einem Gebüsche am Abhange eines Berges sehr sonderbar; die Häuser hangen über einander, und die Kirche liegt ganz hoch auf dem Felsen, auf dessen Seite sich wieder ein Bächlein in den Grund stürzt.

Und nun ging der Weg aus diesem romantischen Thale wieder sehr steil in die Höhe, zwischen Felsen und Gesträuchen, so enge daß kaum für die Achsen des Wagens Platz war, und so steil, daß die Pferde entweder auf den losen im Wege über einander liegenden Steinen herabglischten, oder einige ungleiche Felsenstufen hinauf klettern mußten, auf welchen der Wagen hin und her schlug; so daß die Festigkeit der Räder noch an keinem Tage so stark war geprüft worden als an diesem. Aus dem düstern wilden engen Wege auf dem Rücken des Berges heraus geschleppt, fanden wir an dem schönsten Sommerabende den Mond aufgegan-

*) Keltisch Bola, ein Dorf. Nie habe ich an einem kleinen Orte so gewaltig viel Bettler gesehen. Aus allen Häusern liefen sie heraus und bettelten jeder um eines andern Heiligen willen. Mehrere fielen auf die Kniee, welches widrig anzusehen war.

gegangen, und erblickten vor uns volle Getreidefelder, wallend in hellem Mondenlichte, und rückwärts eine herrliche Ansicht in eine weite bergige Landschaft. Die Ueberraschung war äußerst angenehm. Wir fuhren, als es schon dunkel ward, wieder herunter in den Marktflecken Bondorf, dem Hauptorte der Grafschaft dieses Namens *). Wir waren also auf dieser Station, welche

*) Das Stift St. Blasien war im XIIten Jahrhunderte unmittelbar vom Kaiser und Reiche abhängig. Papst Urban II. nahm im Jahr 1100 dieses Stift in den unmittelbaren Schutz des Heil. Stuhls (S. die Urkunden in der Historia nigrae sylvae T. III. p. 36). Dieß war nichts Geringes von einem Papste, der damals schon den Kaiser Heinrich zweymal in den Bann gethan hatte. Auch setzte Urban hier, ohne weitere Umstände, aus päpstlicher Allmacht fest: wer dieser seiner Konstitution zuwider handeln werde, »*potestatis honorisque sui dig-*
»*nitate careat*, reumque se diuino iu-
»dicio de perpetrata iniquitate cognos-
»cat, et a S. S. corpore et *sanguine* Dei
»et Domini redemtoris nostri I. C. alie-
»nus fiat, (das Blut missen zwar alle katholische Layen,) atque in *extremo examine*
»*districtae vltioni* subiaceat.« Aber auch damals gehorchte man, wie jetzt, nicht immer ernstlichen päpstlichen Befehlen. Das Stift fühlte, daß es außer der päpstlichen Bulle noch andern Schutz nöthig hatte, und war im Jahr 1361 unbedachtsam genug sich die

welche eigentlich nur $\frac{7}{4}$ Meilen lang ist, 4 ganze Stunden gefahren. Wir erfuhren, daß der Weg

die mächtigen Herzöge von Oestreich zu Schirmvögten auszubitten, welche die Advokatie »non pro terreno commodo, sed pro remissione peccatorum suorum et pro aeterna mercede« haben und verwalten sollten. Aber die Herzöge von Oestreich ließen sich bald ihre Sünden anderweit vergeben, und übten landesherrliche Rechte über St. Blasien aus. Das Stift hat einen schönen Brief Kaiser Heinrichs V. vom Jahre 1120 (S. Hist. nigrae Sylvae T. III. S. 49) worin festgesetzt wird, wie es dem Schirmvogte ergehen soll, der so etwas unternehmen wollte; hat aber fürs beste gehalten von diesem Briefe keinen Gebrauch zu machen. Jedoch, um einigermaßen reichsfrey zu seyn, kaufte es im Jahre 1611 diese Reichsgrafschaft Bondorf. Kaiser Franz I. war auch seiner Schirmvogtey als mitregierender Erzherzog von Oestreich eingedenk, und erhob daher, als Kaiser, im Jahre 1746 jeden Abt von St. Blasien zum Fürsten des H. R. Reichs; doch unbeschadet der Eigenschaft eines ersten Vasallen im Brisgau. Außer diesen Ländern besitzt noch der Abt zu St. Blasien ein Stück Landes im Kantone Zürich, hält einen Amtmann in Schafhausen, wegen dort zu hebende Zehenten und Gefälle, und ist also zugleich ein Reichsfürst, ein regierender Reichsgraf mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage, ein östreichischer Vasall, und ein Republikaner.

Weg von Unadingen her deßwegen so ganz abscheulich bleibt, weil die Unterhaltung desselben zwischen Fürstenberg und St. Blasien streitig ist, die überhaupt mancherley Differenzien haben sollen.

Bondorf ist ein mäßiger Marktflecken, dessen Einwohner sich bloß vom Getreideban nähren. Sie scheinen nach ihrer Art wohlhabend zu seyn, und sind wie alle Bewohner des Schwarzwaldes ein starker gesunder Schlag von Leuten. Man rechnet hier, daß man nicht viel mehr als ein Vierteljahr Frühling und Sommer und beynahe drey Vierteljahre Winter hat *), und drey bis

vier

*) Schon Tacitus sagt, daß die Germanier, worunter er natürlich die Einwohner dieser Gegend vorzüglich rechnet, vom Herbste keinen Begriff und auch kein Wort dafür hätten: hiems et ver, et aestas intellectum ac vocabula habent: *autumni* perinde *nomen et bona ignorant.* In der galischen oder irisch-keltischen Sprache, welche oder eine ähnliche, (weshalb ich mich auf die Beylage XII. 1. beziehe) wahrscheinlich vor 1800 Jahren in dieser Gegend geredet ward, ist bis jetzt noch keine besondere Benennung für den Herbst da, wie aus Shaw's galic Dictionary zu ersehen ist. Wenn die Iren und Bergschotten den Herbst ausdrucken wollen, müssen sie dafür das Wort Faomhar gebrauchen welches Aernte bedeutet. Die Engländer unterscheiden Harvest und Autumn ganz recht,

da

vier Meilen weiter, nach Schafhausen zu, wächst schon Wein; so erstaunlich ist das Klima der rauhen Berge und wilden Thäler von dem Klima des ganz nahe liegenden offenen Landes unterschieden. Indeß wurden in diesem rauhen Erdstriche dennoch Roggen, Gerste, Hanf und auch viel Kartoffeln gebaut. Das Getreide wird nach den Städten Zurzach und Schafhausen, nach dem Stifte Reichenau und auch nach dem Stifte St. Blasien geführt. Die Leute sind doch ziemlich mit Steuern beschwert, und müssen in diesem unwegsamen Lande für den Landesherrn ungemessene Frohnfuhren gegen eine geringe Vergütigung thun. Dieß kleine Ländchen hat zum Baue des abgebrannten Stifts 9000 Gulden freywillig aufgebracht.

Wir übernachteten hier und fuhren sehr früh weiter. Es ward uns sehr wohl zu Muthe, theils wegen des herrlichen Sommermorgens, theils weil nun der Weg eine gute Chaussee ist. Der auch als Gelehrter berühmte Fürstabt **Martin II.** hat diese Chaussee gleich nach Antritte seiner Regierung in nicht völlig zwölf Monaten in den Jahren 1765 und 1766 vier Stunden lang von hier bis St. Blasien, und von da fünf Stunden bis

Bett-

da die Getreideärnte vor dem Herbste fällt; aber auch sie haben für die Jahreszeit nur ein römisches Wort. In Oberdeutschland wird die Weinlese gewöhnlich Herbst genannt, da sie auch wirklich in einem Herbstmonate fällt.

Bettmaringen nach der Anlage des P. Kolumban Leithner, eines sehr geschickten Kapitularen zu St. Blasien, machen lassen. Es ist dieß unter den vielen Verdiensten, welche dieser edle Fürstabt um dieses Land hat, eins der wichtigsten; denn in so wilden Bergen und Thälern, wo man gar nicht fortkommen kann, ist ein so guter Weg dreyfachen Dank werth.

Doch geht dieser Weg immer Berg auf und Berg ab, zuweilen ziemlich jäh; welches nicht möglich war zu ändern. Auf beiden Seiten sind fast immer entweder hohe Felsen, oder aufgeschüttete Sandgebirge, alle mit hohen Tannen bewachsen; selten sieht man einige Getreidefelder und nur zuweilen einzelne Häuser, nach der im Schwarzwalde üblichen Bauart aus auf einander gelegten Balken bestehend, auf welchen ein hohes steiles Strohdach liegt, das zu beiden Seiten fast bis auf die Erde reicht. Hinter dem Dorfe Balzhausen, etwa eine halbe Meile von Bondorf, ist dicht am Wege, welcher hier nur so breit ist daß sich zwey Wagen kaum würden ausweichen können, ein jäher Absturz in ein tiefes dicht mit hohen Tannen bewachsenes Thal, worin der Steinerbach herabrauscht. In dieses tiefe Thal schien die Sonne von oben hinein, indeß wir im Schatten fuhren. Dieß that eine wunderbare Wirkung, welche kein Maler würde ausdrücken können. Es sah fürchterlich schön aus.

Allenthalben ist der schroffe Abhang der Felsen gesprengt, und die Steine sind auf der tiefen

Seite bis zur nöthigen Höhe aufgemauert, so daß man in dieser wilden Einöde allenthalben auf einem Wege fährt, der von keiner Seite abhängt oder gefährlich ist. An mehrern Orten sieht man am Wege und in den Gründen große Stücken Steine liegen, manche vielleicht von hundert und mehrern Zentnern, in der wildesten Unordnung, fast eben so wie auf dem Brocken, und hin und wieder rauscht dazwischen ein Bach herab. Diese wilde Steinmassen gaben einen anschauenden Begriff, wie fürchterlich hier der Weg beschaffen gewesen seyn muß, ehe er durch Vorsorge des guten Fürsten Martin II. eben gemacht ward. Er führte in Zeit von einem einzigen Jahre dieses so große und nöthige Unternehmen aus, welches seit Jahrhunderten schon hätte ausgeführt werden sollen. So viel kann Ein einziger verständiger und unternehmender Mann thun. Ich wundre mich sehr, daß auf der dem Tom. I. der Historia nigrae sylvae dieses gelehrten Fürstenabts beygefügten Karte des Schwarzwaldes in zwey Blättern, welche doch sonst in Absicht des Gebiets von St. Blasien sehr genau seyn wird, die vortreffliche Chaussee welche dieses bergige Gebiet auf zwey Seiten so zugänglich macht, nicht angezeigt ist. Sie hätte es sehr verdient. Von Moritz, dem würdigen Nachfolger Martin's ist zu hoffen, daß Er auch verschiedene noch nöthige Wege wird machen lassen; welches den Einwohnern des Landes zu großem Vortheile gereichen würde.

Man

Man sieht auf dem ganzen Wege allenthalben sowohl die Berge als die Gründe an welche man hinfährt, dicht mit Tannen und Fichten bewachsen. Man bemerkt aber freylich gar keine Spur, daß diese unermeßlichen Wälder im geringsten forstwissenschaftlich behandelt würden. Allenthalben verfaulen ganze Stämme, oder sind einzeln ausgehauen, ohne daß man das Land in Schläge eingetheilt und an die Stelle des geschlagenen Holzes wieder neues gesäet hätte. Ob man nun gleich das Holz so wenig achtet, so hörte ich doch schon in St. Blasien, daß man anfinge Holzmangel zu spüren, zumal da ein Eisenwerk zu Albbruch, da wo die Alb in den Rhein fließt, und eine Glashütte am Flusse Wehra viel Holz verbrauchen. So sehr wahr ist es, daß man an den Orten wo Ueberfluß an Holze ist, bey Zeiten an forstwissenschaftliche Einrichtungen denken sollte, ehe es allzu spät wird.

Etwa auf dem halben Wege kommt man, bey einem Paar Häusern welche Seebrück heißen, auf einer Brücke über das Flüßchen Schlich oder Schwarzach, und behält dicht zur Rechten den Schluchser-See*), durch welchen dieses Flüßchen fließt, bald nachdem es entsprungen ist. Der Fluß und der See machen die Scheidung zwischen

*) In Büschings Geographie ist dieser See, der doch wohl eine halbe Meile lang ist, nicht angezeigt.

der Reichsgrafschaft Bondorf und dem östreichischen Gebiete *), und man kommt nun in den St. Blasienwald. Auf dem Wege von Bondorf aus fährt man bey drey Schneidemühlen vorbey, von Bächen getrieben. Die letzte liegt ganz nahe vor dem Stifte an dem Bache Alb oder Alb-ach **) nebst einer von einem Wasserrade getriebenen wohl eingerichteten Maschine, um Marmor zu sägen, welche damals wegen des noch fortgehenden Baues sehr gebraucht ward. Bald darauf erblickt man links an eben diesem Flusse ein artiges kleines Lusthaus mit einer Kuppel und drey Wetterableitern. Man wird verführt, es in der Ferne schon für das Stift zu halten. Aber Erstaunen und Bewunderung ergreift den Wanderer, wenn er hier vorbey ist, wieder

*) Auf der großen Michalschen Karte von Schwaben und auch auf der Karte des Brisgau, die ein kaiserlicher Ingenieur im Jahre 1718 herausgegeben hat, ist die Gränze unrichtig gezeichnet. Die oben gedachte Karte in der Historia nigrae sylvae gibt hier die beste Auskunft.

**) Alb heißt in den keltischen Sprachen ein Berg, davon das nicht in Niederdeutschland, sondern in der Schweiz und an den Gränzen wo keltische Völker wohnten, gebräuchliche Wort Alpen herkommt; Ach heißt ein Fluß, wie im XIn Bde S. 19 und oben S. 7. angezeigt. Dieser Bach kommt von hohen Bergen und stürzt jenseit St. Blasien sehr jäh und rauschend herab.

der weiter nichts als nahe an beiden Seiten des Weges die hohen dicht mit Tannen bewachsenen Berge siehet, und dann bey Wendung des Weges mit Einem Male die Aussicht sich erweitert, und plötzlich — in einem engen Thale zwischen hohen Bergen mit düstern Fichtenbäumen bewachsen, — das große majestätische Gebäude dasteht. Der Eindruck ist unbeschreiblich, in dieser rauhen Gegend ein so weitläuftiges, so wohl geordnetes Gebäude zu erblicken.

Fürst Martin II erlebte bekanntlich den Unfall, daß im J. 1768, nachdem er noch nicht vier Jahre regiert hatte, das ganze Stift durch einen unvermutheten Zufall abbrannte. Er hatte auf seiner Reise *), welche er, noch als ein bloßer Religioſe, in gelehrter Absicht machte, um zu seinem wichtigen Werke de cantu et musica sacra Materialien zu sammlen, auch die erhabenen Denkmäler der alten und neuen Baukunst in Italien kennen lernen. Er faßte den großen Gedanken, sein Stift von Grund aus ganz neu und in edler Baukunst wieder aufzuführen. Es war

*) Er hat sie kurz beschrieben unter dem Titel: Iter alemannicum, accedit italicum et gallicum, sequuntur glossaria theotisca ex Codd. Mss. a Saeculo IX vsque ad XIII. Typis San-Blasianis 1765. 8. Die beygefügten Glossarien sind zur Geschichte der deutschen Sprache sehr nützlich. Man hat auch eine deutsche Uebersetzung, worinn aber leider die Glossarien weggelassen sind.

auch in Absicht der Kosten ein wichtiges Unternehmen. Man rechnet die Einkünfte des Stifts jährlich ungefähr auf 80,000 Gulden, und der ganze Bau soll, nebst allem was dazu gehört, über 700,000 Gulden gekostet haben; doch weiß ich beide Summen nicht zuverlässig, sondern nur aus Hörensagen. Der Bau ward im Jahre 1770 angefangen. Als ich das Stift sah, war es zwar meist selbst, aber noch nicht die Kirche inwendig ganz fertig. Es ist erstaunlich, daß in dieser abgelegenen Gegend so wichtige Gebäude in so kurzer Zeit haben geendigt werden können. Man muß dabey noch bedenken, daß wegen der Rauhigkeit des dortigen Klima, indem es gewöhnlich gegen Ende des Septembers schon anfängt zu schneyen, vom Oktober bis in den April nichts konnte gearbeitet werden; deßgleichen daß der größte Theil der Steine drey bis sechs Stunden weit zu Lande mußte herbeygeführt werden *).

Gleich

*) Da ich dieß in St. Blasien selbst zuverlässig vernahm, so wird wohl nicht richtig seyn, was Sander, der so vieles halbverstanden und ohne Sachkenntniß hinschrieb, (RB. IIr Th. S. 405) sagt: »Unbeschreiblich sollen die Fundamente »der Kirche seyn. Man hat in lauter Felsen »gehauen und gegraben.» Wäre so festes Gestein unter der Baustelle, worauf man ohne weiteres ein so großes Gebäude hätte gründen konnen, so würde man die Steine zum Bauen nicht so weit haben herführen dürfen. Daß übrigens blo-

Gleich in der Mitte des Gebäudes fällt die Kirche mit ihrer erhabenen Kuppel und zwey Vorsprüngen sehr vortheilhaft in die Augen. Auf jeder Seite sieht man eine lange Facciate von 15 Fenstern. Inwendig wird durch das Chor der Kirche das ganze Gebäude in zwei Theile getheilt, so daß es zwey große Höfe in sich schließt. Die Gebäude, welche den Hof linker Hand umschließen, gehören zur **Abtey**, und die rechter Hand jenseit des Chors gehören zur **Klausur** oder zum eigentlichen Kloster. Außerdem sind auch, wie man sich leicht vorstellen kann, viele Wirthschaftsgebäude, Wohnungen für den Kanzler, den Arzt, den Wundarzt und die übrigen weltlichen Beamten, deßgleichen ein Wirthshaus vorhanden. Ein Dorf oder Flecken ist weder dabey noch in der Nähe, so daß Fürst **Martin II** im Anfange seines Iter alemannicum mit Recht sagen konnte, sein Stift sey in remotissimis eremis gelegen.

Es wundert mich daß in der Geschichte dieses Stifts, in der Historia nigrae sylvae, kei-

bloßes Gründen auf Felsen nicht allein genug ist, zeigt unter andern das Münster in Bern, welches auf einem Felsen steht, aber wegen des Seitendrucks mit sehr starken Gewölben verwahrt werden mußte, worauf denn nachher die herrliche Platteforme angelegt worden, von welcher man eine in ihrer Art einzige Aussicht hat. Sind Felsen klüftig, so ist ein solcher Grund bekanntlich gefährlicher als ein Grund auf Mauersand oder Grieß.

ne Nachricht zu finden ist, welcher heil. Blasius eigentlich die Ehre hat Schutzpatron eines Stifts zu seyn, worin in diesem Jahrhunderte so viel würdige gelehrte Männer lebten. Es führen fünf wirklich in Rom kanonisirte Heiligen den Namen Blasius, und dann giebt es noch eine Art von unächtem h. Blasius, über dessen Jugendgeschichte der Ketzer Konrad Arnold Schmid, eine schon oben*) angeführte schöne Legende**) in Versen gemacht und darin allerley erzählt hat, wovon zwar Rom und die Acta S. S. nichts wissen; aber diese Kononisation des H. Blasius auf dem Parnasse ist wenigstens uns Ketzern mehr werth als die römische. Die Mönche des Stifts St. Blasii zu Braunschweig, worunter Gärtner und Campe sich befinden, sind ihres empfindungsvollen Schutzheiligen vollkommen würdig, und gehören wie Er auf den Parnaß, nicht nach Rom.

Ich mag gern meine Leser mit Leuten bekannt machen, die in ihrer Art merkwürdig oder sonderbar sind. Oben lehrte ich sie zwey merkwürdige Magister einerley Namens näher kennen ***). Vielleicht ists ihnen nicht unangenehm, wenn sie auch von fünf gleichbenamten Heiligen etwas erfah-

*) S. im XIn Bande den IVn Abschnitt.

**) Des heil. Blasius Jugendgeschichte und Visionen. Berlin 1786. 8.

***) S. im XIten Bande den IIIten Abschnitt.

erfahren. Ob ein Magister, es sey in Form oder Materie, zwey Heiligen und drüber werth sey, mögen diejenigen genauer untersuchen, welche sich auf die transscendentale Deduktion des reinen Magisterthums so wie des reinen Heiligthums besser verstehen als ich. In demüthiger empirischer Meinung sollte man denken, Ein Heiliger müßte sehr viel mehr werth seyn als ein Magister; denn Deutschland wimmelt jetzt von Magistern, aber die Heiligen sind selten, — und noch mehr — die Weisen. Indeß freylich, seitdem die Welt durch die formale Philo ophie erleuchtet wird, darf man sich nicht recht mehr auf Erfahrung berufen!

Unter den fünf wirklich heiligen Blasien ist keiner, dessen Leben ihm ein Recht gäbe, ein Schutzpatron gelehrter Männer zu werden; wie denn gelehrt gewesen zu seyn, keinen Grund beym Heiligsprechen abgiebt. Wenn nur nicht etwa gar der Advokat des Teufels zuweilen die Gelehrsamkeit als ein Hinderniß des Heiligwerdens anführt! Vier dieser h. Blasien waren Bischöfe, und der Fünfte ein Kuhhirt. Man merkt seit der ersten Entstehung der Viehzucht und der Kirche, daß in beiderley Stande Gelehrsamkeit gleich wenig nothwendig war, ob man gleich aus beiderley Stande noch in unserm Jahrhunderte einzelne Beyspiele findet, von gelehrten Kuhhirten wie Düval und von gelehrten Bischöfen wie Dalberg.

Zwey heilige Blasien, Italiäner von Geburt, sind in ihrer Verehrung auf den 22

Jun.*) angesetzt. Von dem Einen weiß man wenig mehr, als daß er im dritten Jahrhunderte Bischof zu Lecce in Neapel gewesen und den Märtyrertod gestorben seyn soll. Der Andere war Bischof zu Verona im vierten Jahrhunderte, und starb auf seinem Bette. Warum er heilig gesprochen worden, ist nicht recht deutlich. Denn daß die Acta Sanctorum versichern, er habe alle Eigenschaften eines Bischofs gehabt, und sich seines Amts mit großer Treue angenommen, auch keinen Armen hülflos von sich gelassen, kann allein keinen Grund zur Heiligsprechung abgeben, sonst müßten vermuthlich alle jetztlebende katholische Bischöfe zu Heiligen erklärt werden. Denn wer wird sich unterstehen zu sagen, daß ein Einziger unter ihnen nicht alle Eigenschaften habe die zum Bischofthum gehören! Sicherlich wird jeder Bischof für gar nichts anders sorgen, als seine bischöfliche Pflichten zu erfüllen, ganz vorzüglich aber den Armen beständig Gutes zu thun; und besonders wird gewiß keiner an einer reichbesetzten Tafel seinen Gaumen laben wollen, so lange noch auch nur Ein Armer in der bischöflichen Diöces und Residenz lebt und darbt.

Von den drey andern heiligen Blasien**), deren Verehrung auf den dritten Februar angesetzt

*) Acta Sanctorum. Iun. T. IV. p. 242.

**) S. Acta Sanctorum. Febr. T. I. S. 321. 331. 353. ff.

setzt ist (welchen Tag, ihnen zu Ehren, auch unsere protestantische Kalender mit dem Namen Blasius bezeichnen), waren zwey aus Kappadocien: dem Lande wohlbekannt dadurch, daß daselbst die Mauleſel fruchtbar und die Einwohner gewöhnlich dumm *) waren, und der Dritte aus Spanien. Dieser war im ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt, wie die untrüglichen Acta Sanctorum versichern, Bischof einer nachher von den Mauren zerstörten Stadt Oreto genannt, die in der jetzigen Provinz Mancha lag; einer Provinz welche durch die Schriften des Miguel Cervantes berühmter geworden, als durch die Wunder dieses H. Blasius. Man weiß nämlich kein Wunder von ihm, nicht einmal ob er wunderbar gestorben sey. Es wird kurzweg von ihm berichtet: Er sey in einer Christenverfolgung unter dem Nero todtgeschlagen worden, wodurch er ein Märtyrer ward. Die gelehrten Jesuiten, Verfasser der Acta Sanctorum, gehen wie bekannt, so kritisch genau zu Werke, daß sie eine allzuarge Legende für ungewiß, oder gar für untergeschoben erklären, damit sie andere Legenden, von ihnen Akten genannnt, mit sehr erborg-

*) Strabo und Pausanias, auch Kappadocier, waren Ausnahmen von der Regel, aber keiner der beiden kappadocischen St. Blasius hatte die weltliche Ruhmsucht, ein Strabo oder Pausanias seyn zu wollen.

borgtem Anscheine für historische Wahrheit ausgeben mögen. So meinen sie auch hier, es könnte wohl seyn, da die Nachrichten von dem heil. Bischofe von Oreto so ungewiß wären, daß dieser Blasius, — auf dessen Heiligkeit sich zwar die Spanier unendlich viel zu Gute thaten, und von ihm manche Reliquien, besonders seinen Schädel in zwey Hälften verwahrten, — wohl eben der kappadocische Bischof Blasius und also kein Spanier sey. Doch wollen sie im Uebermaße ihrer historisch-kritischen Bescheidenheit dieß nicht gewiß behaupten; ob sie gleich sehr naiv hinzusetzen: „Es wären allenthalben „der Reliquien des H. Blasius so viel, daß sie „nicht füglich von Einem Menschen seyn könnten.“

Was nun den heiligen Kuhhirten Blasius, gebürtig aus Cäsarea in Kappadocien, betrifft, von dem man nicht einmal eigentlich weiß, wann er gelebt hat, so hatte er das bequemste Martyrthum. Er ward freylich gehängt, blieb aber lebendig; er ward zwar sehr gepeitscht, aber durch ein Wunder fühlte er die Schmerzen nicht, und die Wunden heilten, wie die Acta Sanctorum ausdrücklich versichern, leicht wieder zu. Was schadet das Aufhängen, wenn der Gehängte lebendig bleibt, und was bedeutet das Peitschen, wenn es gar nicht schmerzet? Da war der heil. Blasius von Cäsarea doch offenbar viel besser daran, als in diesem Jahrhunderte der heil. Labre; denn dessen Kanonisationsakte sagt nicht, daß ers nicht gefühlt habe, wenn ihn die Läuse bissen.

Der heil. Kuhhirt Blasius von Cäsarea, dem alles wohl gelang, was andern übel bekommen wäre, ward sogar in einen Kessel voll siedenden Wassers gesteckt, worin er durch ein Wunder fünf Tage lang sich sehr wohl befand. Die Soldaten zogen den gebrühten Heiligen heraus, verlangten wegen des Wunders Christen zu werden, und er taufte sie sogleich mit dem siedenden Wasser. — Man glaube nicht daß ich etwa scherze oder etwas übertreibe, es steht in den Actis Sanctorum wörtlich so. — Darauf ging er gehängt, gepeitscht, heiß gebadet, ganz ruhig zu seinen Kühen zurück, und starb da er lebenssatt war, in Frieden.

So gut ward es denn nicht dem fünften heil. Blasius, Bischof zu Sebaste in Kappadocien, und eigentlichem Schutzheiligen der Stifter zu St. Blasien im Schwarzwalde und zu St. Blasien in Braunschweig nahe am Harzwalde. Er lebte zu Ende des dritten Jahrhunderts und zu Anfange des vierten. In der Christenverfolgung unter Diokletian *) ging er — vermuthlich doch weil er kein Märtyrer werden wollte

*) Ein ketzerischer Schriftsteller hat neulich bewiesen (S. Berl. Monathschrift Junius 1795. N. 2.) daß die Christenverfolgung unter Decius keine Verfolgung, sondern ein Traum oder Mißverständniß gewesen. Ob er vielleicht auch noch bis zur Verfolgung unter dem Diokletian kommen wird?

wollte — in eine Einöde und ward ein Einsiedler. Von diesem einzelnen Umstande hat C. A. Schmid in Braunschweig Gelegenheit genommen, wie ich schon oben bemerkt, von der Jugendgeschichte des H. Blasius allerley wovon die Acta Sanctorum kein Wort sagen, zu erdichten, wie ein Dichter und wie ein Ketzer der er ist. Dem ächten Heil. Blasius brachten die Vögel seine Speise, und das Wild sammelte sich in seine Höle um den Jägern zu entgehen. Ob die wilden Thiere, nachdem sie den Jägern entgangen waren, sich etwa ihrer nöthigen Nahrung wegen eines das andere gefressen haben, oder ob auch ihnen die Vögel Speise brachten, sagen die Heiligenakten nicht. Genug! der H. Blasius ward aus der Höle geholt, ward an einem Pfosten aufgehängt, tüchtig ausgeprügelt *), mit einem Steine am Halse ins Wasser geworfen, und da ihn dieses, freylich durch ein Wunder, unbeschädigt ans Land trug, endlich enthauptet. Es ist merkwürdig, daß den Heiden das Prügeln und Enthaupten gelungen ist, hingegen das Ersäufen nicht!

Der

*) Meine protestantischen Leser müssen nicht etwa glauben, daß dieß für einen Heiligen zu unanständig wäre; es gehörte damals zur Heiligenetikette geprügelt zu werden. Die Acta S. S. sind voll von Erzählungen von Prügeln welche die Heiligen empfingen; auch von diesem Heil. Blasius sagen sie ausdrücklich, der Präses habe befohlen, eum fustibus mactari (l. c. S. 346).

Dieser H. Blasius hat natürlich, wie alle Heiligen viel Wunder gethan, welche hier zu weitläuftig zu erzählen wären. Auch noch jetzt hat er die Macht Halsweh und Zahnweh zu heilen, durch Brod, Wein, Samen u. dgl. welche in seinem Namen geweihet werden *); doch habe ich nicht gehört, daß die Kapitulare zu St. Blasien im Schwarzwalde von diesem Vorrechte Gebrauch machen.

Nach der Verfolgung unter dem Diokletian flohen verschiedene Christen (ich weiß nicht ob aus Kappadocien oder woher) in die Einöden des Schwarzwaldes, vermuthlich weil sie am Märtyrerthum kein Belieben fanden. Diesen erschien der H. Blasius, welcher in einer Verfolgung anstatt des so leicht zu erlangenden Märtyrerthums eine Einöde gewählt hatte, und bestätigte sie in ihrem Vorhaben einsiedlerisch zu leben. Dieß thaten sie und lebten von ihrer Hände Arbeit, in der Zelle an der Alb mehrere hundert Jahre lang bis ums Jahr 945, da Reginbert von Saltenpürrn, ein schweizerischer Ritter, zum Heile seiner Seele in die Zelle bey der Alb ging **). Kaiser Otto I, von den Mönchen der Große genannt,

stiftete

*) In den Actis S. S. l. c. sind S. 336 die Gebete durch welche die Weihung verrichtet werden muß, abgedruckt, welche Nachricht ich den Hülfsbegierigen nicht habe vorenthalten wollen.

**) S. Hist. nigrae sylvae T. I. p. 178. sqq.

stiftete darauf das jetzige Kloster zu St. Blasien, und sein Sohn Otto II. bestätigte die Stiftung vermutlich im Jahre 983 *).

Vierzehnter Abschnitt.

Aufenthalt im Stifte St. Blasien.

So viel Merkwürdigkeiten auch das Stift enthält, und obgleich schon allein die Kirche, die schönste in Deutschland, einen viel weitern Umweg verdiente, als ich machte; so war doch in St. Blasien für mich die größte Merkwürdigkeit der gelehrte Fürst Martin Gerbert.

Er ward zu Horb am Neckar, einer kleinen Stadt in der vorderöstreichischen Grafschaft, Hohenberg, im Jahre 1720 aus dem adelichen Geschlechte Gerbert von Hornau geboren. Von seiner ersten Jugend an war er zu St. Blasien, wo er im Jahre 1737 die Klostergelübde ablegte, 1744 Priester und darauf Professor ward. Als Professor schrieb er verschiedene theologische Kompendien, und ward darauf Bibliothekar. In den Jahren 1760, 1761 und 1762 machte er seine Reisen durch Deutschland, Italien und Frankreich, wovon er eine kurze Beschrei-

*) S. Hist. nigrae Sylvae T. III. S. 17.

schreibung herausgab *), und im Jahre 1764 den 15ten Okt. ward er nach Absterben des Abts Meinrad von seiner gesammten Kongregation zum Abte von St. Blasien erwählt. Er war ein Mann von weitläuftiger historischer Gelehrsamkeit. Er endigte die von den P. P. Marquard Herrgott und Rusten Heer *), Kapitularen zu St. Bla-

*) S. oben. S. 53.

**) P. Marquard Herrgott, war Geheimerrath seines Fürsten Abts, kaiserl. Rath und Historiograph, desgleichen Propst zu Krötzingen. Er gab im J. 1750 den ersten Theil seiner Monumenta Principum Augustae Domus Austriacae in Wien sehr prächtig gedruckt in gr. Fol. heraus. Dieser Theil handelt von den Wapen und Siegeln. Er starb ehe der zweyte Theil herauskommen konnte. Diesen gab P. Rustenus Heer, Aufseher der Bibliothek und des Münzkabinets seines Stifts in den J. 1752 und 1753 in zwey Abtheilungen heraus, welche die Numotheca Principum Austriae enthalten. Im J. 1760 gab eben dieser gelehrte Kapitular den dritten Band: die Pinacotheca, welcher Gemälde und andere Denkmäler enthält, in zwey Abtheilungen heraus. Er starb aber, ehe der vierte Theil, oder die Taphographia Principum Austriae fertig war, welche Fürst Martin II. im J. 1772. in zwey Abtheilungen ans Licht stellte. Bey dieser Gelegenheit will ich anzeigen, daß die ganze Auflage des T. II. der Monumenta, oder die Numotheca, in dem großen Brande

Blasien, angefangene Beschreibung der Gräber und Grabmale der Fürsten des östreichischen Hauses *). Bey dieser Gelegenheit untersuchte er auch die

vernichtet ist, daher dieser Band zu den raresten Büchern muß gezählet werden. Es ist in St. Blasien nur noch von den Monumenta der T. I. III. IV. und des P. Herrgotts 1737 gedruckte Genealogia dipl. Austriaca in drey Bänden in Folio zu haben.

*) Der Hauptgegenstand der Taphographia Principum Austriae etc. hat freylich wohl kein allgemeines Interesse, aber die bey der Gelegenheit vorkommenden historischen Erläuterungen der ältern östreichischen Geschichte machen dieß Werk des Aufbehaltens werth. Der sel. Fürstabt hatte mit unbeschreiblicher Mühsamkeit alle Gräber fürstlicher Personen vom östreichischen Hause aufgesucht, und hatte sich, so viel er gekonnt, selbst nicht nur die Grabgewölbe öffnen, sondern auch alle, wie sie nur sind, in dem Zustande wie sie bey der Eröffnung beschaffen waren, (sogar auch die Grabgewölbe im Eskuriale u. s. w.) abzeichnen und in Kupfer stechen lassen. Ich hätte daher in dieser Reisebeschreibung IIn Bde S. 640 und S. 669 anführen sollen, daß hier sowohl die Grabstellen und Särge der kaiserlichen Leichen in der Kapucinerkirche, als die Urnen worin die Herzen und Eingeweide in St. Stephan zu Wien aufbehalten werden, in Kupfer gestochen sind. Man möchte von der einen Seite erstaunen, wie sich mehrere Gelehrte und ansehnliche Leute so viel Mühe gegeben so weit

und

die Gruften im Münster zu Basel und im ehemaligen Kloster Königsfeld in der Schweiz, wo verschiede-

und breit in Todtengebeinen herumzuwühlen. Von der andern Seite kann man bey Betrachtung dieser in ihrer Art einzigen Vorstellungen vom Innern vieler Todtengrüfte, und selbst vom Innern vieler Särge, nicht umhin über die Eitelkeit der Menschen Betrachtungen anzustellen, welche noch mit Todtengebeinen Pracht treiben, und man kann hier anschauend sehen, wie vergänglich sie ist. Der Anblick von Kupferstichen, Gegenstände vorstellend, die sonst in solcher Menge wohl nie abgezeichnet, noch weniger durch Kupferstiche vervielfältigt worden, ist einzig in seiner Art; Auf Tab. II. z. B. ist das ganze Skelett der Kaiserinn Anna, Gemahlinn Kaiser Rudolphs I. in Kupfer gestochen, nebst dem von der Fäulniß übriggebliebenen Theile des seidenen Rockes in welchem sie begraben worden. Dieß letztere wenigstens möchte noch einigen Nutzen haben; aber wozu das ganze entblößte Skelett der Kaiserinn in Kupfer gestochen, da es gar nichts charakteristisches hat, ist nicht abzusehen. Auf Tab. VI. X, XII, XIII, XIV, u. s. w. sind verschiedene alte Begräbnißgewölber vorgestellt, so wie sie beym Eröffnen gefunden worden; ein ganz seltsamer Anblick! Man sieht in welcher Ordnung oder Unordnung die Todtengebeine bey Eröffnung der Särge lagen! Auf Tab. X. sieht man sogar die Trümmer verfaulter Särge und vermoderter Todtengebeine unter einander gefallen,

schiedene Personen aus dem östreichischen Hause begraben liegen, und brachte es dahin, daß sie nach

fallen, und auf Tab. XIV, wie von drey über einander stehenden verfaulten Särgen die durchlauchtigsten Todtengebeine zusammengequetscht worden. Auf Tab. LX sieht es sehr stattlich aus, wie im Königlichen im Jahre 1743 eröffneten Erbbegräbnisse zu Prag, Kaiser Karl IV. (Man vergleiche hier in Würdtwein nova subsidia dipl. T. X. Heidelb. 1788. S. 300 ff. die Beschreibung des Leichenbegängnisses dieses Kaisers, wo auch S. 304 die Bekleidung der hier entdeckten Leiche beschrieben ist) und König Ludwig von Ungarn und Böheim in ihren Särgen in langen Talaren liegen, bloße Knochenköpfe mit grinsenden Zähnen, aber mit hölzernen vergoldeten Kronen geziert; so auch die Prinzessinn Eleonore, ein grinsender Knochenkopf, mit einem spanischen Kragen um den Hals, unter welchem ein langer Talar die übrigen Knochen bedeckt. Kurz, so ein sichtbares Monument, wie alte Todtenknochen in verfaulten Särgen aussehn, ist nirgend zu finden, als in diesen Kupfern zur Taphographia Austriaca. Wie würde der alte Garmann, der in seinem Buche De miraculis mortuorum (Dresdae 1709. 4.) alles gesammlet hat, was von Leichen und Todtengebeinen nur gedacht werden kann oder in Büchern zu finden ist, sich gefreuet haben, wenn er diese in Kupfer gestochenen zertrümmerten Särge und Todtenknochen hätte sehen und seinem Buche einverleiben können, und noch dazu Knochen von ehemaligen

St. Blasien geführt wurden wo ihnen in der prächtigen neuen Kirche ein besonderes Grabgewölbe

ligen Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten und Unüberwindlichsten Leibern! Ueber die Inschriften auf den neuern Särgen wären viel Anmerkungen zu machen. Oft muß man bey aller Indulgenz, welche das de mortuis nil nisi bene an die Hand gibt, den Kopf schütteln. So ist Tab. LXXVI zu sehen, daß man sich nicht schämte auf den Sarg des so schwachen von seinen jesuitischen Beichtvätern blind geleiteten Kaisers Leopold I. zu setzen: Er sey Orbis acclamatione MAGNVS gewesen. Das ist doch zu arg! Papst Innocenz XI konnte wohl sagen, er wolle diesen Kaiser Leopold I, (der sich von der Geistlichkeit so blind zu ihrem Vortheile leiten ließ,) zum Heiligen machen; aber nur grobe Schmeichler konnten einen Regenten, der persönlich so phlegmatisch und so unthätig war, den Großen nennen. Montecuculi und Eugen welche für ihn glückliche Kriege führten, Johann Sobieski von Polen, und Maximilian Emanuel von Baiern, welche ihr Leben wagten, um Wien von den Türken zu befreyen, unterdeß Leppold entloh, waren gegen ihn Groß zu nennen. Gegen diese Inschrift voll eitlen Stolzes sticht sehr ab, die Bescheidenheit seiner dritten Gemahlinn, welche, auf ihre Verordnung in einem platten hölzernen Sarge begraben ward, auf welchem gleichfalls nach ihrem Befehle bloß geschrieben ward: Eleonora Magdalena Theresia, arme Sünderinn, gestorben 1720 den 2ten Jänner. Sie

war

wölbe gebauet worden ist. Er beschrieb diese Baselschen und Königsfeldschen Leichen und Gebeine und was bey deren Abführung vorging, in einem besondern Buche*) welches, wie alle seine Bücher, mit viel historischer Gelehrsamkeit erfüllt ist.

Indeß würden ihm seine bis dahin herausgegebenen Werke doch nicht den ehrenvollen Platz unter den deutschen Gelehrten erworben haben, wenn er nicht die in ihrer Art einzigen Arbeiten zur Erläuterung der Musik mittlerer Zeiten**) unternommen hätte: Werke die mit unglaublichem Eifer und Mühsamkeit zusammengetragen, sind, und

war eine geborne Prinzessinn von Pfalz-Neuburg, und auch das ist nicht einmal auf der Inschrift erwähnt.

*) Der Titel ist: De translatis Habsburgo-Austriacorum Principum eorumque Coniugum cadaveribus — ad conditorium novum Monasterii S. Blasii 1772. 4mai. Man findet darin mit welchen Solennitäten die ehrwürdigen Ueberbleibsel in St. Blasien eingeholt worden, und S. 4, daß den Tag nach der Ankunft ein feyerliches Te Deum laudamus abgesungen worden: ob restitutam tot Principibus, Caesarea, Regia, Ducalique dignitate illustribus, Catholicam sepulturam.

**) De cantu et musica sacra a prima ecclesiae aetate II Tomi 1776. 4. Monumenta veteris liturgiae allemannicae III Tomi 1777. 1779.

und einen vorher ganz dunkeln Theil der gelehrten Geschichte erläutern. Diese historischen Werke hatten mich auf einen Mann von so seltener Gelehrsamkeit aufmerksam gemacht, so daß ich wünschte Ihn persönlich kennen zu lernen. Die Schriftsteller über die Musik im Mittelalter *), welche er hernach herausgab, sind ein noch größerer Zuwachs zum richtigen Verständnisse der alten Musik; und sind um so viel schätzbarer, da der so genannte Codex Villingianus **), worin der größte Theil dieser alten Abhandlungen über die Musik verzeichnet war, und welche diesem gelehrten Fürsten Abte die erste Veranlassung zur Untersuchung der Musik des Mittelalters gab, in dem großen Brande ein Raub der Flammen geworden ist. Diese schätzbaren alten Aufsätze erwarten aber freylich noch einen der Musik kundigen gelehrten Kommentator, so wie auch die von Meibom herausgegebenen griechischen und römischen Scriptores musici veteres, um aus den zum Theile dunkeln Anzeigen helle Resultate darüber zu ziehen, was die alte Musik im Verhältnisse mit der neuen gewesen ist.

*) Scriptores ecclesiastici de musica sacra potissimum ex variis Italiae, Galliae et Germaniae Codicibus Mss. collecti III Tomi 1784. 4.

**) Es war eine ehemals zu Villingen verwahrte handschriftliche Sammlung, welche einige Jahre vorher nach St. Blasien war gebracht worden.

Die Geschichte der Klöster des Schwarzwaldes *) war das letzte Werk des gelehrten Fürsten Abts Martin II. Es ist freylich wegen der vielen bloß klösterliche Gelehrsamkeit angehenden Sachen auffer Klöstern nicht so sehr interessant, auch wirklich hin und wieder etwas diffus geschrieben; aber doch wegen vieler historischen Untersuchungen und besonders wegen des Codex diplomaticus, welcher den ganzen dritten Band einnimmt, höchst schätzbar.

So nützlich thätig dieser edle Mann als Gelehrter war, so sehr war er es auch als Abt seines Stifts und als Regent und Landesherr, und man muß erstaunen, daß er bey beständigen so weitläuftigen gelehrten Arbeiten, welche allein einen Mann ganz zu erfordern scheinen möchten, dennoch auch diese große Pflichten mit solcher Thätigkeit und zugleich mit so großem Verstande und Wohlwollen erfüllte. Er ist um so viel ruhmwürdiger, da ihm gleich in den ersten Jahren seiner Regierung durch den unglücklichen Brand und zugleich durch die allgemeine Hungersnoth diese edlen Pflichten sehr bitter gemacht wurden.

Sobald er die Regierung angetreten hatte, war seine Sorge die so nöthige Anlegung gebahnter

*) Historia Nigrae Sylvae ordinis S. Benedicti Coloniae III. Tomi 1788. 4maj.

ter Chausseen durch sein Gebiet. Er führte dieses Werk, das seine Vorfahren so lange verschoben hatten, in Jahresfrist aus, wie schon oben erwähnt worden. Darauf gab ihm die unvermuthete Feuersbrunst welche Stift und Kirchen verzehrte, Gelegenheit, seinen Eifer bey der Wiederaufbauung zu zeigeu, und besonders die Kirche ist ein Beyspiel seines richtigen Sinnes für das Edle in der Baukunst. Durch diesen Bau hatte er auch Gelegenheit, in den schrecklichen Hungerjahren 1771 und 1772 den Armen Beschäftigung zu verschaffen. Er sagte mir selbst, er hätte geglaubt kein besseres Almosen geben zu können, als Arbeit genug. Nachdem der Bau des Stifts und der Kirche geendigt war, errichtete er im Jahre 1784 ein Landeshospital und ein damit verbundenes Arbeitshaus in Bondorf sowohl als im Stifte St. Blasien, und er war sogar auf Entdeckung neuer Arbeitszweige aufmerksam *). Auf die Schulen

*) Ich selbst kann ein Beyspiel davon erzählen. Er hatte verschiedene Versuche machen lassen, Wolle, welche von dortigen Weiden gesammlet wird, verarbeiten zu lassen, ohne daß es gelingen wollte. Da er hörte, daß im Preußischen eine solche Wolle sollte verarbeitet werden, ließ er mich im Jahre 1785 ersuchen, darüber Erkundigung einzuziehen, und er wollte allenfalls Setzlinge von solchen Weiden kommen lassen; denn er hatte sich nicht vorgestellt, daß das Klima bey St. Blasien von dem so viel nördlicher liegenden Brandenburg so sehr verschie-

in seinem Gebiete verwandte er auch seine Aufmerksamkeit, und machte die Anordnung, daß sie im Frühjahre und im Herbste durch eine Deputation gelehrter Kapitularen aus dem Stifte visitirt werden. Noch manche andre nützliche Anstalten sind ihm zu danken. Auch ward er sowohl von seinen Religiosen als von allen Einwohnern seines Gebiets allgemein geliebt und verehrt.

I.

Sobald wir angekommen waren, ließen wir uns bey dem Fürsten Abte melden, wurden gleich vorgelassen und von ihm mit ausnehmender Güte empfangen. Die Allgemeine deutsche Bibliothek war in der Büchersammlung des Stifts, und so war ihm auch mein Namen bekannt.

Dieser

schieden und so sehr viel milder ist, als die viel südlicher liegende Gegend des Schwarzwaldes. Es war von Salix folio laureo odorato Raji und Salix polyandra laurea et pentandra Linn. die Rede. (S. Gleditsch Forstwissenschaft S. 691. bis 703). Ich war bereit Setzlinge davon zu übersenden, um Versuche machen zu können. Da aber eben damals Frankreich die fremden Baumwollenwaaren verbot, wodurch ein Drittheil des Volks in dortiger Gegend, das sich vom Baumwollespinnen ernährte, für die Manufakturen in der Schweiz außer Nahrung kam, so trug Er Bedenken mehr auf Spinnerey zu verwenden, und suchte andere Mittel dem Volke zu helfen.

Dieser edle Mann hatte etwas ausgezeichnet Wahres und Herzliches, etwas Bescheidenes und doch Würdiges, etwas Heiteres und Zuvorkommendes und doch dabey sehr Anständiges, in seinem Gesichte und in seinem ganzen Wesen *). Wenn man

*) Sein Bildniß vor dem LXsten Bande der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, von Verhelst in Manheim gestochen, ist ähnlich, drückt aber doch seine ausnehmend sanfte und freundliche Miene noch nicht genug aus. Besonders ist in der Mittellinie zwischen beiden Lippen etwas Gespanntes, das er gar nicht hatte. Noch weniger läßt ihm das Bildniß auf einer im Jahre 1783 auf ihn geschlagenen Denkmünze Gerechtigkeit widerfahren, ungeachtet der Umriß des Profils ziemlich richtig zu seyn scheint. Hätte er so fleischige Backen mit einem so lippenlosen Munde gehabt, so wäre er nicht der Mann gewesen der er war. Diese Denkmünze zeigt auf dem Avers das Bildniß im Profil mit der Umschrift: MARTINVS II. S. R. I. PR. ABB. CONG. S. BLASII. IN. NIGRA. SYLVA. und unten ganz klein, den Namen des Stempelschneiders *A. Guillimard* (in Mailand). Der Revers stellt die Hauptfacciate des Stifts mit den beiden Höfen die Hintergebäude und die dahinter liegenden rauhen Bergen vor. Darüber steht die herzliche Inschrift: OPTIMO. PATRI. OB. REM. RESTITVTAM und unten CAPITV. S. BLASIANVM. MDCCLXXXIII
Nachdem ich dieß schon geschrieben hatte, erhielt ich Herrn Schlichtegroll's Nekrolog (des

man eine halbe Stunde bey ihm gewesen war, glaubte man ihn Zeitlebens gekannt zu haben. Er empfing uns nicht wie ein Reichsfürst, nicht wie der Abt eines Stifts, sondern wie ein freundlicher und unbefangener Gelehrter ohne alle Prätension, der sich Fremden gern mittheilt.

Er war so äußerst gefällig, daß er uns den größten Theil des Vormittags selbst herumführte. Es war am 25sten Julius, dem Tage unserer Anwesenheit, gerade der Festtag des Apostels Jakobus. Ich hatte gar nicht daran gedacht, sonst würde ich gesucht haben es einzurichten, daß die Zeit meiner Anwesenheit auf einen für die geistlichen Bewohner des Stifts weniger unbequemen Tag gefallen wäre. Aber der gütige Fürst Abt ließ sich dadurch nicht irren. So bald er hörte, daß unser Aufenthalt nur ganz kurz seyn könnte, schlug er gleich vor, nach der Kirche zu gehen, um dieselbe zu besehen. Da ich, während des Hingehens, im Gespräche von ungefähr merken ließ, daß ich ein Liebhaber der Musik und besonders der Kirchenmusik wäre; so hieß er uns eilen, weil eben die Musik des hohen Amts angegangen seyn würde. Er wies uns selbst in eine Kapelle neben

vierten Jahrganges zweyten Bd 1795. 8.) wo diese Münze abgebildet ist. Hier ist das Gespannte in den Lippen und Allzufleischige der Backen ganz gut gemildert; dafür aber ist das Auge häßlich verzeichnet und viel zu weit zurückgesetzt.

neben dem Orgelchore, worin, bis zur Vollendung des Baues der Kirche, die Messe gelesen ward. Wir hörten also den größten Theil einer Messe von **Domenico Scarlatti**, wozu auch die schöne Orgel ertönte, die letzte von **Silbermann** in Straßburg, welche er in seinem 70sten Jahre verfertigte. Der schöne silberne Ton der Orgel in der Frauenkirche zu Dresden stellte sich dabey meinem Geiste lebhaft vor, und **Homilius** den ich darauf spielen hörte. Die Musik der Messe machte mir viel Vergnügen. Ich hatte seit kurzem in manchen katholischen Kirchen Musik zu Messen gehört, aus Abschnitzeln italiänischer komischer Opern zusammengesetzt:

> Light quirks of music broken and uneven
> Make the soul dance upon a jig to heaven.

So war diese Musik nicht. Obzwar weder die Spieler noch die Sänger eben vorzüglich waren; so that doch der ernste und so feyerliche als simple Gesang dieser alten Musik eine dem feyerlichen Zwekke angemessene Wirkung.

Der Fürst Abt war so gütig sich während der musikalischen Messe in einer Nebenkapelle zu verweilen, da er nicht füglich, bey schon angegangenem Gottesdienste, selbst mit uns hineingehen konnte. Darauf zeigte er uns die Kirche nach allen ihren Theilen, und stieg mit uns auf die Gerüste, wovon dieselbe noch größtentheils erfüllt war, und bis auf das künstliche Hängewerk, wodurch die Kuppel getragen wird. Während dieses

ses Herumgehens unterbrach er die Anmerkungen über den Bau und die Beschaffenheit der Kirche sehr oft durch verschiedene gelehrte Gespräche und Fragen, mit außerordentlicher Lebhaftigkeit und Theilnahme.

Da wir auf dem gedachten schönen Hängewerke über der Kuppel herum spazirten, kamen wir in ein Gespräch über die Scriptores de musica, die Er herausgeben wollte. Ich sagte Ihm, durch eine zufällige Veranlassung, auf sein Verlangen etwas von einigen Entdeckungen, welche ich glaube über das Verhältniß der Musik der Alten zu dem poetischen Rhythmus der Dichter, besonders der griechischen, gemacht zu haben *). Es zeigte sich dabey

*) Schon in den funfziger und sechziger Jahren beschäftigte ich mich sehr mit Untersuchungen hierüber, bey Gelegenheit dessen, was mein alter Freund Marpurg über die Musik der Alten geschrieben hatte, und seiner Versuche den Rhythmus der Pindarischen und Horazischen Oden in jetzigen Noten auszudrücken, die mir vom Anfange an unrichtig schienen, daher ich mit ihm darüber viel disputirte. Er meinte nämlich, so wie Buyrette und andere französische Schriftsteller, daß ein pes der alten Dichter einem Takte in der neuern Musik entsprechen müsse. Ich fühlte, daß dieses grundfalsch sey, ungeachtet ich anfänglich den Grund nicht finden konnte. Nachdem ich die von Meibom herausgegebenen scriptores musici, in sofern sie sich auf Rhythmik beziehen-

dabey freylich, daß diesem so gelehrten Manne die griechischen und römischen Dichter, sonderlich in Ab-

hen, und die lateinischen Schriftsteller welche von Prosodie und Rhythmik handeln, als Diomedes, Marius Victorinus, Terentianus, Valerius Probus u. s. f. durchstudirt hatte; so glaubte ich nun etwas heller in dieser Sache zu sehen, und es schien mir, daß Vossius in seinem Buche de viribus rhythmi gewaltige Fehler aus Unkunde der Musik gemacht habe. Ich glaubte von der Beschaffenheit der Musik und des Rhythmus der Hexameter etwas Näheres entdeckt zu haben: nämlich daß dieser Rhythmus (der damals unter vielen deutschen Dichtern angenommenen Meinung zuwider) keinesweges prächtig und volltönend gewesen seyn könne. Es schien mir, es würden die Rhapsodisten es nicht haben aushalten können, ein langes episches Gedicht mit heftiger Anstrengung in einem prächtigen volltönenden Rythmus abzusingen, sondern der Fall des hexametrischen Rhythmus müsse ganz simpel und leicht, dem erzählenden Tone gemäß gewesen seyn, wie etwa (obgleich in einer ganz andern Art) der Fall der Ottave rime des Tasso, wenn ihn die Barcajuoli in Venedig singen. Ich glaubte endlich entdeckt zu haben, welches die einzige richtige Art ist den Hexameter in unsern jetzigen Noten auszudrücken u. dgl. mehr. Ich fand dabey in den Schriften der Alten deutliche Beweise, daß man, wenigstens zu den Zeiten der Römer, nicht allezeit Einer Sylbe nur Eine Note gegeben haben mag, und daß der musi-

kali-

Absicht des Versbaues, nicht so ganz gegenwärtig waren, welches auch sehr leicht zu verzeihen war, da er sich mit Studien ganz anderer Art eigent-

kalische Rhythmus von dem poetischen unterschieden gewesen. Dieß letztere erhellt schon daraus, daß die alten musikalischen Schriftsteller jede Art von Rhythmus besonders abhandeln. Ich will hier nur den Anfang Einer wichtigen Stelle aus Marii Victorini Ars Grammatica anführen, welche viele neuere Träumereyen vom alten musikalischen Rhythmus widerlegt: »Inter Metricos et Musicos propter spatia temporum »quae syllabis comprehenduntur, *non* »*parua dissentio est.* Nam Musici *non* »*omnes inter se longas aut breves* »*pari mensura consistere*, siquidem et »*brevi breviorem longa longiorem* di»cant posse syllabam fieri — Sed haec »scrupulositas *Musicis et Rhythmicis* re„linquatur.« So sagt auch Terentianus Maurus †) in seinem Gedichte von der arsi und thesi:

Latius tractant Rythmici vel Musici!
Nos viam metri studemus parte ab aliqua pandere.

(S. l. c. pag. 2412). Es ward mir auch, nachdem ich über den rhythmischen Bau der Oden Pindars, (besonders wegen der Epitriten) vielfältig nachgedacht hatte, sehr wahrscheinlich, daß diese sonderbaren rhythmische Gebäude nicht für die Poesie, sondern zu einer schon bekann-

ten

†) S. Gramaticae latinae auctores antiqui, opera Heliae Putschii, Hanov. 1605. 4. S. 2481.

eigentlich beschäftiget hatte; daher ward es mir auch zuweilen etwas schwer, über einige Ge-

ten oder vorher gesetzten Musik so eingerichtet worden. Verschiedene Stellen der Alten, ja sogar einige Stellen in Pindars Oden selbst, (z. B. der dritten olympischen Ode, erste Strophe, vielleicht auch der ersten pythischen Ode, erste Strophe) scheinen mir dieß zu beweisen; und wenn man dieses annehmen kann, so werden daraus wichtige Folgen für den alten Gesang zu ziehen seyn. Es hat mir immer geschienen, das höchste Verdienst von Pindars Versifikation sey nicht das eigentliche rhythmische Gebäude und dessen Verhältnisse, sondern die volle poetische Periode. Es wird dieß Vielen poetische oder rhythmische Ketzerey scheinen; nun, ich weiß es wohl; doch traute ich mir einige nicht unerhebliche Gründe dafür anzuführen: und Ketzereyen verlieren an ihrer Verdammlichkeit so viel, als für sie können taugliche Gründe angeführt werden. Lessing, mit dem ich einigemal darüber sprach, ward nach näherer Untersuchung ziemlich meiner Meinung, und meinte sogar in einer alten Schrift eine Stelle gelesen zu haben, aus der erhellete, daß die alten Sänger solfeggirt, d. h. Töne ohne Wörter gesungen hätten. Er hatte die Stelle vergessen, und ich habe sie lange vergeblich gesucht. Erst kürzlich habe ich bey einer gelegenheitlichen Lektur zwey Stellen in des griechischen Musikers Aristides Quintilians Werke von der Musik gefunden, welche dieses

Gegenstände sowohl der Poesie als der Musik welche auf die Materie Einfluß hatten, mich mit

deutlich sagen. (Man sehe Antiqnae Musicae Auctores VII, cura Meibomii, Amst. 1652 4 T .II, S. 32, verglichen mit Meiboms Anmerkung, S. 254, und S. 92 ff, wo auch die Art des Solfeggirens auseinandergesetzt wird, und genugsam erhellet, daß die alten Sänger in der Formirung des Tones beym Singen sich sehr ausgebildet haben, so daß man noch mehrere Spuren findet, daß sie das kannten, was wir das portar di voce nennen. Auch ist hier S. 92, Z. 13, (verglichen mit S. 298) bey Gelegenheit der Bestimmung des Tons den jeder Vokal beym Singen giebt, der Streit über die Aussprache des η deutlich entschieden, daß es wie á ungefähr, nicht aber wie i ausgesprochen ward, welchen Vokal, wie hier deutlich zu ersehen ist, die Griechen für so unsingbar achteten wie wir.) Um das Jahr 1770 hatte ich ernstlich vor, etwas über alte Musik und musikalischen und poetischen Rhythmus zu schreiben. Aber ich ward abgehalten, da ich fand, daß ich nur solchen Lesern verständlich werden könnte, welche genaue Kenntniß von Prosodie und Rhythmik in der alten Dichtkunst mit Kenntniß der neuen Musik verbänden; und deren sind sehr wenige. Gleichwohl würde eine völlige Entwickelung dieser Ideen sehr viel trockene Lektur und Untersuchung gekostet haben, und da das Resultat gegen vieljährige Vorurtheile gewiß angestoßen hätte, so würden viele dawider gestrit-

ten

mit ihm zu verständigen *). Gleichwohl hörte Er sehr aufmerksam zu, und that mehrere das Wesentliche der Sache angehende Fragen, mit Theilnahme an einer gelehrten Unterredung die eigentlich ganz außer dem Kreise seiner Studien lag.

ten haben, ohne die Sache richtig untersuchen zu können oder zu wollen. Daher führte ich meinen Vorsatz nicht aus, und beschäftigte mich lieber mit andern Sachen. Ich unterhielt mich 1773 mit dem Dichter Zachariä in Leipzig zwey Tage über diese Materie, und hatte das Glück, ob er mir gleich anfänglich viel Einwendungen machte, ihn zu überzeugen. Ich erinnere mich, auch damals noch ein paar gelehrten Freunden hierüber etwas geschrieben zu haben. Vielleicht wenn ich einmal Muße gewinne, setze ich wenigstens die Hauptideen etwas näher auseinander, um etwa sonst jemand zu genauerer Untersuchung und Entwickelung Anlaß zu geben.

*) Z. B. Ich mußte bey dieser Unterhaltung nothwendig von solchen Arten der Musik reden, in welchen die Kadenz allezeit auf die letzte Note des Takts fällt, wohin die Polnischen und Kosackischen Tänze gehören, im Gegensatze der anderen itzt gewöhnlichen Musik, wo die Kadenz in der Regel auf den Niederschlag, oder auf die erste Note des Takts fällt. Dieses war diesem wirklich gelehrten Musiker, der selbst komponirt hatte, (es sind von ihm Offertoria 1747 zu Augsburg gedruckt) erst nicht ganz deutlich zu machen; denn er hatte nie eine Polonoise gehört.

Bey der Mittagstafel, wo einige gelehrte Kapitularen mit einigen weltlichen Beamten des Stifts zugegen waren, führte Er interessante gelehrte Gespräche, erzählte mancherley von seinen Reisen nach Paris, Rom, Neapel und Wien. Seine Tafel war nicht fürstlich prächtig; aber alles wohl zubereitet und anständig eingerichtet. Bey manchem Gerichte sagte Er mit Wohlgefallen, daß es aus seinem Lande sey, und setzte hinzu: er habe nicht gern etwas auf seiner Tafel was nicht im Lande gezogen worden. Lehrreich und interessant war auch seine Unterhaltung Nachmittags bis zu meiner Abreise. Im Umgange war er sehr jovialisch und munter, obgleich mit feinstem Sinne für Anstand und Schicklichkeit. Hoher Verstand und Wohlwollen offenbarte sich in seinen Gesprächen. Sein Betragen war äußerst verbindlich, ohne den Hofton, der zur Schau trägt etwas Verbindliches sagen zu wollen. Sein Gesicht war offen, und heiter seine Mienen, der Blick seiner Augen aufmerksam und verständig; sein ganzes Wesen unbefangen und freundlich. Nur ein einziges mal erschien unvermuthet in seinem Auge der trübe schwimmende Blick ascetischer klösterlicher Abtödtung, der mich damals an diesem Manne wirklich frappirte. Ob ich gleich vorher aus seinen Schriften sehr wohl wußte, daß er, wie es auch natürlich war, streng an den katholischen Dogmen hing, so würde mir doch ohne diesen Blick, dessen ich mich jetzt noch lebhaft erinnere, noch unbegreiflicher gewesen seyn, daß dieser Mann, so wie ich ihn sonst hatte kennen lernen, nachher die *Ec-*

cle-

clesia militans *) voll apokalyptischer Deutungen und harten Aeußerungen wider die Protestanten **) schreiben konnte. Ohne alle Folgen kann freylich auch der beste Kopf und das beste Herz nicht von erster Jugend an die widernatürlichen klösterlichen ascetischen Uebungen ertragen. Jeder Mensch ist seiner Erziehung einen gewissen Tribut des Irrthums oder des Vorurtheils schuldig, einer mehr einer weniger; auch führt jede Art der Erziehung, je mehr einseitig sie ist, desto eher zum Irrthume. Wohl dem, der, nicht in Klostermauren eingeschlossen, Gottes schöne Welt und dessen Bewohner von mehrern

*) S. Allg. deutsche Bibliothek XCVIten Bds. 1s St. S. 54.

**) Er meinte in diesem Buche, die Benennung Protestant wäre schlimmer, als selbst die Benennung Ketzer; da wir aber diesen schlimmen Namen einmal selbst gewählt hätten, so könnten wir nun schon nicht davon kommen. Er sagt (Eccl. milit. T. I. p. 54) »Ab Elector Saxoniae et Landgrauio Hassiae »interposita est protestatio, indeque »*Protestantium* nomen coepit, nouum »*profecto et ignobile*, et, si res propius spectetur secundum etymon, »*magis quam ipsum haeretici nomen* »*aversandum. Quod vero qui ipsi sibi delegerint, quei recusare possunt* »*nomen?*« Wir wollen auch diesen Namen gar nicht verbitten, sondern ewig fortfahren gegen alle katholische geistliche Obergewalt zu protestiren!

rern Seiten kennen lernt; er wird Vorurtheilen und einseitigen Urtheilen weniger nachgeben. Gewiß ists aber doch auch, daß in Klöstern und außer Klöstern jeder vernünftige Mann zufrieden seyn kann, wenn Unpartheyische von ihm urtheilen: er habe Verstand, Gelehrsamkeit, Thätigkeit und Wohlwollen in dem Maße zusammen vereinigt wie der edle Fürst Martin II. — Requiescat in pace!

II.

Nach dem Beispiele dieses edlen Abts hat sich auch sein Stift gebildet. Alle sind gelehrte Leute; an allen die wir sahen, bemerkten wir das heitere, unbefangene, gefällige, herzliche Wesen ihres Oberhaupts, mit eben dem strengen Sinne für Wohlstand und Schicklichkeit verbunden, der ihr Oberhaupt auszeichnete. Unter ihnen bin ich den meisten Dank schuldig dem P. Moritz Ribbele, damaligem Archivare des Stifts, der jetzt des Fürsten Abts Martin's II. würdiger Nachfolger ist. Er war so gütig uns, nebst mehrern Merkwürdigkeiten, das Archiv und dessen vortrefliche Einrichtung zu zeigen, welche Gefälligkeit durch seine gelehrte Anmerkungen zugleich lehrreich ward. Er selbst hat außer sehr gründlicher historischer und diplomatischer Gelehrsamkeit, wie man sie von einem Manne schon vermuthen kann, dem ein selbst so gelehrter Abt das Archiv eines solchen Stifts anvertraute, noch mehrere andere gelehrte Kenntnisse von mancherley Art. Er besaß schon damals eine beträchtliche Sammlung von alten Kupferstichen, und hatte sich

vorge-

vorgenommen, davon ein räsonnirtes Verzeichniß zu machen, welches für die Geschichte der Kunst, wovon er selbst seltene Kenntnisse besitzt *), gewiß sehr interessant seyn würde. Auch war er willens aus dem Archive viele Urkunden zur Wirtembergischen Geschichte mit Erläuterungen herauszugeben. Ich habe seit der Zeit mit Ihm im Briefwechsel gestanden, ans dem sowohl seine mannichfaltigen Kenntnisse als auch, bey aller Verschiedenheit unserer Meinungen, sonderlich in religiösen Sachen, seine edle Toleranz, seine schätzbare Offenherzigkeit, seine Wahrheitsliebe, und sein menschenfreundlicher Charakter hervorleuchtet.

Außerdem lernte ich noch den P. Oberrechner Franz Kreutter **) kennen, einen guten Mathe-

 matis

*) In Hrn. von Murr Journal zur Kunstgeschichte XIr Theil S. 70 ist die genaue Kopie eines der ältesten Kupferstiche aus dem funfzehnten Jahrhunderte zu finden, welche ihm der jetzige FürstAbt Moritz mittheilte. Herr Hirsching in seiner Nachricht von Gemälden und Kupferstichsammlungen führt auch einen Holzschnitt an, den heil. Sebastian vorstellend von 1437, welchen auch der FürstAbt Moritz entdeckte. Ich weiß nicht woher er die Nachricht genommen hat.

**) Er besorgte, wie oben S. 48 angezeigt, die schöne neun Stunden lange Chaussee von Bondorf bis Bettmaringen. Hernach hatte er die Aufsicht über den ganzen großen Bau der Kirche und des Stifts vom Anfange bis

mathiker und Historiker, und einen sehr geschickten und thätigen Mann; den P. Hofkaplan Roman Kuen, den P. Johann Baptista Weiß, welche beide uns die Bibliothek, das Naturalien- und Münzkabinet zeigten. Ich bedauerte daß der gelehrte Bibliothekar, der P. Aemilian Ussermann*) nicht anwesend war, deßgleichen Herr von Lempenbach, Kanzler des Stifts, dem man viele gute Einrichtungen soll zu danken haben.

III.

Die Gebäude des Stifts sind hoch, weitläuftig und modern: sie sind etwa in 13 bis 14 Jahren erbauet worden, und setzen in Erstaunen, wenn man sie in der Einöde eines engen Thals erblickt. Man möchte sich vorstellen, sie wären von der Hand einer Fee hieher versetzt. Wenn ein Reisender sich von

bis zu Ende, wodurch er in unsäglich viele Geschäfte verwickelt und abgehalten ward, einen schon versprochenen Auszug aus des P. Herrgott's großem Werke über die Geschichte des Hauses Oestreich in einigen Bänden herauszugeben.

*) Er ist der Herausgeber des großen Werks Germania sacra in Prouincias ecclesiasticas et Dioeceses distributa, wovon im Jahre 1794 der Iste Band, das Bisthum Würzburg betreffend, typis San-Blasianis gedruckt worden ist. S. neue allg. deutsche Bibliothek XIXten Bandes 2s St. S. 487.

von ungefähr in dieser wilden Berggegend verirrte und dem gebahnten Wege nachgehend, sie plötzlich erblickte ohne zu ahnen was es wäre, würde er nicht wissen, ob er seinen Augen trauen sollte. Ich will von dem Eindrucke, welchen das Ganze und die einzelnen Theile auf mich machten, freymüthig und unparteyisch Rechenschaft geben.

Die Kirche in der Mitte der Hauptfacciate *) zieht zuerst die Aufmerksamkeit auf sich. Die erste Angabe derselben ist von Michael Dixnard, einem französischen Baumeister aus Languedoc gebürtig, welcher bis zur Revolution in Straßburg wohnte **). Er

*) Ich habe auf der IIten Kupfertafel No. I. den Grundriß, und No. II. die Ansicht der Kirche in Kupfer stechen lassen, und auf der IIIten Kupfertafel No. IV, den Durchschnitt der Kirche und des Chors. Ich erinnere dabey, daß da die Ansicht perspektivisch gezeichnet ist, man den bey dem Durchschnitte befindlichen Maaßstab nicht genau anwenden kann, obgleich sonst alles auf einerley verjüngtem Maaßstabe gezeichnet ist. Ich habe die Zeichnungen von der Güte des sel. Fürsten Abts erhalten, und hoffe von meinen Lesern Dank zu verdienen, daß ich sie bekannt mache. Ich erwecke dadurch vielleicht bey manchem Liebhaber schöner Baukunst die Begierde diese herrliche Kirche selbst zu sehen.

**) Seine hauptsächlichsten Gebäude hat er in Kupfer stechen lassen, unter dem Titel: Oeuvres d'Architecture de Michel d'Ixnard Strasbourg 1791, grfol.

hat auch den Kurtrierschen Pallast zu Koblenz, das sehr unnütze Neue Thor zu Heidelberg, und die Pfarr- und Stiftskirche zu Hechingen gebaut. Was ich bey Gelegenheit dieser letzten Kirche, von seinem unbeständigen Charakter sagte *), und daß er sich weder um die Ausführung der von ihm entworfenen Gebäude zu bekümmern pflegte, noch auch wegen des Kostenanschlages nur im geringsten zuverlässig war; zeigte er auch hier in St. Blasien. So bescheiden und zurückhaltend auch der Fürst Abt mit mir hierüber sprach; so war doch genugsam zu merken, daß mit dem Manne nicht auszukommen gewesen war; daher wendete man sich an den rühmlich bekannten Kurpfälzischen Hofbaudirektor Nikolaus de Pigage **) zu Mannheim, aus Lothringen gebürtig, welcher, sonderlich im Innern, mehrere Abänderungen gemacht hat. Der P. Oberrechner Franz Kreutter hat, wie oben S. 87 bemerkt ist, die Ausführung des ganzen Baues dirigirt, und zu dessen Behufe verschiedene sinnreiche Maschinen und Vorrichtungen angebracht. Dahin gehört z. B. daß aus einem hohen Sandberge, der etwa 3000 Fuß vom Stifte entlegen ist, ein tiefer Kanal gegraben, mit Brettern ausgeschält und hernach die Alb hinein gelei-

*) S. oben S. 5.

**) Von ihm sind mehrere Lustgebäude und der Garten zu Schwetzingen, auch das Kurfürstliche Schloß zu Bonrad eine Meile von Düsseldorf.

geleitet worden, um den zum Bauen nöthigen Sand in die Nähe herunter zu schwemmen.

Das Aeußere der Kirche ist ganz in dorischer Ordnung, also sehr ernst. So viel mir bewußt, ist zu keiner sehr großen Kirche, am wenigsten zu einer Kirche mit einer Kuppel, die dorische Ordnung allein *) angewendet worden; aber wirklich ist auch kein andere große Kirche so gelegen, wie die Kirche zu St. Blasien, in einem einsamen rauhen waldigen Thale. Es scheint mir also der Baumeister mit guter Beurtheilungskraft die dorische Ordnung gewählt zu haben, deren ernsthafte Verhältnisse sich zu der ganzen umliegenden Gegend sehr wohl schicken. Ein ionisches oder korinthisches Gebäude könnte gefälliger und prächtiger gewesen seyn, aber zu der wilden Gegend, zu der stillen Einsamkeit ist der Ernst der dorischen Ordnung angemessener.

Die

*) Die Hofkapelle zu Ludwigslust ist dorisch; dieß ist aber nur ein kleines Gebäude. Facciaten von Kirchen, an denen mehrere Ordnungen übereinander stehen, finden sich mehrere. Ich bekenne aber, daß mir dieß an einer Kirche, einem Gebäude, das innerlich nicht Stockwerke hat, immer zweckwidrig geschienen hat, und es stört gewiß den großen Eindruck. Man halte nur die Säulenstellung an der Peterskirche in Rom gegen die beiden übereinanderstehenden Ordnungen der großen Paulskirche zu London.

Die Halle vor der Kirche fällt gut in die Augen, da man zu ihr auf neun Stufen steigt. Sie wird von vier freystehenden dorischen Säulen auf Würfeln ruhend getragen. Dazu kommen noch auf jeder Seite zwey in die Wände der angefügten Thürmchen oder Pavillons eingesetzte Dreyviertelsäulen *). Ueber dem Gebälke der dorischen Säulenstellung findet man eine Balustrade, und in der Mitte derselben eine Erhöhung, worin die Uhr befindlich ist. Darüber erhebt sich die Kuppel.

Diese ist sehr hoch. Von der untersten Stufe bis an den Schluß der Kuppel ist die Höhe 175 französische Fuß, ohne den Aufsatz und das Kreuz, welche auch noch 45 Fuß austragen, so daß die gan-

*) Diese Halle ist allzueng, fast wie ein Korridor. Sie ist 78 Fuß breit, und beym Eingange ohne die Säulen nicht völlig 20 Fuß tief, und wenn man von da an rechnet wo die Würfel der Säulen aufhören, nur 12 Fuß. Man betrachte dagegen die schöne Halle der St. Genovefakirche zu Paris. Sie ist ungefähr 100 Fuß breit, gegen 40 Fuß tief. Die Alten setzten auch die Säulen sehr nahe an die Tempel; das geschah aber deswegen, weil sie das Gebälk aus einem einzigen grossen Steine machen mußten, der bis an die Mauer des Tempels reichte, indem sie die coupe des pierres nicht kannten. Das kann aber hier nicht die Ursache seyn, indem die Kunst Steine so zu schneiden, daß sie sich selbst tragen, allgemein bekannt ist.

ganze Höhe 220 Fuß beträgt. Die Säulen von ihrem Grundsteine an mit ihrem ganzen Gebälke sind 58 Fuß hoch. Die Kuppel selbst, von der Balustrade an gerechnet, hat bis zu ihren Schlusse, 96 Fuß, ohne den Aufsatz und das Kreuz. Diese sehr hohe Kuppel drückt also etwas auf die Säulenstellung, welche dagegen eher etwas zu klein erscheinen möchte, fast so wie ich es schon von der Kuppel der St. Borromäuskirche in Wien bemerkt habe *), welche zwar freylich ganz andere Verhältnisse hat, als die Kirche zu St. Blasien.

Die Kuppel selbst ist aus einem Halbzirkel gezogen, dessen Mittelpunkt in der Mitte der Zulage des Hängewerks ist. Da man eine Kuppel nicht anders, als von unten auf betrachtet, und sich daher der obere Theil so sehr verkürzt; so haben fast alle Baumeister zu den Kuppeln eine andere Form gewählt, die aus zwey Segmenten von Zirkeln besteht, welche oben etwas spitzig zusammen laufen. So sind, in verschiedenen Verhältnissen, die Kuppeln von St. Peter in Rom, St. Agnes in Rom, S. Maria della Pace in Rom, S. Andrea della Valle in Rom (welche man für das Muster einer schönen Kuppel ansieht), die St. Borromäuskirche zu Wien, die Abtey Val de Grace zu Paris, die Invalidenkirche zu Paris, die Sorbonne zu Paris,

*) S. diese R. B. III Band. S. 40.

ris *), und besonders die herrliche Kirche St. Genovefa zu Paris, von Soufflot **) ungefähr zu eben der Zeit erbauet wie die Kirche zu St. Blasien. Bloß die große St. Paulskirche zu London scheint eine Ausnahme zu machen, welche wenigstens in der kleinen Zeichnung beym Dümont einem Zirkelbogen sich nähert, ob mi gleich sonst dünkt, andere Zeichnungen gesehen zu haben, welche die Kuppel nach einer höhern Linie zeigen. Desgleichen hat die Kuppel der katholischen Kirche zu Berlin die Form eines Zirkelbogens.

Ich möchte den Baumeister allenfalls entschuldigen, daß er für die Kirche von St. Blasien eine zirkelförmige Kuppel wählte. Dieß ist dem mehr ernsthaften als angenehmen Styl des ganzen Gebäu-

*) Man sehe in den Details des plus interessantes parties d'Architecture de la Basilique de St. Pierre de Rome lévés et dessinés per G. M. Dumont. (Paris, 763, Grfol.) die beiden Blätter, Parallele des Monumens sur une même échelle, wo diese und mehrere Kirchen auf einem kleinen Maaßstabe gezeichnet sind. Die Frauenkirche zu Dreßden hat auch eine über eine Zirkellinie erhöhte Kuppel.

**) Man sehe die Ansicht dieser herrlichen Kirche von F. N. Sallier 1777 gestochen, und die kleine Abbildung auf der zweiten Kupfertafel No. 3.

bäudes einigermaßen angemessen. Der Eindruck den die Ansicht dieser Kirche im Ganzen auf mich hatte, ist meinem Geiste noch sehr lebhaft und deutlich. Damals schien mir die Kuppel nicht zu niedrig oder zu gedrückt. Das Ganze macht in der gehörigen Entfernung einen sehr wohlzusammenstimmenden vortheilhaften Eindruck.

Ich wünschte allerdings, daß dieser vortheilhafte Eindruck auch völlig ungestört bliebe, wenn man die einzelnen Theile näher betrachtet, und die Verhältnisse mit kritischen Augen näher untersucht. Da sieht man freylich wohl, daß Dixnard, ob er gleich große Ideen hatte, dennoch sich hier nicht zu der edlen Einfalt der Alten erhob, nach welcher alle Theile eines Gebäudes in reinem ungestörten Verhältnisse stehen. Ich will meine Bemerkungen unparteyisch mittheilen; nicht um ein so großes Werk zu tadeln, sondern um die Aufmerksamkeit auf die Wirkung der Verhältnisse in der Baukunst zu erwecken. Ich überlasse meine Gedanken der Beurtheilung wahrer Kenner der schönen Baukunst. Es thut wirklich wehe, ein großes wichtiges Werk zu sehen, das der Vollkommenheit so nahe ist, und, ich möchte fast sagen, durch bloße Sorglosigkeit des Baumeisters, der in einigen Stücken die bekanntesten und nothwendigsten Regeln vernachläßigte, bey näherer Betrachtung einen Theil der Wirkung verlieren muß, welche es seiner Natur nach haben könnte. Ein Baumeister, dem ein so großes wichtiges Gebäude aufgetragen wird, sollte sich erinnern daß er für die späteste Nachwelt arbeitet, und sich daher

her besonders der edlen Einfalt befleißigen, die kein Mißverhältniß, keine Verwirrung der Verhältnisse gestattet, und deshalb auch den großen bleibenden unveränderlichen Eindruck macht, den wir bey Betrachtung der alten und besten neuern Gebäude empfinden.

Zuerst, ist ganz unbegreiflich, wie der Baumeister sich hat erlauben können, die beiden äußersten Säulen der Kolonnade am Vorhause um ein Viertel in die benachbarte Mauer zu schieben. Dieß sieht so kümmerlich aus, und ist um so viel unverzeihlicher, da es so sehr leicht zu vermeiden gewesen wäre. Dazu kommt, daß nun die Kuppel breiter erscheint, als die Kolonnade. Das Auge wird beleidigt ohne alle Ursache.

Die beiden kleinen Nebenthüren der Kirche haben gegen die große Mittelthüre gar kein gutes Verhältniß; man könnte sie eher für Kellerthüren halten. Der Eingang durch dieselben, welcher schräg gehet*), ist kein würdiger Eingang in ein so prächtiges und edles Gebäude. Es fällt abermal in die Augen, wie leicht es gewesen wäre, die Säulenstellung so einzurichten, daß der Zwischenraum zwischen zwey Säulen gerade auf eine Thür träfe, welches doch gewiß simpler und edler wäre. Die so unverhältnißmäßige Verschiedenheit der Thüren ver-

urs

*) S. auf der IIten Tafel auf dem Grundrisse, g; b; und f; d.

ursacht durchkreuzende Linien, welche dem Auge wehe thun; die dazwischen fahrenden runden Linien der Fenster thun ihm nicht wohl, und die Gewänder en Feston über den Fenstern und über der Hauptthür sind wohl dem ernsthaften Style des Ganzen nicht angemessen. Eben so wenig scheint mir der moderne Aufsatz worin die Uhr ist, mit einem abermaligen Feston unter derselben, zu der Simplicität der griechischen Baukunst und zu der edlen ernsten Einfalt, den ein solcher Tempel haben muß, übereinzustimmen.

Die Verzierungen der Fenster an dem untern Theile des Doms sind nicht der reinen Architektur gemäß; weder die auslaufenden halben Vierecke an beiden Seiten, noch der gerade Sturz über oben abgerundete Fenster. Das Hauptgesims über den rund um angebrachten Pilastern ist etwas schwer, und thut um so mehr den Augen wehe, da es über jedem Fenster verkröpft ist, so wie die darauf stehende Attika. Diese Pilaster ruhen übrigens nicht auf Postamenten, oder einem Sockel, sondern enden sich in starken abgerundeten Wiederlagen, welche über die untere Ausladung des Doms weggehen, und auf der Hauptmauer ruhen. Die gothische Baukunst zeigt die Strebepfeiler, aber die griechische verdeckt sie. Sollte keine gute Form zur Bedeckung der runden Strebepfeiler haben gefunden werden können; (woran doch gar nicht zu zweifeln ist,) so mußten wenigstens keine Pilaster darauf gesetzt werden, da diese keinen scheinbaren Ruhepunkt haben.

In der guten reinen Baukunst muß alles perpendikular aufeinander ruhen. Nicht nur die griechischen Baumeister aus der besten Zeit haben sich niemals eine Abweichung von dieser so nothwendigen Regel erlaubt; sondern selbst die gothischen Baumeister haben sie unabänderlich beobachtet. So schlank und kühn auch manches gothische Gebäude ist, wird doch nie das Auge dadurch beleidigt, daß nicht jeder Theil perpendikular auf dem andern stände.

Der Aufsatz über der Kuppel ist ein Beyspiel einer eben so wenig zu billigenden Abweichung von dieser nothwendigen Regel. Die Seiten desselben gehen nicht nur weit über seine Unterlage weg, sondern krümmen sich auch herunter, der Ründung der Kuppel folgend. Diese Seiten also schweben nicht nur in der Luft, sondern sie sinken sogar. Ich glaube kaum, daß sich jemals ein Baumeister, und noch dazu an einem so großen ernsthaften Gebäude, aus bloßer seltsamer Laune, (denn anders kann es nichts seyn,) einen solchen Fehler hat zu Schulden kommen lassen. Auf der Kirche St. Sophia zu Konstantinopel ist über der Kuppel ein Aufsatz in Form eines großen Knaufs, dessen oberer Theil auch größer ist als die Unterlage worauf er ruhet *). Theils aber ist dieß Gebäude nicht aus der guten Zeit der Baukunst, so, daß etwas davon an einem großen Gebäude verdiente nachgeahmt zu werden, welche ganz im Styl der antiken grie-

*) S. die Abbildung beym Dümont, a. a. O.

griechischen Baukunst angelegt ist; theils wölbt sich auf der Kuppel zu St. Sophia der Knauf wenigstens in die Höhe, und sinkt nicht herunter in Form des Hutes von einem Pilze. Diese Form des Aufsatzes kränkt ein an reine Architektur gewöhntes Auge auch schon von weitem. Ich empfand etwas Unbefriedigendes, und wußte erst nicht, worin es lag, weil eine Form dieser Art an einem sonst guten Gebäude so ganz ungewöhnlich ist, bis ich es endlich herausfand.

Was aber ein Auge am meisten beleidigt, das an die reinen edlen Verhältnisse der guten Architektur gewöhnt ist, sind die beiden Thürmchen oder Pavillone, (ich weiß selbst nicht, wie ich sie nennen soll), an beiden Seiten der Halle oder des Vorhauses. Man sieht wohl, der Baumeister hat sie für nöthig gefunden, um seinem ganzen Gebäude gleichsam sprechende Festigkeit zu geben, vielleicht auch, um die überaus große Höhe des Doms über die Stiftsgebäude für das Auge in eine Abstufung zu bringen. Aus beiden Ursachen findet man auch an andern Kuppeln, wo es erforderlich ist, kleine Nebenkuppeln oder Thürmchen. Aber die Baumeister haben dafür gesorgt, theils diese Nebengebäude mit den Hauptgebäuden in eine schickliche Verbindung zu setzen, theils der Form derselben gute Verhältnisse zu geben, damit sie dem Auge wohl thun. Man sehe einmal die kleinern Kuppeln an der St. Peterskirche in Rom, oder an der großen St. Paulskirche in London, oder die zierlichen

Thürme neben der Kuppel der St. Agneskirche in Rom *), und halte dagegen die beiden Pavillone vor der Kirche zu St. Blasien. Sie stehen vor sich einzeln, und könnten weggenommen werden, ohne daß das Ganze mangelhaft würde. Um ihnen die Breite zu geben, welche sie haben mußten um einigermaßen mit der großen Kuppel in Verhältniß zu kommen **), ist ein ungeheuer dickes Mauerwerk zusammengebaut **), das doch nichts zu halten oder zu tragen hat. Diese beiden Pavillone nützen zu gar nichts, als daß sie jeder ein abgerundetes kleines Zimmer enthalten, dessen Durchmesser achtzehen Fuß ist, worin also so viel als nichts gestellt werden kann, und welches durch die Beleuchtung zweyer Eckfenster in einer beinahe funfzehen Fuß dicken Mauer innerlich ein ganz besonders Ansehn haben muß ***). Was die Verzierung dieser Pavillone betrifft, so ist sie sehr schwer. Die beiden Plattebanden ****) a. b. welche an das Hauptgesims der Säulenstellung anlaufen, fallen nicht gut ins Auge, weil sie sehr breit, und beide fast von einerley Maaße sind. Die üble Wirkung wird noch vermehret, weil gleich darüber zwey Sockeln über einander ste-

*) S. Dümont, a. a. O.

**) Man sehe den Grundriß. Wahrscheinlich ist die Halle eben deßwegen so flach gerathen, weil sonst die Thürmchen noch dicker hätten werden müssen.

***) S. auf dem Grundrisse, i, a, und h, e.

****) S. auf der IIten Tafel die Ansicht der Kirche

stehen, wovon der oberste auch ungefähr eben die Breite hat. Die unförmlichen Konsolen, das Stückchen Balustrade, die Vasen, schicken sich nicht zu dem übrigen ernsthaften Style; und die plattgedrückten Halbkuppeln mit den großen Sternen darauf, passen wahrlich nicht zur griechischen Baukunst. Ich berufe mich abermals auf die St. Peterskirche in Rom.

Ich bin zu wenig, um zu Verbesserung eines so großen Werks Rath geben zu wollen, und jetzt, da es ausgebaut ist, könnte auch ein solcher Rath nichts helfen. Indeß kann ich nicht umhin zu glauben, Dixnard hätte das Zusammengestoppelte dieses Vorhauses, die schiefen, dem Auge wehethuenden Linien, die schweren unangenehmen Verhältnisse der Verzierungen die sich zu einer reinen Architektur nicht schicken, sehr leicht vermeiden können. Um reife Beurtheilung des Guten und Bessern zu befördern, will ich meine Idee sagen: Ich stelle mir eine Säulenstellung vor von sechs freystehenden Dorischen Säulen, von etwas größerm Model, auf einer bloßen Platte ruhend, welche von h. bis i. ginge,*) und mit einem Frontone gekrönt wäre. Dieß würde den untern auslaufenden Theil der Pilaster des Doms (ob dieser gleich ganz wegzuwünschen wäre) besser decken, als die Balustrade mit dem Uhrgehäuse; der hohe Dom

*) S. den Grundriß

würde die Säulenstellung nicht so sehr niederdrükken, und diese würde große simple Verhältnisse darstellen, dem Auge befriedigender als die jetzigen komplicirten Verzierungen. In der Mitte des Frontons sähe man die Uhr, und allenfalls wäre es mit schicklicher halberhobener Arbeit geziert. An diesem Fronton könnten auch, wenn es nöthig erachtet würde, die Namen IHS und MRA im Glanze besser angebracht werden, da jetzt ihre großen Sterne auf den kleinen plattgedruckten Kuppeln nicht der schönen Architektur gemäß sind. Die Bildsäulen welche jetzt auf der Balustrade stehen, hätten an den Ecken des Frontons, und allenfalls eine dritte auf der Mitte desselben einen schicklichern Platz gefunden. Zwischen den Säulenweiten wären fünf gerade Eingänge in die Kirche bey a bis e, oder wenn man wollte, nur drey; dieß wären wenigstens schickliche Eingänge in einen so herrlichen Tempel, unverstümmelt und nicht schief. Die Freytreppe würde von drey Seiten herauf gehen wie bey der Halle zu St. Genovefa. Sollte man eine solche offene Halle für das dortige Klima nicht dienlich finden, so wäre es sehr leicht, innerhalb der Halle, welcher man eine verhältnißmäßige Breite geben müßte, ein geschloßnes Vorhaus anzubringen, so wie etwa an der katholischen Kirche zu Berlin. Damit diese Halle nicht zu unförmlich vor dem Grunde hervorspringe, hätten die Stiftsgebäude weiter vor müssen gerückt werden, welches auch in den innern Höfen noch mehr Raum und Bequemlichkeit geschaft haben würde. Man verzeihe mir diese Idee. Um ei-

nigermaßen anschauend zu machen, welche Wirkung eine simple architekeinsche Verzierung gegen eine zusammengesetzte machte, liefere ich auf der zweiten Kupfertafel No. 3, eine kleine Abbildung der Hauptansicht der herrlichen Kirche St. Genovefa zu Paris. Man denke sich die Säulenstellung und den Fronton dorisch an der Kirche zu St. Blasien, und man hat meine Idee. Auch zeigt die Ansicht der Kirche zu St. Genovefa, daß die große Erhabenheit einer Kuppel über das nebenstehende Gebäude *), ohne Nebenkuppeln, keine üble Wirkung machen würde.

*) Die Stiftsgebäude zu St. Blasien sind sehr lang, denn sie haben an jeder Seite der Kirche funfzehn Fenster. Warum der rechte Flügel weiter heraus gerückt, und der vor demselben befindliche Pavillon größer ist, als der am linken Flügel, weiß ich nicht, wohl aber, daß es einen großen Uebelstand macht! Diese Hauptfacciate hat überhaupt eben kein gutes Ansehen. Die Fenster sind klein, und haben kein gutes Verhältniß gegen die Fensterpfeiler. Ich gebe gern zu, daß man zum Gebrauche des Stifts nicht Zimmer von großer Höhe, und folglich auch nicht große Fenster hat haben wollen. Aber es wäre dem Baumeister doch leicht gewesen, den Fenstern ein gefälligeres Verhältniß zu geben. Ich berufe mich deßhalb auf das Hospital oder Hôtel de Dieu zu Lyon, von Soufflot in den funfziger Jahren gebauet. (Die Ansicht und der Grundriß gestochen von F. N. Sellier, und die Kup-

pel

Wenn man über die kleinen einzelnen Fehler des Aeußern der Kirche zu St. Blasien wegsieht, so ist billig nicht zu läugnen, daß das Ganze, wegen seiner Größe und einzelnen Schönheiten, einen großen Eindruck macht. Aber ein viel höheres und reines Gefüh erweckt das Innere. Dessen simple Schönheiten sind von der komplicirten Verzierung des Aeußern so sehr unterschieden, daß man sie kaum für das Werk eben desselben Baumeisters halten sollte. Ich stelle mir vor: Dixnard hat das Aeußere, und Pigage hat die innere Verzierung angeordnet, oder wenigstens in der Ausführung verbessert. Der Kontrast des Simplen und Komplicirten ist gar zu auffallend.

Reine

pel und dorische Säulenstellung im Großen gestochen von C. B. G. Poulleau.) Dieses Gebäude hat in soweit eine Aehnlichkeit mit dem zu St Blasien, daß es auch in der Mitte eine Säulenstellung mit einer Kuppel darüber, und auf beiden Seiten eine lange, eigentlich noch längere Facciate hat, denn daselbst sind auf jeder Seite 24 Fenster. Der eben angeführte Kupferstich von Poulleau ist auch deßwegen lehrreich, weil man darauf den oben S. 93 angeführten Unterschied der Wirkung einer zirkelrunden und einer aus zwey Zirkelsegmenten zusammengesetzten erhabenern Kuppel sehen kann. Soufflot zeichnete eine zirkelrunde Kuppel, aber diejenigen welche den Bau ausführten, erhöhten sie ohne sein Vorwissen. Daß dieses eine viel bessere Wirkung thut, zeigt der Augenschein.

Reine ungestörte Empfindung des Erhabenen erfüllt das Gemüth, wenn man in die Kirche tritt. Sie ist rund. Das Gebälk wird von sechszehn *) freystehenden korinthischen Säulen getragen. Hier ist reine Architektur ohne Verkröpfung, ohne Schnirkel, ohne alle Vergoldung und andere überhäufte oder komplicirte Zierräthen, wodurch sonst fast alle, auch die schönsten, katholischen Kirchen verunstaltet werden. Die Wände der Kirche sind bloß weiß angestrichen. Ein wohlgeformtes eisernes Gitter **) unterscheidet die Kirche vom Chore, der gerade die Länge des Durchmessers der Kirche im Lichten hat, nämlich hundert und zwölf Pariser Fuß im Lichten. Er wird getragen von vier und zwanzig jonischen Säulen von geflecktem Marmor, die auf einem hohen Sockel ruhen, und ist ganz simpel, mit

*) Ich rechne nicht die vier gekuppelten, und ein Viertel in Mauerwerk gesetzten Säulen zu beiden Seiten der Stufen, die zum Chore führen. Da die Kirche als ich sie sah, noch voll Gerüste stand, ist mir die Wirkung dieser gekuppelten Säulen nicht mehr erinnerlich. Es scheint fast, sie hätten können und sollen vermieden werden, denn sie sind das Einzige in dieser herrlichen Kirche, was von der Simplicität abweicht. Sie sind jetzt etwas verdeckt, durch davor stehende Altäre, und durch die zwischen denselben angebrachte beide Kanzeln.

**) Es ist von dem schon verstorbnen Hofschlösser in Karlsruhe J. B. Hugeneſt verfertigt. Er war aus Bondorf gebürtig, und also ein Unterthan von St. Blasien.

blaßrothem Marmor belegt. *) Der hohe Altar ist von einem dunkeln, beynahe ganz schwarzen Marmor. Alles ist einfach, alles in richtigen edlen Verhältnissen und großen Massen, worauf das Auge mit Wohlgefallen ruhet; der Schmuck ist sparsam, und selbst simpel und edel. Der Fürst Abt Martin II sagte mir sehr richtig: In einem Gotteshause müsse nichts seyn, was zerstreue, was die Andacht störe. Ich habe schon ehemals in dieser Reisebeschreibung meine Bewunderung dieses Tempels und den hohen Eindruck, den die majestätische Simplicität des Innern auf mich machte, bezeugt **). Jetzt da ich wieder die Zeichnungen desselben

*) Dieser Marmor so wie auch Alabaster von vielerley Art, wird auch im Gebiete des Stifts im Brisgau gefunden. Zu Ehingen am Neckar und zu Fuezen sind Marmor- und Alabasterbrüche von allen Farben, wovon wir Proben im Stifte sahen. Anton Gigel, ein Stuckator aus Wessabrunn in Baiern gebürtig der ehemals auch in Breslau und in Berlin arbeitete, hat den Chor mit Marmor belegt, und hat auch die vielen schönen Stukkaturarbeiten in der Kirche gemacht,

**) S. R. B. III Bd. S. 42. Ich äußerte damals: Um den großen Eindruck nicht zu stören, hätte ich lieber ein einziges Gemälde vom sterbenden heil. Benedikt übersehen, wobey ich glaubte, daß es nach katholischem Brauche da seyn müsse. Ich bin nachher von dem jetzigen Herrn Fürsten Abt durch Korre-

selben sorgfältig durchstudirt habe, erneuert sich in mir diese Empfindung. Die Kirche zu St. Blasien ist inwendig gewiß bey weitem die schönste in Deutschland, und vielleicht keiner neuern katholischen Kirche nachzusetzen, es müßte denn St. Genovefa in Paris seyn, welche, den Zeichnungen nach, einen sehr großen Eindruck machen muß; diese ist aber

Korrespondenz belehret worden, daß dieß Gemälde nicht hätte daseyn müssen, indem deßfalls in der katholischen Kirche kein Gesetz vorhanden ist. An der Stelle wo sich das Gemälde befindet, stößt die runde Decke an den Chor, und man konnte also kein Fenster anbringen. Daher fiel man darauf, dieses Gemälde dahin zu setzen, um dem Auge einen Uebergang zum Chore zu verschaffen. Es scheint mir doch, als würde ein Basrelief von Stucco oder weißem Alabaster bessere Wirkung gethan haben, als das Gemälde voll heller Farben, welches mit der großen Simplicität des Uebrigen zu sehr absticht. Dieß Gemälde ist von Joseph Wenzinger, einem Bildhauer und Maler zu Freyburg im Brisgau, der sich in Italien im Malen nach Amiconi bildete, und von welchem schon in der abgebrannten Kirche Bildsäulen waren. Er war 1710 geboren, und lebt also vermuthlich nicht mehr. Remigius Heher, ein guter Bildhauer in Freyburg, eines Bauern Sohn, dessen Talent sich offenbarte, da er als Knabe schon in Holz schnitzte, hat die besten Bildhauerarbeiten an der Kirche gemacht.

aber eine Kreuzkirche. Die St. Peterskirche in Rom muß man freylich ausnehmen, welche wegen ihrer Größe selbst, und wegen ihrer großen simpeln Massen nur mit sich selbst, mit der großen St. Paulskirche in London und mit dem Pantheon oder St. Maria Rotonda in Rom verglichen werden kann. Doch bekenne ich, daß der hohe Altar in der St. Peterskirche mit den gewundenen Säulen und mit den Engeln mir immer den widrigsten Eindruck gemacht hat. Er stöhrt gewiß die hohe Einfalt, welches man schon in den Zeichnungen empfindet; was muß es nicht im wirklichen Anblicke seyn!

Das Innere der katholischen Kirche in Berlin, kommt dem Innern der Kirche zu St. Blasien am nächsten. Diese Kirche ist auch rund, beynahe eben so groß wie die zu St. Blasien, und ruht auf 24 freystehenden gekuppelten korinthischen Säulen. Daß die Säulen gekuppelt sind, benimmt etwas an der Simplicität. Auch hat die Kirche nicht einen Chor, welcher die Kirche zu St. Blasien sehr verschönert.

Das Innere der Frauenkirche in Dresden, macht auch einen Eindruck der einzig in seiner Art ist: die höchste Wirkung die das Innere einer protestantischen Kirche thun kann, wo bloß Predigen der Zweck des Gebäudes ist. Es ist dieß aber nicht eigentlich der Eindruck der schönen Architektur, sondern der Eindruck des Zweckmäßigen. Diese runde

ganz

ganz simple Kirche*), welche ohne weitere Verzierung bis hoch in die Kuppel mit Emporkirchen versehen ist, macht einen sehr ehrwürdigen Anblick, wenn alles bis oben an mit aufmerksamen Zuhörern angefüllt ist.

Das Innere der Nikolaikirche in Leipzig, ist ein anders Beyspiel einer herrlichen Auszierung einer protestantischen Kirche in schöner Architektur. Indeß,

*) Diese Kirche ist wenigstens in Deutschland in ihrer Art einzig, ganz von Quadersteinen aufgeführt. Es ist an derselben gar kein Holz, (die Emporkirchen und die Orgel ausgenommen,) sondern bloß Stein, Eisen und Bley. Die Hauptbreite dieser Kirche beträgt 62 Dresdener Ellen (jede von 2059 französischen Linien), also auch ungefähr 112 rheinländische Fuß, die ganze Länge mit dem Chor 86 Ellen oder 155 rheinländische Fuß. Die Kirche selbst ist also beynahe von der Größe der zu St. Blasien; nur der Chor ist kleiner Auch die Kuppel ist ganz von Quadersteinen, und zwar doppelt gewölbt, indem zwischen beiden Gewölben der Weg zur Laterne geht. In der Belagerung 1760 fielen mehrere Bomben auf diese Kuppel und sprangen ab. Die äußere Architektur dieser Kirche ist noch viel weniger rein als die zu St. Blasien. Die an der Kirche angebrachte Sturmsche sogenannte deutsche Säulenordnung in flachen Pilastern, die Verkröpfungen und das geschweifte Gebälke am Altare begehre ich nicht zu vertheidigen.

deß, die Emporkirchen welche von dem Zwecke einer protestantischen Kirche unzertrennlich sind, wenn ihnen auch noch so gute Verhältnisse gegeben werden, wenn auch, wie in der Nikolaikirche zu Leipzig, die Säulenordnungen welche sie tragen, im edelsten Verhältnisse angebracht sind, verwickelt doch immer etwas das Auge, das so gern auf großen Massen ruhet. Den Altar in der Nicolaikirche zu Leipzig, der auch von schwärzlichem Marmor ist, setze ich in seiner Art*), dem hohen Altar zu St. Blasien an die Seite, und möchte ich ihn diesem sogar vorziehen. Freylich hat ein hoher Altar in einer katholischen Kirche einen ganz andern Zweck, welches auch auf den Bau und die Verzierungen desselben Einfluß haben muß; nur in Absicht der Simplicität sind beide vielleicht einzig in ihrer Art, da besonders mit schnörkelhafter Verzierung der Altäre, in protestantischen und katholischen Kirchen, so sehr viel Mißbrauch getrieben wird.

Als eine kleine protestantische Kirche ist auch die herzoglich-meklenburgische Hofkapelle in Ludwigslust **) zu loben; sie ist von simpler reiner Architek-

*) Er ist ein länglichtes Viereck, sehr wenig und simpel mit Zierrathen von Bronze versehen und einige Stufen erhöhet; auf demselben stehen zwey vortreflich gearbeitete hohe Leuchter von vergoldeter Bronze.

**) Man findet die Hauptfacciate abgebildet in Nugent's Reisen durch Meklenburg IIr Theil,

chitektur, hat eine weitsäulige dorische Säulenstellung, mit einer offnen Halle von guten Verhältnissen. Der Altar ist ungefähr zwanzig Stufen erhöht, welche Stufen die ganze Breite der Kapelle einnehmen. Hinter dem Altartische nimmt ein großes Gemälde, die Himmelfahrt Christi vorstellend, die ganze Wand der Kirche bis an die Decke ein. Hinter demselben ist in der Höhe die Orgel und das Musikchor angebracht, so daß der Gesang der Hofkapelle aus den Wolken zu kommen scheint; indem man die Sänger und Sängerinnen nicht siehet. Vor dem Altare ist die Kanzel, auf eisernen Stäben ruhend, und mit einer Decke von rothem Damast umgeben, so eingerichtet, daß sie, wenn die Predigt geendigt ist, und die Kommunion angeht, auf den Druck einer Feder in die Balustrade vor dem Altare herabsinkt. Diese Einrichtung einer beweglichen Kanzel ist freylich nur in einer Kapelle von mäßiger Größe anzubringen, und vielleicht nicht nachzuahmen.

Die hohe Simplicität, welche in allen Theilen des Inneren der Kirche und des Chors zu St. Blasien herrscht, macht sie, ich wiederhole es nochmals, zu einer der schönsten Kirchen in der Welt, und in Deutschland ist ihr keine zu vergleichen.

Theil, (Berlin 782. 8.) Deßgleichen in der besonders abgedruckten Vues du Chateau et du Jardin de Ludwigslust.

chen. Noch muß ich hier zur Ehre dieses Stifts anmerken, daß kein wunderthätiges Bild in dieser Kirche ist, welches sonst in der Kirche eines ansehnlichen Klosters nicht leicht zu fehlen pflegt. Aber St. Blasien ist überhaupt von den meisten Klöstern in vielem Betrachte sehr unterschieden. Die hoch abgerundete Decke *) der Kirche ist nicht ein Gewölbe von Steinen, sondern hölzern, verschaalt, mit Gips überzogen, und wird von einem großen Hängewerke getragen.

Dieser gehängte und gesprengte Dachstuhl ist ein sehr merkwürdiges Stück der Zimmermannskunst, und ich bekenne, daß ich mit sehr großem Vergnügen alle Theile desselben betrachtet habe. Er ist von dem Zimmermeister Joseph Müller, der nie aus St. Blasien gekommen ist, im J. 777 angegeben, und wirklich aufgerichtet. Man machte ehemals sehr viel Wesens von dem hängenden Dachstuhle der Abtey Val de Grace in Paris: welcher, so viel ich mich erinnere, der erste hängende Dachstuhl war, der an einer Kuppel **) versucht ward.

*) Als ich in dieser R. B. III Theile S. 42. der Kirche in St. Blasien mit gebührendem Lobe erwähnte, drückte ich mich nicht ganz deutlich aus, da ich die Kuppel anführte. Ich meinte diese innere Kuppel oder abgerundete Decke, denn ich rede da bloß von dem was in dem Innern der Kirche zu sehen ist.

**) Er ist abgebildet, doch nur ganz klein, in Sturms Reiseanmerkungen. Wie sehr wäre zu

ward. Man ist aber seitdem in dieser Kunst viel weiter gekommen, und so viel ich einsehen kann, ist ihm nebst dem gesprengten Dachstuhle der Kuppel der katholischen Kirche in Berlin *) der in St. Blasien weit

zu wünschen, daß ein Architekt oder Kenner der Architektur, ausgerüstet mit feinem Sinne, geübtem Auge, und reifer Beurtheilungskraft, mit Zirkel und Reißfeder in der Hand Deutschland durchwandern, und uns, über die vornehmsten Gebäude, beurtheilende Reiseanmerkungen (wie Sturm nach seiner Art zuerst machte) mittheilen, und treue Zeichnungen (so wie Sturm) beyfügen wollte, damit man die Anmerkungen verstände.

*) Dieser hat 112 Fuß im Durchmesser. Der Aufriß und Grundriß der verschiedenen Theile dieses Sprengwerks ist in Krünitz's Encyklopädie, XXXVIII Theil, Fig. 2064, 2065 zu finden. Es ist hiebey nur zu erinnern, daß das daselbst gezeichnete Thürmchen über der Kuppel, zwar anfänglich gebauet, aber aus bewegenden Ursachen gleich nachher wieder weggenommen worden; desgleichen ist vergessen, den Maaßstab von 80 rheinländischen Fuß einzutheilen, welchen derjenige, der die einzelnen Theile untersuchen wollte, nothwendig noch eintheilen müßte. Das Sprengwerk über der katholischen Kirche in Berlin hat das Besondere, daß die äußern dazu abgerundeten Balken welche die Kuppel formiren, wirklich aus rund gewachsenem Holze ausgesucht worden sind. Die Konstruktion ist übrigens von der in St. Blasien ganz wesentlich unterschieden,

weit vorzuziehen. Es sind zwey Balken ins Kreuz gelegt, unverzahnt, jeder 118 Fuß lang, und 24 Zoll kubisch dick, Balken wie man sie nur vielleicht im Schwarzwalde finden kann. Diese liegen auf der Mauer der Kirche, über vier der freystehenden steinernen Säulen. Mit diesem Kreuze von Balken ist die ganze Zulage und das Hängende des Dachstuhls gehörig verbunden, in der Mitte durch eine große, und rund herum durch zwey Reihen von zwanzig kleineren Säulen, mit dreyfachen Kehlbalken verzapft, alles gehörig gehängt und gesprengt, und mit sehr starken eisernen Bändern und Schrauben befestiget *).

Man hat außerdem eine Vorsicht gebraucht, welche werth ist angeführt zu werden. Es ist auf die Zulage ein sehr festgeschlagener Estrich, einen Fuß hoch, gelegt, der aus zwey Drittheil Lehm und einem Drittheil Sägespänen besteht **).

Man

weil in St. Blasien nicht wie in Berlin die ganze äußere Höhe der Kuppel auch die innere ausmacht.

*) Man sehe auf der dritten Kupfertafel No. 3. den Durchschnitt des hängenden Dachstuhls, No. 5, 6, die Verbindung der Zulage und ein Stück des herumgehenden Seitengespärrs. Bey der Sprengung haben einige Kenner der Zimmerkunst erinnert, daß einige Streben nicht gerade aufeinander stehen; welches wenigstens weniger anscheinende Festigkeit giebt.

**) Man versicherte mich in St. Blasien, wenn man Schnee und Eis mit Sägespänen ein

paar

Man glaubt, daß wenn Unglück verhängt werden sollte, allenfalls das Hängewerk abbrennen könnte, und daß doch die Zulage oder der Werksatz des Hängewerks, die, wieeben angemerkt, zwey langeim Kreuze liegende und mit vielen andern verbundene Balken zum Grunde hat, durch den Estrich vor dem Verbrennen werde bewahrt werden, wovon man sich durch wiederholte Proben im Kleinen will überzeugt haben. Die Vorsicht ist an sich zu loben, und es ist sehr zu wünschen, daß nie der Fall kommen möge, daß ihr Erfolg geprüft werde. Indeß wird mir doch ein Zweifel erlaubt seyn, ob nicht bey einem solchen unglücklichen Falle durch die entsetzliche Hitze so vieles brennenden Holzes in dem so sehr erhitzten Estriche nicht nur die Sägespäne zu glimmen anfangen, sondern auch die unter dem Estriche liegende Zulage entzündet und verkohlt werden möchte; so daß dennoch dessen Einsturz zu befürchten wäre. Man weiß ja, daß sich Balken, die nur einem Kamine allzunahe gelegt sind, oft entzünden, ohne daß sie vom Feuer unmittelbar ergriffen werden, und daß die heimliche Gluth sehr leicht die nahe gelegenen

paar Fuß bedecke, so blieben sie bis den Sommer durch unverändert. Es wäre der Mühe werth, dieß zu versuchen; denn es gäbe, wenn es richtig wäre, die wohlfeilste Art, Eis den Sommer über zu erhalten, welche sich denken ließe.

Balken ergreift *), von Balken zu Balken fortschwelt und in helle Flammen ausschlägt, wenn im geringsten Luft dazu kommt. Dabey ist auch zu bedenken, daß die Zulage mit dem Hängewerke durch große eiserne Klammern und Schrauben in Verbindung steht. Wenn auch gleich, wie ich vermuthe, der Estrich höher ist als die eisernen Klammern, so würde doch die entsetzliche Hitze auch durch den Estrich bald das Eisen glühend machen, vermittelst desselben würde das liegende Gebälk anfangen zu schwelen, und endlich in helle Flammen ausbrechen. Hiezu kommt noch, daß der Umsturz der großen brennenden hölzernen Säulen und Streben den Estrich erschüttern würden, so daß er Risse bekommen möchte, wodurch sich die gewaltige Gluth **) dem Werksatz des gehängten Dachstuhls um so mehr mittheilen müßte. Aber wenn ein unglücklicher Brand den hängenden Dachstuhl der Kirche ergriffe; so wäre noch eine andere Gefahr sehr

*) So entstand im Jahre 1794 der unglückliche Brand des Königl. Schlosses zu Kopenhagen.

**) Bey dem Brande der kleinen St. Paulskirche in London, 1795, war es besonders die ungeheure Menge von Sparrwerke und Balken im Dachstuhle, welche die Hitze so sehr vermehrte, daß in der Entfernung von 50 bis 60 Yards kaum ein Mensch bleiben konnte, und also um so viel weniger an Rettung zu denken war. So war es auch bey dem Brande des Thurms der Nikolaikirche in Potsdam in eben diesem Jahre.

sehr zu befürchten. Durch die herunterstürzenden Balken würde wahrscheinlich die Flamme die niedriger liegenden Dächer der von beiden Seiten daran stoßenden Stiftsgebäude ergreifen, und wenn diese in Gluth geriethen, so wäre wohl die größte Gefahr, daß durch die Fenster der Kirche das Feuer hereinschlüge, und dann würde die unter dem Estriche liegende Zulage des Hängewerks von unten her in Gluth gerathen. Dieß könnte auch der Fall seyn, wenn nicht in der Kirche, sondern in den nahe gelegenen Klostergebäuden Feuer entstände. Und dieß wäre bey aller Vorsicht noch eher möglich, da in die Kirche kein Feuer kommt, und sie also nur von einem Wetterstrahle Feuer fangen könnte; in den Gebäuden hingegen wird geheizt, gekocht u. s. w., und es könnte da mit Licht, Tabackrauchen oder sonst, eher etwas verwahrloset werden.

Es wäre also, so viel ich einsehen kann, eine andere Vorsicht nöthig gewesen, nämlich: die Zulage, ehe sie gelegt und verbunden worden, mit D. Glaser's brandabhaltendem Anstriche *) zu versehen,

*) S. Glasers Preisschrift, wie das Bauholz in den Gebäuden zu Abhaltung groser Feuersbrünste zuzurichten, daß es nicht leicht Feuer fange und fortbrenne. Hildburghausen 1762, 8. Dessen Beschreibung der glücklich abgelaufenen großen Feuerprobe mit seinen Brand abhaltenden Holzanstrichen 1773, 8. Dessen Beantwortung und Widerlegung verschiedener wider

sehen, oder das Holz derselben, so wie auch des Hängewerks selbst, darin einzuweichen. Dieß letztere ist jetzt freylich nicht mehr möglich. Vielleicht aber könnte ein so reiches Stift, das eine so vortreffliche Kirche gebauet und dabey so viele Vorsicht wider Feuersgefahr angewendet hat, jetzt noch die Kosten anwenden, alles Holzwerk des Dachstuhls der Kirche, und die Sparren der nächstgelegenen Dächer der Gebäude wenigstens bis auf dreyßig Fuß von jeder Seite mit diesem brandabhaltenden Anstriche zu belegen. Derselbe verhindert, daß das Holz Feuer fängt; und da bey Feuersbrünsten immer in der ersten halben Stunde das größte Unglück geschieht, indem das Feuer gleich überhand nimmt ehe Hülfe kömmt; so ist fast alles gewonnen, wenn das Holz in einem Gebäude so beschaffen ist, daß es nicht Feuer fängt. Wie hoch die Kosten sich belaufen würden, kann ich freylich nicht sagen; aber sie werden bey einem Gebäude von solcher Wichtigkeit, das schon so große Summen gekostet hat, und an einem Orte, wo bey einem Unglücke gar keine fremde Hülfe möglich ist, nicht in Betrachtung kommen. Sie könnten auch auf zwey oder drey Jahre vertheilt werden.

Die Erfindung der künstlichen Hänge- und Sprengwerke macht dem menschlichen Verstande Ehre. Sie gehört den neuern Zeiten; denn die alten Bau-

wider diese Feuerprobe gemachten ungegründeten Einwendungen und Zweifel. Leipzig 1774. 8.

Baumeister wußten nichts davon. So viel ich mich erinnere, hat man die ersten Beyspiele von hängenden Decken über große Säle aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Nachher ist diese Kunst immer mehr verbessert und ausgedehnt worden, so daß man jetzt die größten Kuppeln von Holz aufzuführen und mit einem hängenden Dachstuhle zu versehen weiß. Ich habe daher bey dem Hängewerke zu St. Blasien mit großem Vergnügen betrachtet, wie da eine ungeheure Masse von Holz sich selbst zusammenhält und sich selbst trägt. Aber die Kunst wird immer mehr vervollkommnet, und dann ist die große Kunst, weniger Kunst zu zeigen. Ein so künstliches und vorzügliches Werk nun auch wirklich der hängende Dachstuhl dieser schönen Kirche ist; so hätte doch vielleicht etwas noch Vorzüglicheres geleistet werden können, wenigstens wäre viel Holz und Kosten ersparet worden, wenn damals in St. Blasien bekannt gewesen wäre, ein Kuppeldach ganz ohne Dachstuhl und überhaupt ohne alle Balken und Sparren zu machen, auf die Art, welche der Königl. Hofbaudirektor, Hr. Geheimerrath Langhans, zuerst in Berlin, und so viel ich weiß, zuerst in Deutschland eingeführt hat. Man hätte nicht allein sehr viele Kosten gesparet, sondern selbst im Falle einer Feuersbrunst würde die Gefahr viel geringer seyn, indem auf dem Dache kaum der sechste Theil des Holzes und gar keine schwere Balken zu verbrennen vorhanden seyn würden; daher man sodann vom Estriche noch eher eine gute Wir-

kung erwarten könnte, wenn er durch herunterstürzende Balken nicht könnte zertrümmert werden.

Unbekannt konnte diese Art von Dachverbande den beiden französischen Baumeistern, Dirnard und Pigage, nicht seyn. Denn nicht nur Palladio hat schon von dieser Art zu bedachen geredet, sondern es ist auch die in den funfziger Jahren gebauete Halle aux Bleds in Paris, (welche, wenn ich nicht ganz irre, noch einen größern Diameter hat, als die Kirche zu St. Blasien) auf diese leichte und wohlfeile Art bedachet, und das Dach ist nun seit so vielen Jahren nicht baufällig geworden, welches ein praktischer Beweis für die Festigkeit dieser Art des Dachverbandes ist. Warum eine so nützliche Erfindung nicht öfter angewendet worden, möchte kaum zu begreifen seyn, wenn man nicht sonst auch zuweilen fände, daß die besten Dinge nicht Eingang finden, eben deswegen, weil sie so sehr einfach und so leicht zu begreifen sind. Dabey ist auch zu bedenken, daß gewöhnlich die Zimmerleute die Dächer angeben, und daß bey einem Dache ohne Dachstuhl für den Zimmermann viel weniger zu verdienen ist, als bey einem künstlichen Hängewerke.

Daher ist diese nützliche Art des Dachverbandes beynahe ganz vergessen worden, besonders scheint man sie in Deutschland fast gar nicht zu kennen. Ich vermuthe dieses daher, weil in einem

der

der neusten und nützlichsten Werke, in des Herrn Rathsherrn Stieglitz zu Leipzig Encyklopädie oder Wörterbuche der bürgerlichen Baukunst *) gar nicht Erwähnung davon geschiehet. Im Ersten Theile dieses Werkes S. 324. führt der Hr. Verfasser einen in Absicht auf die Dauer noch sehr problematischen, und in Absicht der Kosten gewiß theurern Vorschlag des sel. Krubsacius an, ein Dach ohne Sparren zu bauen. Hier hätte dieser Art des Dachverbandes, besonders an Kuppeln, billig Erwähnung geschehen sollen. Es war zwar dem Herrn Verfasser sehr wohl zu verzeihen, daß er nicht wußte, was einige Jahre vorher in dieser Art in Berlin praktisch war ausgeführt worden **); denn es ist in Deutschland nun einmal so, daß unsere Zeitungen und Journale von den

*) Ir Theil A — D, Leipzig 1792, gr. 8. IIr Theil E — J. 1794, gr 8.

**) Einige Zeit nachher deckte der geschickte Baumeister in Leipzig Hr. Dauthe auf diese Art die dortige Sternwarte. Ein Zeichen der Aufmerksamkeit dieses wackern Baumeisters auf alles Nützliche! Ich glaube nicht, daß außer Berlin und Leipzig irgendwo in Deutschland diese Erfindung bisher gebraucht worden ist. In Kopenhagen wäre jetzt wohl die Zeit sie anzuwenden, da dort nach den beiden unglücklichen Feuersbrünsten, so eine unsäglich große Menge Holz bey der Wiederaufbauung der Stadt erfordert werden wird.

nützlichsten und bemerkenswürdigsten Dingen in Deutschland gemeiniglich sehr wenig wissen und sagen. Es wird zwar geschwind sehr großes Geschrey von einem neu aufgebauten Systeme von Hirngespinsten gemacht, aber gemeiniglich nichts oder wenigstens nichts recht Zuverlässiges von neuen Gebäuden, neuen Werkzeugen oder andern nützlichen Erfindungen gesagt; denn solche empirische gemeine Dinge halten unsere hochgelahrten Herren unter ihrer Würde. Daher bleibt sehr oft, was in Deutschland geschiehet, den Deutschen selbst, und oft, so wie hier, auch unsern besten Schriftstellern verborgen. Aber die Halle aux Bleds zu Paris war vermuthlich Herrn Stieglitz bekannt, da man Kupferstiche davon hat.

Der Königl. Hofbaudirektor, Hr. Geheimerrath Langhans, ließ zuerst im J. 1787 die Kuppel des Hörsaals der Königl. Thierarzneyschule in Berlin, welche 50 rheinl. Fuß im Durchmesser hat, auf diese Art bedachen, und setzte auf sein eigenes Haus (welches ein Eckhaus ist, wo also das Dach keine Spannung gegen einander hat) eine solche Bedachung. Auch im J. 1791 setzte Hr. Oberbaurath Becherer auf die von ihm gebaute Reitbahn des Regiments Gens d'armes in Berlin ein Dach dieser Art. Dieß Gebäude ist ein Viereck, $168\frac{1}{2}$ Fuß lang und $128\frac{1}{2}$ im Lichten breit *).

Auf

*) In Schwedt steht ein Exercier- und Reithaus, mit einem schönen doppelt gehängten Dachstuhle,

Auf einigen Privathäusern in Berlin stehen auch Dächer nach dieser Methode.

Um

stuhle, welches in Schriften beynahe ganz unbekannt geblieben, außer daß ich es in der Beschreibung von Berlin anführte. Es ist 299' rheinl. lang, 90' breit und 31' Fuß, ohne das Dach, im Lichten hoch. Markgraf Friedrich Wilhelm ließ es im J. 1735 nach Graels Angabe bauen. Das berühmte Exercierhaus in Darmstadt, von dem noch lebenden fürstl. Baumeister Herrn Schuhknecht im J. 1771 erbauet, ist im Lichten 319' rheinl. lang, und 151' breit, die Höhe des Exercierhauses selbst ist 32' und das gehängte Dach 51 Fuß hoch. Der Aufriß und Grundriß dieses Hauses, nebst einer Beschreibung, ist im Journale von und für Deutschland, (v. J. 1784 Oktober) zu finden; aber von dem eigentlich Merkwürdigen in diesem Hause, von dem Hängewerke, ist kein Wort gesagt, noch weniger eine Zeichnung von dessen künstlicher Konstruktion beygefügt. Man sieht schon, daß die ungewöhnliche Höhe des Dachs von der Beschaffenheit des Hängewerks herkommt, welches, wegen der ungewöhnlichen Breite des Hauses, sehr fest hat verbunden werden müssen. Den Uebelstand, daß das Dach gegen das Haus so sehr hoch ist, hat der geschickte Baumeister zwar durch die wohl ausgedachte Verzierung so sehr gehoben, als es möglich war. Wäre aber auf dieses Gebäude ein Dach ohne Dachstuhl, nach der vorgeschlagenen Methode, gesetzt worden, so war es gar nicht nöthig, dem

Dache

Um diese nützliche Erfindung in Deutschland allgemeiner bekannt zu machen, will ich etwas darüber sagen. Sie besteht darin, daß zweyzöllige Bohlen von verschiedener Länge neben einander gesetzt, und auf eben die Art durch Pflöcke und Nägel zu einem Segmente eines Zirkels verbunden werden, wie die Lehrbogen zu einem Gewölbe, oder die Kränze zu einem Wasserrade. Daß diese Art der Verbindung fester sey, sich nicht biegen und werfen könne, und ein Haus weniger beschwere, als die von dem sel. Krubsacius vorgeschlagenen Balken, werden Kenner leicht einsehen. Diese von Bohlen zusammengesetzten flachen Segmente von Zirkeln (wozu man bey kleinen Gebäuden nur zwey Bohlen, bey größern drey oder viere zusammenfügt) werden auf die hohe Kante gesetzt und gegen einander verbunden, die Latten darauf genagelt, wenn ein Ziegeldach auf das Gebäude kommen soll, oder eine Verschalung darüber gemacht, wenn mit Blech oder Kupfer gedeckt wird. Bey einer Kuppel,

Dache diese ungewöhnliche Höhe zu geben, und welche große Menge von Holz und von Kosten hätte gespart werden können. Daß aber diese Verdachung ohne Bedenken auch auf 151 Fuß könnte gelegt werden, zeigt das Berlinische 128 Fuß breite Haus. Uebrigens ist weder das Darmstädtsche noch das Schwetsche Exercierhaus in Büschings Geographie einer Anzeige würdig gehalten worden. So wenig achtet man in Deutschland Gebäude, die einen vorzüglichen Baumeister voraussetzen!

pel, wo sich alles gegen einander spannt, fällt gleich in die Augen, daß die äußerste Festigkeit da seyn muß, auch bey dem größten Durchmesser. Bey andern Dächern sind gleichfalls mehrere Mittel da, um diese Bohlen so fest zu verzapfen, daß sie von keiner Seite weichen können. Um die Sache noch deutlicher zu machen, hat auf meine Bitte ein Kenner dieser Art der Dachverbindung mir einen Aufsatz darüber mitgetheilt, den ich in der Beylage XIV. 1. abdrucken lasse. Gegen das Ende desselben ist die Konstruktion dieser Art von hölzernen zusammengesetzten Bogen deutlich erklärt, und auf der dritten Kupfertafel durch die Figuren No. 8 und 9 erläutert.

Es war aber auch noch nöthig deutlich zu zeigen, wie viel bey einem Dachverbande dieser Art, gegen ein Hängewerk, an Kosten und besonders an Bauholze gespart wird, welche letztere Ersparung an den meisten Orten noch wichtiger ist, als die Ersparniß an Gelde. Zu diesem Behufe hat mein architektonischer Freund, auf meine Bitte, in der gedachten Beylage eine lehrreiche Vergleichung der Kosten und des Holzes gemacht, welche der hängende Dachstuhl zu St. Blasien, nach dem Preise des Holzes und des Arbeitslohns in Berlin, würde erfordert haben. Er hat zugleich No. 7. einen runden Saal gezeichnet, dessen Durchmesser dem Durchmesser der Kirche zu St. Blasien gleichet, und der mit einer Kuppel nach der neuen Dachverbindung gedeckt ist, welche die Höhe der

Kup-

Kuppel zu St. Blasien *), und auch, wie dieselbe, einen Zirkelbogen hat; da sonst nach Gefallen auch eine höhere oder niedrigere Linie hätte können gewählt werden. Wenn man für gut findet, die innere Decke eines solchen Saals oder Kirche bis an die Kuppel des Dachs gehen zu lassen, so kann auch die Verschalung und innere Auszierung gleich an demselben angebracht werden, und bedarf es also nur Eines Bogens, welcher vollkommene Festigkeit giebt. So ist der Hörsaal der Vieharzneyschule und der Reitstall in Berlin eingerichtet. Hier ist aber der Fall angenommen, daß man die äußere Kuppel eines Saales oder einer Kirche höher machen will, als die innere Decke, und deshalb ist gezeigt, wie der innere Bogen mit dem äußern so bequem als fest durch Hängeeisen verbunden werden kann.

Daß die beiden Anschläge nach Berlinischen Preisen gemacht worden, hat nicht wohl geändert werden können, obgleich die Preise des Holzes in dem

*) Der Saal selbst hat nicht die Höhe der Kirche. Die Absicht ist auch gar nicht, irgend eine Vergleichung zwischen dem Saale und der Kirche durch diesen Entwurf zu machen; sondern nur zu zeigen, wie eine Kuppel ohne Sparren und Hängewerk auch auf ein Gebäude von der Größe der Kirche gesetzt werden könnte. Daß dieß ohne Gefahr geschehen könne, davon giebt die Halle aux Bleds in Paris schon den unwidersprechlichen praktischen Beweis.

dem holzreichen Schwarzwalde, und das Arbeitslohn in einem wohlfeilen nahrungslosen Lande gewiß viel geringer sind. Es kam überhaupt nur darauf an, im Allgemeinen zu vergleichen, wie viel zu einer Kuppeldachverbindung ohne Sparren, gegen ein Hängewerk gleicher Größe erfordert werde, und die Richtigkeit der Berechnung bleibt eben dieselbe. Denn wenn auch im Schwarzwalde, oder an sonst irgend einem Orte der Preis des Holzes und des Arbeitslohns viel wohlfeiler wäre; so würde dieß bey jeder Art der Verdachung in gleichem Verhältnisse von den Preisen in Berlin unterschieden seyn.

Wenn man die Festigkeit und die Zweckmäßigkeit dieser Art von Kuppeldächern annehmen kann, — und das kann man, nicht nur der Theorie nach, sondern auch durch das Beyspiel der Halle aux Bleds zu Paris; — so ist der Unterschied der Kosten und des Bedarfs an Bauholze sehr auffallend. Nach Berlinischen Preisen würde ein Hängewerk, so wie das zu St. Blasien, zu einer Kuppel 112 Fuß im Durchmesser und 60 Fuß hoch, gekostet haben:

An Bauholz	. .	8559 Rthlr.
An Arbeitslohn	.	2765 —
Also überhaupt		11325 Rthlr.

Und eben eine solche Kuppel ohne Hängewerk, nach der vorgeschlagenen Art, würde nur kosten:

An

An Bauholz . . 1525 Rthlr.
An Arbeitslohn . 1820 —

Also überhaupt 3345 Rthlr.

Noch größer ist der Unterschied des Bedarfs an Bauholz; denn zu einem Hängewerk der angegebenen Größe und Beschaffenheit werden, nach dem Anschlage *), an Bauholz erfordert:

1181 Stück
und zu einer Kuppel ohne Hängewerk . . 200 —

Also wird an Holz gesparet . . 981 Stück.

Dieß würde schon im Schwarzwalde oder in den Wirtembergischen Wäldern eine wichtige Ersparung seyn, welche es wohl der Mühe werth machte, auf eine Veränderung der Konstruktion der Dächer zu denken. Aber in unserer Gegend, wo durch das ungemein viele Bauen das Bauholz so sehr verbraucht wird, ist bloß die Schonung des Holzes schon ein Gegenstand, der noch viel mehr zu beherzigen ist. Und nun bedenke man auch die viel geringere Gefahr, im Falle einer unglücklichen Feuersbrunst.

Die

*) Es ist zu bemerken, daß in dem Anschlage nur Stücken Holz von 60 Fuß lang angenommen sind, und auf die Verzahnung gerechnet ist: Denn Stücken Bauholz 116 bis 120 Fuß lang mögen wohl allenfalls im Schwarzwalde noch hin und wieder zu finden seyn, aber bey uns wenigstens ist nicht anzunehmen, daß sie vorhanden seyn möchten.

Die Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit des Gegenstandes kann mich hoffentlich bey meinen Lesern rechtfertigen, daß ich etwas ausführlich davon gehandelt habe, um mehrere Aufmerksamkeit darauf bey denen zu erregen, welche davon Gebrauch machen können.

Die Kuppel der Kirche zu St. Blasien und das Dach des Chors sind mit Kupfer gedeckt, und sowohl die Kirche, als auch die übrigen Gebäude mit Blitzableitern versehen. Im Jahre 1781, als ich daselbst anwesend war, hatte man sogar auf die höchsten umliegenden Berge an mehreren Orten Blitzableiter *) gesetzt. Man hat aber nachher die hohen

*) Man wußte nämlich nicht, wie die große unglückliche Feuersbrunst entstanden sey, und daher war man um so mehr bedacht, das neue Gebäude auf alle mögliche Art vor einem etwanigen Blitzstrahle zu sichern, worauf man einigermaßen auch Verdacht hatte. Den 25sten Jul. 1768 brach am hellen Mittage das Feuer in den obern Geschossen an mehrern Orten aus, und ergriff bald das Dach. Man hielt es, nach vielen vergeblichen Muthmaßungen, endlich einigermaßen für wahrscheinlich, daß die Wirkung eines Blitzes, der acht Wochen vorher das Stift traf, sich so lange könne verhalten haben. Möglich ist es, aber sehr wahrscheinlich nicht. Eher möchte ein Kamin oder Heerd allzunahe an einem Balken gestanden haben. Es ist bekannt, und auch schon oben S. 161 bemerkt, daß durch beständige allzu-

hohen Fichten, womit diese Berge sehr reichlich bewachsen sind, als natürliche Blitzableiter angesehen, und hat die künstlichen Ableiter weggenommen.

Die Einrichtung der Gebäude des Stifts ist, wie in großen modern gebauten Abteyen, gewöhnlich. Alles ist luftig, hell, bequem. Besonders findet

nahe Feuerung die Balken entzündet werden und sehr lange schwelen können, bis das Feuer plötzlich ausbricht, ohne daß zu helfen ist, eben weil man die verborgene Ursache nicht finden kann. Bey Feuersbrünsten, welche unterm Dache und überhaupt an Orten entstehen, wohin kein Feuer oder Licht kommt, hat man Ursache zu vermuthen, daß daselbst Sachen verwahrt gewesen, welche Selbstzünder geworden sind. So brannte in Rußland ein Hanfmagazin (zu Kronstadt, wenn ich mich nicht irre) ab; vermuthlich weil Fett zum Hanfe gekommen war. Dieß gab Veranlassung, daß Hr. Georgi in St. Petersburg, auf Befehl Katharinen der Großen, über die Selbstentzündungen sehr lehrreiche Versuche machte. Die Feuersbrunst, welche das Schloß zu Weimar verzehrte, entstand am hellen Tage unterm Dache, wo kein Feuer war. Einige wollten muthmaßen, daß ein Vorrath frischen Schachtelhalms, welchen man zur Reinignng zinnernen Küchengeschirrs da verwahrte, sich selbst entzündet habe. Frische Cichorien entzünden sich sehr leicht. Im J. 1794 kam durch solche Selbstentzündung in Berlin in einer Cichorienkaffeemanufaktur Feuer aus.

findet man hier die größte Reinlichkeit und Ordnung, welche ein aufmerksamer Reisender in manchen andern (auch großen) Klöstern vermißt, wo zuweilen alles voll Staub und Schmutz liegt. Die Wohnung des Fürsten Abts war wohlangelegt, simpel und geschmackvoll möblirt, aber nicht prächtig. Alles verrieth den mäßigen, gelehrten und über allen Prunk erhabenen Mann. Wie sehr war er auch darin von vielen Prälaten unterschieden, welche auf prächtige Möbel und Equipagen, auf Jagdzeug und auf eigene sinnliche Vergnügungen und Schlemmerey *), Einkünfte von Stiftungen verschwenden, deren bloße Vorsteher sie seyn sollen, und die wenigstens nicht zur Verschwendung gestiftet worden sind!

Der Garten ist nicht gar groß, und liegt seitwärts der Klausur, auf dem rechten Flügel des Gebäudes. Es ist darin eine Grotte von lauter inländischen Steinen mit Springwassern, und weil die Bäume im Garten wenig Schatten gewähren kön-

*) Man sehe die Baierschen Annalen (1783. gr. 8.) II. Bd. S. 268. III. Bd. S. 81. und die Reise durch den Baierschen Kreis (1782. 8.) S. 16. In der Allg. Deutschen Bibl. LVI. 2. S. 609 wird die landkundige Geschichte eines unwürdigen, wollüstigen, verschwenderischen Prälaten zu Niederalteich in Baiern erzählt, der, leider! nicht der einzige in seiner Art ist, ob er's gleich ärger und besonders öffentlicher trieb, als manche andere.

nen, indem das rauhe Klima die Vegetation hindert, geht um denselben ein bequemer bedeckter Gang. Ich wunderte mich, in diesem Garten so viel Nadelholz zu sehen. Es ward mir aber ganz natürlich erklärt; denn Frühling und Sommer dauert dort nicht viel länger als vier Monate*), und man mag doch immer gern etwas Grünes sehen.

Der Fürst Abt zeigte mir ein Zimmer (so viel ich mich erinnere, war es innerhalb der Klausur) worin er sich aufzuhalten pflegte, um die Meditationen oder die achttägigen geistlichen Exercitien **) abzuwarten. In demselben war eine Uhr

*) Sander war gegen Ende des Septembers daselbst, wo schon in allen Zimmern eingeheizt ward, wo des Morgens Schnee auf den Bergen lag und sehr ungestümes Wetter war, wie etwa bey uns zu Ende des Novembers. S. Sanders R. B. IIr Th. S. 398. Man sehe auch oben S. 47.

**) Die Benediktiner haben, nebst zwey Gewissensforschungen, täglich eine halbe Stunde Meditation über ein ascetisches Buch (worunter die meisten freylich höchst elend sind: z. B. P. Rodriguez, P. Naisl, P. Neumayr, u. a.). Diese Bücher enthalten für jede Meditation: 1) Eine Beschreibung der Tugend oder des Lasters, worüber meditirt werden soll. 2) Eine genauere, d. h. wortreichere Betrachtung darüber. 3) Stoff für den Meditirenden zur Selbstprüfung und zum guten Vorsatze (bonum propositum faciendi); alles reichlich mit

Uhr *) dergestalt angebracht, daß die Zahlen, welche die Stunden anzeigen, nicht, wie sonst gewöhnlich, in einem Zirkel herumgesetzt sind, sondern an der Wand, etwa einen Fuß hoch von der Decke, in der Entfernung von ungefähr acht Zoll, neben

mit Texten aus der Vulgata und den Kirchenvätern belegt. Jährlich im Advente und in den Fasten werden die Exercitien gehalten. Alsdann wird vier oder acht Tage lang eine strenge Einsamkeit beobachtet, und den ganzen Tag, nebst der geistlichen Lektur, auch meditirt. Jeder Exercitant steht unter einem P. Spiritualis, der diesem häufige Abstinenzen, ja wohl gar *Actus heroici* (heldenmäßige Selbstverläugnungen) vorschreibt. Es wäre darüber viel zu sagen. Ich will hier nicht ausführlicher seyn; da hoffentlich dergleichen Gebote sich nicht bis auf den Abt erstrecken, zumal auf einen Abt wie Martin II.

*) Diese Uhr hat der Frater Michael Pfluger, seiner Profession ein Glaser, ein im Stifte wohnender Laienbruder, gemacht, der aus Birkendorf, einem Dorfe unter dem Gebiete des Stifts, gebürtig ist. Er macht auch Taschenuhren, und hat eine Anzahl sinnreicher Werkzeuge erfunden; z. B. eine Maschine, auf welcher er Gläser sowohl eckigt als rund, durch eben dieselbe Vorrichtung schneiden und schleifen kann. Sein Neffe, Frater Anton Pfluger, ist ein Bildhauer, auch dem Stifte zugehörig. Derselbe macht mancherley künstliche Arbeiten in Marmor und Alabaster.

einander in einer geraden Linie stehen. Auf dieser Linie bewegte sich ein etwa zehn Zoll hohes Gerippe, den Tod vorstellend, langsam fort, und zeigte mit der Sense auf die abgelaufene Stunde. In diesem Zimmer, als mir der Fürst Abt ein paar Worte von der Rekollektion, von der geistlichen Meditation sagte, denen es gewidmet ist, und dabey nach der Figur des Todes hinaufblickte, war es, da ich an ihm plötzlich die stiere klösterliche Mine voll mönchischer Andacht sah, deren ich oben S. 84 gedachte. Gott sey dafür, daß ich diesem rechtschaffenen Manne darüber einen Vorwurf machen wollte; vielmehr war mir dieser Blick und die Gebehrde, welche so unvermuthet die ganze Form seines Gesichts änderten, ein Beweis, daß er diese vorgeschriebenen Meditationen nicht mit Leichtsinn oder aus Heucheley verrichtete, sondern daß es ihm Ernst damit war. Aber interessant ist es dem, der Menschen aufmerksam betrachtet, daß oft ein Blick oder andrer gering scheinender Umstand charakteristisch eine Falte des Charakters entdeckt, die sich bisher noch gar nicht zeigte. Ich will hier nichts von der Beschaffenheit solcher klösterlichen Meditationen sagen. Es kann sehr wohl zugegeben werden, daß es von jedem vernünftigen Manne weise gehandelt ist, sich zuweilen zu sammeln, um über ernsthafte Wahrheiten einsam und ernsthaft nachzudenken, besonders um sich mit der Idee des Todes, der den meisten Menschen so furchtbaren Idee, bekannter zu machen. Daß dieß durch klösterliche ascetische Uebungen geschehen solle, kann freylich ein Protestant

testant am wenigsten für wahr annehmen, da selbst viele einsichtsvolle Katholiken hierin ganz anderer Meinung sind; indeß in Dingen dieser Art, welche das Individuum eines Menschen angehen, lebt jeder seines Glaubens. Doch haben da die Vorurtheile der ersten Erziehung, und der Stand in welchem man lebt, den offenbarsten Einfluß; besonders wenn dieser Stand hinderlich ist, die Menschen in mannichfaltiger Beziehung kennen zu lernen, und sich dadurch von jugendlichen Vorurtheilen nach und nach zu entwöhnen.

Ich will hier nur ein paar Worte über das Bild des Todes sagen, den man unter uns noch immer als ein Skelett abbildet. Die Aegypter bildeten den Tod als ein Gerippe ab, und ließen ein solches daher auch bey den Mahlzeiten den Gästen vorzeigen. Sie wollten sagen: „Mit diesem Leben „ist alles aus, geneuß die Freuden dieses Gastmahls, „da du noch lebest; denn wenn du ein Todtengerippe seyn wirst, kannst du nicht mehr genießen!“ Unter einem Volke, wo diese Meinung für wahr gehalten wird, ist ein Skelett ein schickliches Bild des Todes; denn es fehlen demselben alle organische Kräfte und aller sinnlicher Genuß. Die weisern Griechen stellten daher den Tod als den Bruder des Schlafs vor, als einen schönen Genius mit über einander geschlagenen Beinen und umgestürzter Fackel. Sie wollten dadurch allerdings, der zarten Empfindung gemäß, welche in diesem schönen Lande herrschte, das Schreckliche des Todes mildern,

durch ein angenehmes Bild:

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett' des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe.
Still und traurig senkt' ein Genius
Seine Fackel. Schöne lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
Und das ernste Schicksal blickte milder
Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.

Aber es lag auch in diesem Bilde die Idee, wo nicht von Unsterblichkeit, doch von Wiederauflebung. Die Fackel kann wieder angezündet werden, die verschränkten Beine werden gelöset und tragen wieder den Körper. Die Allegorie ist treffend, und mildert das Schreckliche der Vorstellung des Todes.

Es ist daher ganz widersinnig, daß Christen, welche Unsterblichkeit zur ersten Bedingung ihrer Religion machen, noch den Tod unter dem Bilde eines Gerippes vorstellen. Der Tod ist uns ja ein Uebergang in ein besseres Leben, wohin kein Skelett kommt; er soll ja nicht schrecklich seyn. Warum nun den Tod unter einem schrecklichen Bilde vorstellen? Und vollends giebt man dem Gerippe eine Sense! Dieß heißt zwey Bilder verbinden, die nicht zusammen bestehen können. Ein Gerippe kann nicht mähen, sondern ist ein Bild der Hinfälligkeit. In so fern man sich das Hinfällige des menschlichen Lebens als eine Blume vorstellt, über die in der schönsten Blüthe die Sense hinfährt, oder das Ende dieses Lebens als ein Feld von Aehren, das

das gemäht wird, wenn es reif ist, muß man sich freylich einen Schnitter hinzudenken; aber nicht ein Gerippe, sondern einen starken rüstigen Mann. Die Allegorie der Alten, welche sich die Parcen bildeten, die den Faden des Lebens spannen und abschnitten, war richtig und konsequent gedacht; nicht so ein Gerippe, das mähen soll. Will man den Tod unter dem Bilde eines Skelets oder Knochenkopfs vorstellen, so sollte allezeit ein Schmetterling darüber schweben, zum frohen Bilde des Aufschwingens zu einem Leben unter anderer und besserer Gestalt.

IV.

Der jetzige Herr Fürst Abt, damaliger Archivar, war so gütig mich ins Archiv zu führen, und mir diplomatischem Layen mit großer Nachsicht mehrere Merkwürdigkeiten desselben zu zeigen, wie ich dieß schon oben gerühmt habe. Das Archiv, wovon in dem unglücklichen Brande nichts verloren gegangen ist, steht in zwey gewölbten Zimmern im Erdgeschosse *). Man hat die größte Sorgfalt für

*) Hr. Geh. R. Zapf in seinen litterarischen Reisen (Augsb. 1783. 8.) sagt S. 21, im Archive wären auch die Oestreichischen aus Basel und Königsfelde überbrachten Leichname bis zur Vollendung der Kirche aufbehalten gewesen. Ich habe sie da nicht gesehen, es schien auch wohl nicht Platz dazu zu seyn. Vielleicht haben sie in einem Zimmer neben dem

die Sicherheit desselben angewendet, nicht nur für die Verwahrung überhaupt, sondern auch auf die Rettung im Falle einer abermaligen unglücklichen Feuersbrunst. Die Einrichtung ist musterhaft, und verdient nachgeahmt zu werden. Alle Diplomen liegen in verschlossenen mit Eisen beschlagenen Kisten, etwa vier Fuß lang und zwey breit, mit zwey eisernen Handhaben versehen *), die also Ein Mann tragen kann. Vier oder fünf Kisten stehen über einander, zwischen jeder ein Stück Holz, damit die Luft durchstreiche. Besonders aber ists eine sehr gute Vorsicht, daß in jedem Zimmer des Archives die eisernen Gitter vor einem Fenster so eingerichtet sind, daß wenn inwendig ein Paar Federn gedrückt werden, die ganzen Gitter herausfallen, so daß man alsdann aus den geöffneten Fenstern die Kisten gleich in den Hof hinaus werfen und weiter schaffen kann, ohne daß sie dürfen durch die Gebäude getragen werden **). Der Kisten sind an vierhundert, und alle

dem Archive gestanden. Ich äußerte etwas von diesen Leichnamen; da es mir aber schien, als vermiede man eine direkte Antwort; so erwähnte ich nichts weiter, weil ich es für indiskret hielt, weiter nach etwas zu fragen, was man Ursache haben konnte, nicht zu zeigen.

*) Mich dünkt, von dem sel. Regierungsrath Spieß, dem ich davon erzählte, gehört zu haben, daß in dem Archive zu Plassenburg eine ähnliche Einrichtung sey.

**) Es würde aber wohl nöthig seyn, diese Vorrich-

alle Schlösser auf einen Schlüssel. Sie werden von der Seite geöffnet, und enthalten jede vier Schubladen, worin die Diplomen ausgebreitet liegen; oben befindet sich in jeder ein Verzeichniß dessen was darin verwahrt wird. Daß dieses Archiv an merkwürdigen Urkunden reich ist, kann man sich leicht vorstellen, und die Menge davon, welche in den Schriften des Vater Herrgott und des Fürsten Martin II. gedruckt sind, bezeugt es auch schon. Das älteste Diplom ist der Bestätigungsbrief des Klosters von Kaiser Otto II. Eine neuere Hand hat im Datum zwey XX ausradirt *). Die Urkunde ist in

richtung jährlich einmal zu probiren, einzuschmieren, und nöthigen Falls zu repariren, zumal in einem so rauhen Klima. Denn durch die Feuchtigkeit rostet das Eisen, und durch die Kälte wird es spröde; also könnte die Kraft der Federn versagen, wenn man sie am nöthigsten brauchte, sonderlich im harten Winter.

*) Der Brief ist abgedruckt in der Historia Nigrae Syluae T. III. p. 17. Die Richtigkeit des Diploms ist einleuchtend bewiesen in T. I. S. 179 ff. Sogar die Päpste Alexander III. und Innocenz III. haben entschieden, daß das Ausradiren weniger Buchstaben der Aechtheit und Glaubwürdigkeit einer Urkunde nicht schaden soll. S. daselbst S. 181. Ich habe hieraus gelernt, daß sich die Unfehlbarkeit des Papsts, in seinen Decisionen ex Cathedra, bis auf Zweifel wegen Richtigkeit von Urkunden erstreckt.

manchen Streitigkeiten zwar angefochten, aber doch von großen Diplomatikern für ächt erkannt worden.

Die Bibliothek steht auf einem großen Saale, an den verschiedene Kabinette stoßen. Es sind in der Feuersbrunst sehr viel Manuskripte und Bücher verloren gegangen, ungeachtet der damalige Bibliothekar, P. Meinrad Maichelbeck, mit Gefahr seines Lebens sehr viele Bücher, und beynahe das ganze Münzkabinet rettete. Indeß wurden gleich viele Kosten aufgewendet, um das Verlorne sobald als möglich wieder herzustellen, so daß damals schon die Bibliothek für ansehnlich gelten konnte. Man sieht an dieser Sorgfalt für die Bibliothek, daß man in St. Blasien in einem Stifte sich befindet, dessen Bewohner ganz andere Männer sind, als die Mönche in den meisten Prälaturen in Schwaben *). Es wird hauptsächlich auf Theologie, Geschichte und Diplomatik gesammelt. Von

*) Man sehe eine kleine, freylich ziemlich witzelnd geschriebene Schrift, unter dem Titel: Es leben die Prälaten; Beobachtungen auf einer kleinen Reise in verschiedene Prälaturen in Baiern und Schwaben 1787. 8., worin über manche Beyspiele der Dummheit in Klöstern beynahe zu gelinde geurtheilt wird, und die lange nicht alle enthält. Man findet auch betrübte Beyspiele von klösterlicher Dummheit und Sittenlosigkeit, in Fr. Xav. Bronners Leben, I. Th. (Zürich 1795. 8.)

Von der neuen Deutschen Litteratur war freylich wenig oder nichts vorhanden; doch besaß man Gellerts Schriften. Die Kupferstichsammlung, sowohl von alten historischen Blättern als von Bildnissen, war nicht unbeträchlich. Die äußere Einrichtung des Saals der Bibliothek ist von Pigage sehr geschmackvoll angegeben. Die Repositorien sind blaßroth angestrichen, ohne Vergoldung oder andere Zierrathen.

Die Münzsammlung wird für sehr beträchtlich gehalten; weil ich aber von Münzen gar keine Kenntnisse habe, so sah ich sie im eigentlichsten Verstande nur im Vorbeygehen an.

Das Mineralienkabinet *) war damals noch nicht sehr beträchtlich; denn im Brande war der größte Theil verloren gegangen. Wenn ich in Klöstern Naturaliensammlungen sehe, so bedaure ich immer sehr, daß in denselben nicht eigentliche Ken-

*) Sander hat in seiner Reisebeschreibung (IIr Bd. S. 409 ff.) von dem Naturalienkabinette, dem Münzkabinette und der Bibliothek verschiedene Merkwürdigkeiten angezeigt. Auch hat er im Naturforscher (XVIIIr Th. S. 19) von einer unbekannten Schlangenart in St. Blasien eine Beschreibung gegeben. Etwas findet man auch in Hirschings oben angeführten Nachrichten von Gemäldesammlungen Ir Th. S. 145 ff., aber meistens aus Sander und Zapf ausgeschrieben.

Kenner der Naturgeschichte, Physik, Botanik, Meteorologie, Chemie und Mineralogie wohnen. Was könnten Männer, welche diese Wissenschaften gründlich studirt hätten, nicht leisten, da es weder ihnen an Zeit, noch den Klöstern und Stiftern am Gelde fehlt, um, nebst allen nöthigen Büchern, die besten und neuesten Instrumente anzuschaffen, und chemische Laboratorien zu bauen und zweckmäßig einrichten zu lassen? Obgleich in manchen deutschen Klöstern hieran mag gedacht worden seyn; so ist doch noch in keinem einzigen das Studium dieser gemeinnützigen Wissenschaften so ernstlich getrieben worden, wie sie es verdienten, und so, daß wahrer Nutzen daraus entstünde. Die Benediktiner im Schottenkloster zu Regenspurg legen sich einigermaßen auf die Physik, und haben seit einiger Zeit die Professoren der Physik in Erfurt aus ihrem Mittel geliefert *). Ob sie noch besorgt sind, beständig fortzugehen und den ungemein großen Veränderungen oder Verbesserungen dieser Wissenschaft zu folgen, weiß ich nicht. Dieß ist aber hauptsächlich nöthig, da in diesen Wissenschaften jetzt Veränderungen und Verbesserungen so schnell geschehen, daß selbst die Lehrer beständig lernen müssen. In der in der Beylage XIV. 3. gelieferten Tabelle der Vorlesungen in St. Blasien ist zwar auch die Naturlehre und die Naturwissenschaft angesetzt, aber die Bücher sind nicht angezeigt, worüber diese Wissen-

*) S. den Ersten Band dieser RB. S. 455.

senschaften gelehrt werden, woraus man einigermaßen die Lehrart beurtheilen könnte. Denn freylich, so wie es jetzt steht, ist eine alte Naturlehre und Naturgeschichte lehren, beynahe nicht viel besser als gar keine lehren.

Ich verachte keine Art von Studien; aber die Kenntniß von Gottes schöner Welt, und die Entwickelung der Wunder darin, ist wohl so sehr der Aufmerksamkeit eines vernünftigen Mannes und frommen Religiosen würdig, als etwa die Kenntniß der Diplomatik und der Geschichtskunde des Mittelalters, oder die Litteratur der Inkunabeln der Buchdruckerkunst, worauf sich denn doch, nebst der Theologie und Patristik, gewöhnlich die Klostergelehrsamkeit reduzirt; es wäre denn, daß man sich aus Uebermaß von Aufklärung gar so weit verstiege, die kantsche Philosophie zu lehren. Aber Wissenschaften, wodurch mehrere Seelenkräfte entwickelt werden, und die zugleich für das menschliche Geschlecht gemeinnützig sind, werden noch bis jetzt in Klöstern sehr wenig, und wenigstens nicht auf die rechte Art getrieben *). Hier könnte sich Moritz,

*) Ich weiß wohl, daß es einzelne gelehrte Männer dieser Art in Klöstern giebt. So ist z. B. der jetzige Fürst Abt zu St. Emmeran in Regenspurg, Cölestin, ein guter Mathematiker und Kenner der Elektricität (S. diese RB. Ir Bd. S. 363). Aber Anstalten, daß diese und andere gemeinnützige Wissenschaften in Klö-

stern

riß, der jetzige würdige Fürst Abt von St. Blasien, ein großes Verdienst um die gelehrte Welt überhaupt, und um sein Stift besonders erwerben. Die ganze Gegend des Schwarzwaldes ist bisher weder geographisch *), noch orologisch, noch mineralogisch untersucht. Was könnten nicht allein in diesem von allen umliegenden Gegenden so unterschiedenen Himmelsstriche für wichtige Wetterbeobachtungen gemacht werden? Sollte aber hier etwas rechtes geleistet werden, so wäre durchaus nöthig, daß junge Leute alle oben angeführte nützliche Wissenschaften zuerst außer dem Stifte recht gründlich und nach

stern allgemein würden, und besonders die Anstalten, daß man auch mit allen neuen Entdeckungen fortginge, werden schwerlich bis jetzt zu finden seyn.

*) Nicht von einem einzigen hohen Berge dieser wilden Gegend, nicht von einer einzigen Stadt oder Stifte, oder anderm Orte (nicht einmal von Freyburg, wo doch eine Universität ist) ist die Lage astronomisch bestimmt. Nicht von einem einzigen Berge ist die Höhe barometrisch gemessen. Keine einzige Karte des Schwarzwaldes oder des Brisgau's ist in Absicht des Streichens der Gebirge, des Windens der Thäler und des Laufs der Flüsse auch nur leidlich genau. Daß die Lage der Oerter in den Karten richtig gesetzt sey, ist nicht anders anzunehmen, als daß es zufällig geschehen wäre; — da man nirgend richtige Polhöhen genommen, noch weniger durch Triangel gemessen, oder ein Stückchen Mittagslinie gezogen hat.

nach ihren neuesten Verbesserungen studirten *), und — weil mehrere Jahre dazu gehören, ehe so weitläuftige Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange erlernt, und die Beurtheilungskraft in denselben bis zur Reife geübt wird, — daß sobald als möglich eine Anzahl Leute dazu angezogen würden, welche dadurch dem Stifte so viel Ehre machen könnten, als bisher die gelehrten Kapitularen desselben in der diplomatischen Geschichte. Das Geld, welches an Instrumenten und Laboratorien, so wie auch an die sehr große Anzahl der zu diesen gemeinnützigen Wissenschaften erforderlichen Bücher gewendet würde, wäre sehr wohl angelegt, sowohl zum Besten der Wissenschaften, als auch um in den rauhen Bergen Schätze zu entdecken, welche selbst die Einkünfte des Stifts sehr vermehren könnten. Auch auf den Dank aller Liebhaber und Kenner der Wissenschaften könnte dieser würdige Fürst Abt gewiß rechnen, wenn Er seine Regierung durch solche gemeinnützige Anstalten verherrlichte.

Außerdem sollte selbst die Klugheit die großen Prälaten, deren Einkünfte mit scheelen Augen gesehen werden, darauf bringen, ihre Mönche mit Stu-

*) Der Fürst Abt Martin II. hat mehrmals junge Leute seines Stifts nach Strasburg und Freyburg, der Studien wegen, geschickt. Der Benediktinerprälat zum H. Kreuze zu Donauwörth ließ den F. X. Bronner zu Eichstädt studiren. S. Bronners Leben.

Studien zu beschäftigen, welche im menschlichen Leben nützlich sind.

Daß überhaupt die katholische Hierarchie bald aufhören werde, damit hat es wohl keine Noth, ob sich dieses gleich viele gutmüthige Protestanten, wegen ihrer Träume von allgemein verbreiteter Aufklärung, einbilden. Denn man darf nur die Augen um sich werfen, um zu sehen, wie viel Freunde sich die katholische Hierarchie, selbst die römische, unter den Mächtigen in ganz Europa zu erwerben gewußt hat. Aber den Klöstern und Mönchen möchte eher binnen fünfzig Jahren eine große Veränderung bevorstehen. Die Jesuiten sind mehr als ehemals geschäftig, sich an die Hierarchie, sowohl an die päpstliche als an die bischöfliche, anzuschließen, und gewinnen dadurch täglich mehr Einfluß. Sie selbst sorgen, daß Bisthümer und reiche Pfründen, so viel nur immer möglich, den Ihrigen zugewendet werden; und sie erlangen dadurch, nebst Einkünften, unvermerkt eine sehr große Macht in der katholischen Kirche, welche sie zur rechten Zeit zu ihrer gänzlichen Wiederherstellung, auf eine oder die andere Art, schon werden anzuwenden suchen. Die Jesuiten sind von je her Feinde der Mönchsorden gewesen, wie aus ihrer Geschichte bekannt ist. Sie wissen alle Mittel zu brauchen, also auch die Vorspiegelung der Aufklärung. Wirklich sind manche einzelne Jesuiten und Jesuitengenossen einseitig so aufgeklärt als andere von ihnen schlau sind; obgleich der Jesuitenorden, in sofern er ein Or-

den

den ist, nie aufgeklärt werden wird oder werden kann, indem wahre Aufklärung nie mit der hinterlistigen Herrschsucht bestehet, welche das Charakteristische dieses Ordens von je her gewesen ist, und immer bleiben wird. Die Jesuiten gehen scheinbar mit der Zeit fort, und suchen sich dadurch allenthalben als nützliche Leute zu empfehlen, so wenig sie es auch sind. Wenn nun die Mönche in ihrer alten Art bleiben, nie aus ihrer Klosterwelt herausgehen, sich höchstens mit diplomatischen, oder litterarischen, oder spekulativen Studien beschäftigen, welche jetzt wenig geachtet werden, sich aber nicht praktisch der Welt nützlich zeigen, so daß von ihnen vortheilhaft geredet werde; wenn hingegen die Jesuiten immer durch die schlauesten Kunstgriffe die Idee von ihrer Brauchbarkeit in die Gemüther der Mächtigen zu bringen wissen: so werden die Mönche gewiß sehr dabey verlieren. Wenn die Jesuiten den rechten Zeitpunkt absehen, ihren Orden wieder herstellen zu lassen, so könnten sie es alsdann sehr leicht so drehen, daß, unter dem Vorwande, als wenn die Mönche dem Staate ganz unnütz, sie hingegen vermeintlich demselben nützlich wären, die Mönche den größten Theil ihrer Einkünfte, wo nicht gar die Klöster selbst, zur Ausstattung des erneuerten Jesuitenordens hergeben müßten. Das allein schon sollte die Mönche darauf bringen, sich auf gemeinnützige Wissenschaften mit Ernste zu legen.

In dem unglücklichen Brande ist auch eine ansehnliche Sammlung von Gemälden mit ver-

brannt. Ich sah nur hie und da noch einige Bildnisse. In einem Gastzimmer bemerkte ich zwey Stücke, ganz in Holbeins Manier, mit dessen Zeichen. Sie sind von Joseph Herrmann, einem zu Freyburg im Brisgau wohnenden und damals noch lebenden Maler. Derselbe pflegte auf altes Holz, ja sogar auf alte Faßdauben und Faßböden, in Holbeins und anderer alten Maler Manier zu malen und deren Zeichen beyzusetzen. In manche Gemäldesammlungen sind dergleichen Bilder für Stücke von Holbein gekommen.

Das Stift hat seine eigene Buchdruckerey, in der bekanntlich die großen historischen Werke sind gedruckt worden. Der Betrag dessen, was für die verkauften Exemplare einkommt, wird auf die Bibliothek gewendet; daher das Stift auch die in dessen Buchdruckerey gedruckten Bücher sehr gern an Buchhändler und Privatpersonen gegen solche Bücher vertauscht, welche es für seine Bibliothek brauchen kann.

Billig sollten große Herren, oder auch protestantische Domkapitel, welche die Wissenschaften schätzen und begünstigen, Buchdruckereyen anlegen, nicht um Geld damit zu gewinnen, (denn das hieße einer bürgerlichen Nahrung Eintrag thun) sondern um Geld — man kann nicht sagen zu verlieren — sondern eigentlich zum Besten der Wissenschaften nützlich aufzuwenden. Jetzt ist kein Mittel, Bücher drucken zu lassen, als einen Verleger zu finden, der die Kosten übernimmt. Die

Buch=

Buchhandlung aber geht jetzt in Deutschland mit schnellen Schritten rückwärts, und ein Verleger darf es jetzt wirklich viel weniger wagen, beträchtliche Werke, besonders solche, die nur für Gelehrte gehören, zu unternehmen, weil er durch den Zustand unserer Lektur jährlich weniger Hoffnung hat, auch nur seine Kosten wieder zu erlangen, geschweige den Vortheil zu haben, der ihm doch für sein Risiko und zur Unterhaltung seiner Familie gebührt. In solchen patriotischen Buchdruckereyen müßten also nur solche Bücher gedruckt werden, welche ein Buchhändler nicht übernehmen kann, und die doch zum Fortgange der Wissenschaften nützlich und nöthig sind, wenn sie auch nur in ganz kleiner Anzahl verkauft werden sollten. Dergleichen sind astronomische und mathematische Bücher überhaupt, kostbare naturhistorische und botanische Werke, diplomatische, antiquarische und andere Bücher, die nur Wenige kaufen können, aber durch die doch irgend ein Theil der Wissenschaften einen Schritt weiter gebracht wird. Besonders die Akademieen der Wissenschaften würden ihrer Stiftung gemäß handeln, wenn jährlich aus ihren zum Theil reichen Fonds eine beträchtliche Summe ausgesetzt würde, um nützliche Arbeiten fleißiger Gelehrten ans Licht zu bringen *). Würde eine Summe, die dem

*) So viel ich weiß, hat dieß bis jetzt nur die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg gethan. Auf diese Art sind z. B. die dem

Verfasser eines wichtigen Werks, das kein Verleger bezahlen kann, auf Einmal zur Belohnung gegeben, und wofür zugleich das Werk ohne Rücksicht auf Geldgewinn gedruckt würde, die Wissenschaften nicht thätiger befördern, als eine vervielfältigte Menge von Pensionen, wofür manche gut besoldete Mitglieder entweder gar nichts thun, oder höchstens jährlich ein paar dürftige Aufsätze ablesen?

V.

Wäre meine Zeit nicht so gar sehr beschränkt gewesen, so würde ich mich gern in St. Blasien mehrere Tage, ja mehrere Wochen aufgehalten haben, wozu die hiesige uneingeschränkte Gastfreyheit und die Leutseligkeit des Fürsten Abts, der mich ernstlich hat länger zu bleiben, Gelegenheit gegeben hätte. Eine Klostereinrichtung ist für einen Protestanten etwas ganz neues, und es ist ihm also alles

dem Geschichtforscher so nützlichen Memoriae Populorum olim ad Danubium cet. incolentium, cura *Stritteri*, in mehreren Bänden in 4to auf Kosten dieser Akademie gedruckt. Im Theatrum Sheldonianum zu Oxford sind bekanntlich mehrere ansehnliche Werke bloß zum Behufe der Wissenschaften gedruckt. Die Universität zu Cambridge hat noch ganz kürzlich den Codex Evangeliorum Bezae, so wie auch Hrn. Herbert Marsh Uebersetzung von Michaelis Einleitung ins Neue Testament, auf ihre Kosten drucken lassen.

alles daran bemerkenswerth. Außerdem ist es jedem, welcher gern Menschen in allen Lagen mag kennen lernen, sehr wichtig, auch das Klosterleben näher zu sehen; eine Lebensart, wodurch auf das menschliche Geschlecht so viel gewirkt, und wodurch dasselbe auf so mannichfaltige Art modificirt worden ist. Hier wäre die beste Gelegenheit gewesen, dasselbe, wirklich auch von einer nicht unvortheilhaften Seite, kennen zu lernen. Ein großes Stift, ein herrliches Gebäude, eine Menge gelehrter und schätzbarer Männer würden hier einen lehrreichen Aufenthalt zugleich angenehm gemacht haben.

Ueberdiß ist an diesem Stifte mehreres ganz außerordentlich, und also um so viel mehr bemerkenswerth. Die Lage des Stifts selbst ist so, daß man wohl sehr wenige ansehnliche Gebäude in einer solchen wüsten Einöde antrift, und am wenigsten ein Benediktinerstift. Die bekannten Verse:

Bernardus valles, colles *) Benedictus amabat,
Oppida Franciscus, celebres Ignatius urbes,

*) Ganz von ungefähr kommt es nicht, daß die Benediktinerklöster fast alle auf Anhöhen erbauet sind. Ein Wunder des H. Benedikt selbst mag dazu Gelegenheit gegeben haben. Dieser Heilige, Vater aller Mönche genannt, (obgleich schon hundert Jahre vor ihm, allein 2000 Mönche beym Grabe des H. Martin zu Tours zusammengelaufen seyn sollen,) fing gleich an,

in

finden hier eine Ausnahme; denn hier haben sich die Schüler des Heil. Benedikts in einem Thale, und in seiner Einöde zwölf Klöster auf einmal zu bauen. Ob durch ein Wunder sich die Steine selbst zusammenfügten, oder ob durch ein anderes Wunder der arme Einsiedler eine so große Menge Arbeiter ohne Geld und ohne Speisevorrath bezahlen und nähren konnte, sagt der H. Papst Gregor der Große in seinem Leben des H. Benedikts nicht. Genug! drey dieser Klöster waren auf einem steilen Felsen gebauet: daher es den Mönchen sehr beschwerlich war, herunterzusteigen und das nöthige Wasser aus einem Teiche zu holen. Der H. Benedikt aber wußte dem bald abzuhelfen; denn er betete nur Eine Nacht auf des Felsens Spitze, legte drey Steine auf die Stelle, und sogleich war Wasser die Menge da. (S. Acta Sanctorum Martii T. III. pag. 279). Diese Geschichte scheint mir lehrreich, denn sie zeigt, daß die Heiligen nur dann Wunder thun, wenn die Menschen noch nicht gescheut und geschickt genug sind. Ohne Zweifel könnte der H. Benedikt jetzt noch eben so gut, als im vierten Jahrhunderte, seinen Jüngern Wasser auf die Höhen der Felsen schaffen. Aber er giebt zu, daß seine Klöster, die auf Anhöhen liegen, durch künstliche Maschinen das Wasser zu ihrem Gebrauche bergan treiben, z. B. in Mölk und Göttwig (S. diese R.B. VIr Bd. S. 458.) Daran ist deutlich zu sehen, daß wenn Mathematik und andere nützliche Wissenschaften allgemein werden, die Wunder der Heiligen bald aufhören.

und zwar in einem wilden, unwirthbaren Thale angebauet.

Und in diesem wilden Thale wohnet nicht nur etwa bloß eine Gesellschaft Religiosen, welche sich der Beschaulichkeit und den ascetischen Uebungen ergeben haben. Es ist auch an diesem einsamen, von andern menschlichen Wohnungen ganz abgelegenen Flecke die Hofhaltung eines Fürsten. Er ist nicht nur der erste geistliche Vasall einer beträchtlichen Provinz der großen östreichischen Monarchie, sondern auch ein wirklicher Reichsstand und der Landesherr einer nicht unbeträchtlichen Reichsgrafschaft.

Wenn ein Reisebeschreiber von einem Ländchen in Asien oder Afrika erzählte, daß der regierende Landesherr nie in dem Lande selbst wohne, welches er regiert, sondern in einem benachbarten Lande, wo er nicht Regent, sondern abhängig ist; ferner, daß die Residenz des außer seinem Lande wohnenden Landesherrn in so unwegsamen Gebirgen liege, daß er selbst erst einen Weg dahin habe bahnen müssen, weil man sonst nicht zu ihm kommen könnte; daß er aber eher nicht zum Landesherrn gewählt werden könne, bis er sehr lange vorher das Gelübde gethan, immer in dieser Einöde zu leben; daß er selbst sich nie verheyrathen dürfe, dennoch aber für die Bevölkerung seines Landes ernstlich sorge; daß er in dieser Einöde, als ein Armer, in einer Stiftung ernährt werde, aber doch die Pflicht auf sich habe, zu sorgen, daß seine Unterthanen gute Nahrung hät-

ten; und so viel möglich wohlhabend würden, daß er selbst kein Eigenthum habe, aber das Eigenthum mehrerer tausend Unterthanen zu beschützen gewählt worden sey; daß er sein Land zwar unumschränkt regiere, aber dennoch verbunden sey, seinen Obern blinden Gehorsam zu leisten: — würde man das alles, wenn es ein Bruce von Abyssinien meldete, nicht sehr fremd und romantisch, ja beynahe unwahrscheinlich finden? Und doch existirt mitten in Deutschland eine solche Regierung und ein solcher Regent.

Das Mönchswesen an sich, verdient auch näher gekannt zu werden. Ich bin kein Freund davon, und von der katholischen Hierarchie überhaupt; das habe ich bey mehreren Gelegenheiten allzu deutlich geäußert, um es hier zu läugnen. Doch ist meine Gesinnung auch so, dasjenige, was in der wirklichen Welt einmal besteht, als bestehend anzunehmen, und es sodann unparteyisch von allen Seiten zu betrachten. Besonders versäume ich keine Gelegenheit, einen Gegenstand, der mir an sich für das Ganze tadelhaft scheint, auch von der guten Seite zu sehen, und so genau als möglich zu unterscheiden, wie das Gute durch die tadelhafte Grundverfassung modificirt, und das Tadelhafte durch die guten Eigenschaften der Personen gemildert wird. Dieß habe ich auch beym Mönchswesen nie unterlassen. Nicht nur fand ich unter Mönchen viele gelehrte, wackere, rechtschaffene, freundschaftliche Leute, wozu ich meine Bekanntschaften in St.

Blas-

Blasien vorzüglich rechne; sondern ich sehe wohl ein, daß das Mönchsleben für jemand, der die Ruhe und besonders das Studiren liebt, viel Anziehendes haben kann. So urtheilte ich schon, als ich das Stift Banz *) sah; wie viel noch mehr in St. Blasien! Wo könnte wohl der Mönchsstand vortheilhafter in die Augen fallen als daselbst? Ein Abt, der ein so großer Gelehrter, ein wahrer Menschenfreund, und ein angenehmer Gesellschafter war, gelehrte Kapitularen, eine schöne Bibliothek, ein herrliches Gebäude ohne Prunk, voll bequemer Wohnungen, ein feiner und herzlicher Umgang, eine romantische Gegend, Ruhe und Muße; es scheint hier Alles vereiniget zu seyn, was ein Gelehrter nur verlangen kann.

Lessing sagte mehr als einmal seinen Freunden, er wollte, wenn er zu einem gewissen Alter gelangt wäre, sich in ein Kloster begeben, um da ganz in Ruhe zu studiren. Er glaubte, die völlige Unabhängigkeit von allen Sorgen der Nahrung, die völlige Ruhe und Muße, die man nur entweder bey großem Reichthume mit gemäßigten Begierden verbunden, oder in einem Kloster finden kann, nebst dem unumschränkten Gebrauche einer von seinem Studirzimmer nur wenige Schritte entfernten Bibliothek, wäre es, was ein Gelehrter vorzüglich brauchte, wenn er vorher eine Zeitlang die Welt

gese-

*) S. diese RB. Ir Band S. 119.

gesehen hätte. Bey seinem ersten Vorsatze im J. 1768 auf gut Glück nach Italien zu gehen *), war der Gedanken, daß ein Kloster einmal sein letzter Aufenthalt werden möchte, bey ihm viel lebhafter, als man sich vielleicht vorstellt. Bloß die Veränderung der Religion, die er nie sich würde haben zu schulden kommen lassen, hielt ihn ab, diesem Gedanken ganz Raum zu geben. Aber er sprach zuweilen mit ziemlicher Bitterkeit darüber, daß man in protestantischen Ländern alle Klöster abgeschaft hätte; welche er erhalten wissen wollte, als Freystäte solcher Gelehrten, welche recht mit Muße studiren, besonders solche Wissenschaften kultiviren wollten, die viel Studium, und daher viel Muße erfordern. Freylich, wenn es möglich wäre, was nicht möglich ist, daß die Klöster nicht unter der verderblichen Gewalt der Hierarchie **) ständen,

wenn

*) S. Lessings Briefwechsel mit Ramler, Eschenburg und Nicolai, S. 159.

**) Herr Salchli sagt von seiner schönen Ode auf die hierarchische Gewalt: «L'on doit «comprendre que dans les endroits où «je parle de la *Hierarchie*, je n'atta- «que proprement que *sa constitution*, «et *non les personnes qui la compo- «sent.*» (S. Böhmers Magazin für das Kirchenrecht, Iten Bds. 2s Stck. S. 250.) Dieß ist gerade auch meine Gesinnung. Ein Protestant muß und wird immer die Konstitution der Hierarchie tadeln.

wenn der blinde Gehorsam, wenn die zeitverderbenden Opera operata, das Chorgehen, die Prozessionen, die geistlichen Exerzizien, nebst dem ganzen Heere vergeblicher Dinge, welche sich ins Mönchswesen eingeschlichen haben, abgeschaft werden könnten; so möchten wohl auch mehr vernünftige Männer an solchen Stiftungen Theil nehmen wollen.

Der Cälibat würde manchem Gelehrten, der in einem reifen Alter nur hauptsächlich Studiren im Sinne hätte, vielleicht gleichgültig seyn. Indeß würden andere vielleicht die Hülfe, die Pflege, die theilnehmende Gesellschaft und die liebreiche Unterhaltung einer wohldenkenden, verständigen Frau verlangen und auch bedürfen. Selbst bey der ersten Stiftung der Klöster scheint man ein solches Mutuum adjutorium, vielleicht in einem reinen und vernünftigen Sinne, zum Zwecke gehabt zu haben, als man Frauenklöster *) dicht neben Mannsklöster,

*) Der Heil. Benedikt erkannte selbst sehr wohl das Verdienst der Frauen. Denn als er, noch ein Jüngling (puer, sagt sein Lebensbeschreiber, der H. Gregor,) in die Einöde gehen wollte, nahm er seine Amme mit. Indeß änderte er nachher seine Meinung, verließ sie heimlich, und gieng allein in die Einöde: «Benedictus,» sagt der H. Gregor sehr naiv, «plus appetens *mala mundi perpeti* «quam laudari, et pro Deo laboribus «fatigari, quam *vitae hujus favoribus* «ex-

Klöster, und beynahe unter einerley Dache stiftete. Auch beym ersten Entstehen des Klosters zu St. Bla-

«*extolli*; nutricem suam *occulte fu-*
«*giens*, deserti loci secessum petiit.» (S. *Acta Sanctorum* Martii, Tom. III. p. 277.) Auf der folgenden Seite erzählt der H. Gregor: daß der Teufel dem H. Benedikt auch in der Einöde gern etwas hätte anhaben mögen. Denn nachdem gedachter Teufel vergeblich versucht hatte, den Heiligen unter der Gestalt einer schwarzen Amsel zu verführen, so brachte er Ihm das Bild einer gewissen, ehemals von ihm gesehenen Frau vor die Einbildungskraft, wodurch dem Teufel beynahe sein Spiel gelungen wäre: «tanto igne «servi Dei animum in specie illius ac- «cendit, ut, dum in ejus pectore *amo-* «*ris flamma vim caperet*, etiam pene «deserere eremum; *voluptate victus* «deliberaret.» Glücklicherweise erblickte der H. Benedikt eine gute Portion Dornen und Nesseln, worauf er sich sofort nackend herumwälzte; so war die Sache abgethan, und der Teufel mußte unverrichteter Sache abziehen. Dieser fuhr freylich nachher in die Mönche des ersten Klosters dessen Abt Benedikt war, so daß sie ihn vergiften wollten. — Die Mönche zu dieser schwarzen That zu verführen, wählte der Teufel nicht das Bild eines Weibes! — Der H. Benedikt hatte über das Verlangen nach einem Weibe durch das natürliche Mittel der Dornen und Nesseln gesiegt; aber, um über seine Mönche zu triumphiren bedurfte es eines Wun-

ders,

Blasien, so wie bey dem zu St. Gallen, war neben dem Mannskloster auch ein Frauenzimmerkloster *). Wenn wir nun einmal träumen wollten, daß die Klöster, anstatt einer mönchischen Ascese gewidmet zu seyn, in Stiftungen für gelehrte Leute verwandelt werden könnten, und daß es möglich wäre, sie von der Macht des eisernen Arms der Hierarchie zu entbinden, welche ihre Gewalt noch immer über den ganzen Weltkreis ausstreckt; so könnten wir uns ja auch wohl bereden, es sey möglich, daß darin der Cälibat nicht nöthig wäre. Rathschläge zur guten Ordnung dabey ließen sich auf mancherley Art denken. Nicht nur die Brüdergemeinen geben uns sowohl bey ihren ledigen Brüdern und Schwestern, als bey ihren verheuratheten Personen ein Beyspiel recht guter Ordnung; doch ist freylich die Regierung der Brüdergemeinen auch eine starke Hierarchie. Der ehrliche Johann Bunkel hat uns ganz im Ernste die Schilderung eines protestantischen la Trappe gemacht **), worin zehn verheurathete Mönche und Nonnen vorhanden

ders. Bloß mit dem gemachten Zeichen des Kreuzes zerbrach er das gläserne (folglich damals höchst kostbare) Gefäß, worin der vergiftete Trank war, und blieb am Leben.

*) S. Historia nigrae sylvae, T. I. S. 303. 304.; auch diese RB. VIIr Bd. S. 19.

**) S. Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkels. (Berlin 1778. 8.) IIr Theil S. 248 ff.

handen waren. Sie arbeiteten den ganzen Tag über, von frühem Morgen an, jedes Geschlecht besonders, jedes Geschlecht speisete auch an einer besondern Tafel, doch in eben dem Zimmer. Sie erzogen gemeinschaftlich ihre Kinder, und begaben sich jeden Abend paarweise zur Ruhe. Es ist ein Traum. Aber ich zweifle, ob die Regel des Heil. Franz, oder des Heil. Bernhards, oder des Heil. Bruno für das menschliche Geschlecht vernünftiger und besser könnte geachtet werden. Doch ist auch zu bemerken, daß Bunkels Ivoniten nicht Gelehrte, sondern bloß ruhige Leute waren, welche mit ihrer Hände Arbeit sich ernährten und in Gemeinschaft lebten. Eine Gesellschaft von Gelehrten, welche in Gemeinschaft leben wollten, müßte durch irgend eine Verfassung zu einer gewissen Ordnung sich bequemen, welche sich außer einer Hierarchie nicht wohl denken läßt, deren Macht eine strenge Disciplin *) sanktionirt, welche nachher durch

*) Wer noch keinen Begriff von der Klosterdisciplin hat, der lese: Blicke ins Innere der Prälaturen, oder Kloster-Ceremonien im achtzehnten Jahrhunderte, m. Kupf. 8. 1794. Man lese aber auch die so kurze als lehrreiche Recension dieses Buchs in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (v. J. 1795. Nr. 156.) Folgende Anmerkung ist äußerst treffend: «Daß «der philosophische Beobachter auch erkennen «müsse, daß gerade das Kleinliche und Kin«dische in der Klosterdisciplin mit der feinsten «Klugheit zu dem Zwecke berechnet war, der «da-

durch Gewohnheit und religiöse Vorurtheile denen, die sie beobachten, nicht nur erträglich wird, sondern wohl noch ein großer Vorzug heißen muß. Doch wozu auch Träume dieser Art! Es ist doch gewiß der Entwickelung der menschlichen Geisteskräfte nützlicher, daß man in jedem Alter das Geräusch und die Unruhen der Welt ertragen lerne, und sich gewöhne, bey allen dadurch veranlaßten Zerstreuungen und Widerwärtigkeiten zu arbeiten und seine Pflicht zu erfüllen.

Das Stift St. Blasien ist noch in einer dritten Rücksicht zu betrachten: nämlich, als eine Pflanzschule aller Geistlichen im Lande. Nämlich, so wie der Landesherr selbst nur aus diesem Stifte gewählt wird, so werden auch alle Pfarren, sowohl in dem eigentlichen zu St. Blasien gehörigen Gebiete, als auch in der Grafschafft Bondorf, mit Mitgliedern dieses Stifts besetzt. Es sind nämlich etwas über Einhundert Religiosen im Stifte, wovon beständig ungefähr Vierzig auf Pfarreyen gesetzt, oder sonst in Geschäften abwesend sind. Der Fürst Abt macht sich also ein recht vorzügliches Geschäft daraus, junge Geistliche zu dieser Bestimmung

«dadurch erreicht werden sollte — und zu «einem Zwecke, der damals, als man zuerst von «diesen Mitteln Gebrauch machte, für den «edelsten gehalten ward.» Man sehe auch die Recension dieses Buchs in der N. allg. deut. Bibl. XVIIIn Bds. 1s Stck. S. 13.

mung zweckmäßig erziehen zu lassen. Ich hatte kürzlich zwey große Erziehungsanstalten in Augenschein genommen. In Stuttgard die hohe Karlsschule, um junge Leute zu mancherley gemischten Bestimmungen in der Welt nach einem auf ganz neue Art formirten militarischen Plane zu erziehen; in Tübingen das theologische Stift, um für ein ganzes Land protestantische Geistlichen zu bilden, auch nach einem einseitigen, doch ziemlich konsequent berechneten Plane. Nun wäre es mir wirklich sehr interessant gewesen, wenn ich mich hier näher durch den Augenschein hätte überzeugen können, wie man sich in einem Kloster benimmt, um katholische Pfarrer für ein geistlich regiertes Land aus lauter Klostermitgliedern anzuziehen. Wäre nicht der Tag, den ich in diesem Stifte zubrachte, gerade ein Festtag gewesen, so würde ich mir die Erlaubniß ausgebeten haben, einigen Stunden des Unterrichts verschiedener Klassen beyzuwohnen. Denn ich hatte noch keine Klosterschulen gesehen, außer bey den Piaristen in Wien; das waren aber nur bloß niedere Schulen. Ich zweifle auch nicht, daß bey der ausnehmenden Güte und Gefälligkeit, womit man in diesem Stifte allen meinen Wünschen zuvor kam, mir diese Bitte würde seyn gewähret worden. An diesem Tage aber war daran nicht zu gedenken, und wegen der ganzen Einrichtung meiner großen Reise, da mir bey dem Vorsatze, vieles und viel zu sehen, die Zeit, welche ich von Hause abwesend seyn konnte, nur sehr kurz zugemessen war, konnte

ich

ich auch meinen Aufenthalt schlechterdings nicht verlängern, so sehr ich es gewünscht hätte, und so lehrreich und angenehm er mir gewesen seyn würde. Ich liefere indeß meinen Lesern in der Beylage XIV. 2. eine Nachricht von der Verfassung der Erziehung junger Geistlichen im Stifte zu St. Blasien im J. 1782, welche mir aus St. Blasien selbst mitgetheilt worden ist, und in der Beylage XIV. 3. theile ich eine ebenfalls von daher erhaltene Tabelle der daselbst gewöhnlichen Lehrgegenstände, und der im J. 1782 eingeführten Lehrbücher mit. Ich enthalte mich aller Anmerkungen über diesen Lehrplan, da mir die Absicht, die Erziehung katholischer Geistlichen, und zwar aus Mönchen, allzufremd ist. Denn freylich, was ich über Erziehung und Studiren, auch im weitesten Verstande, gesehen, erfahren und nachgedacht habe, liegt sehr weit außer dem Kreise dieser Absichten. Ich muß also die nähere Beurtheilung dieses Erziehungplans einsichtsvollen Katholiken, besonders denen überlassen, welche genauere Kenntniß von den Klosterstudien haben. Zur Vergleichung beziehe ich mich auf die Schulordnung des katholischen Reichsstifts Neresheim, welche ich schon im zehnten Bande S. 91 mit verdientem Lobe angeführt habe, desgleichen auf die Art der Erziehung und des Unterrichts in den Klosterschulen des Reichsstifts Schussenried, welche sehr vorzüglich zu seyn scheint. Ein dortiger Chorherr und Professor, P. Alexander Kirchmair, hat in einer klei-

nen Schrift *) davon Nachricht gegeben, welche ich nicht selbst besitze, sondern sie nur aus der Salzburgschen Litteraturzeitung **) kenne. Die dortige Schuleinrichtung scheint sehr lobenswürdig zu seyn. Der Unterricht in verschiedenen Wissenschaften wird in den dortigen Lehrstunden nach folgenden Büchern gegeben: „Theorie und Litteratur „der schönen Wissenschaften, nach Engel und „Eschenburg, mit dessen Beyspielsammlung; Geo„graphie, Geschichte und Kenntniß der deutschen „Reichsversammlung, nach J. Ephr. Witschel; „Naturgeschichte, nach Blumenbachs Handbuch „und Borowsky, mit dessen illuminirten Abbil„dungen; Rechnungskunde, nach Kästner; Re„ligions- und Sittenlehre, nach den eigenen Schrif„ten Herrn Kirchmairs, die er sich selbst aus „dem Studium der kantschen Philosophie verfer„tigte. In der dritten Klasse: Geographie, nach „Raff; Rechnungskunde, nach Klügel; Reli„gions- und Sittenlehre, nach Feddersen; Leben „Jesu für Kinder, und biblische Geschichte der Stoy„schen Bilderakademie; Geschichte, nach Galleti; „Naturgeschichte, nach Raff. In der zweyten „Klasse: die Seelenlehre, nach Campe; Geo„gra-

*) Ueber die Erziehung in Klosterschulen. Bey Gelegenheit der Preisaustheilungen an die Zöglinge im Reichsstifte Schussenried, am Ende des Schuljahres 1794. Riedlingen, gedruckt bey J. F. Ulrich. 8.

**) 1794. No. CXXXVIII. S. 1018.

„graphie, nach Fabri; Geschichte, nach Müller; „Schön- Rechtschreib- und Zeichenkunst, u. s. w.“ Die Lehrbücher sind mir alle als vorzüglich brauchbar sehr bekannt, außer Müllers Handbuch der Geschichte, welches ich nicht kenne. Wenn nach diesen Büchern, wie ich hoffe, mit guter und zweckmäßiger Methode gelehrt wird; so sind gewiß die Klosterschulen in Schussenried zu den vorzüglichsten zu rechnen.

Der größte Theil der Lehrbücher, die in St. Blasien gebraucht werden, sind mir unbekannt. Nur bloß Desings Anleitung, die Universalhistorie nach der Geographie auf der Landkarte zu lernen, ist eins der schlechtesten historischen Lehrbücher von Anfang an gewesen; und durch den neuen Herausgeber und Fortsetzer, F. Xav. Jann, einen elenden, unwissenden Exjesuiten zu St. Salvator in Augsburg, ist es noch schlechter geworden. Ich wundere mich nicht wenig, daß in St. Blasien, wo das Studium der Geschichte ein so hauptsächlicher Theil der Stifts-Studien ist, jemals ein so ganz schlechtes Buch *) in den Schulen, auch nur für Anfänger, ist eingeführt gewesen. Ich hoffe, es wird längst mit einem bessern vertauscht worden seyn. Man lehrt die Heraldik nach Gatterer; warum nicht vielmehr die

*) In der Allg. deutschen Bibliothek (XCIV. 2. S. 526.) kann man aus einer ganz kurzen Anzeige ersehen, wie elend das Buch und die beygefügte Landkarte ist.

Geschichte? Seitdem dieses berühmten Mannes historische Schriften und des berühmten Schröckhs Lehrbuch der Weltgeschichte vorhanden sind, sollte wohl an keinem Orte, wo wahre Gelehrsamkeit herrscht, ein so absurdes und mit einer Menge historischer Unrichtigkeiten angefülltes Buch, wie Desing's, der Jugend in die Hände gegeben werden. Es ist ja überdem Schröckhs Lehrbuch in Würzburg ganz katholisch gemacht worden, indem sich die Geschichte in diesem würzburgischen Nachdrucke nach den Lehren und Absichten der katholischen Kirche hat bequemen müssen; so, daß auch der eifrigste Katholik keinen Anstoß daran nehmen kann. Es ist also in jeder katholischer Schule zu brauchen, ohne daß etwa zu befürchten wäre, es möchte irgend ein junger Katholik durch das, was in der Welt geschehen ist, an seinem Glauben irre gemacht werden.

Funfzehnter Abschnitt.

Reise von St. Blasien nach Schaffhausen.

Der gütige Fürst Abt wendete alles an, um uns zu einem längern Aufenthalte in seinem Stifte zu bewegen, welches unsern eigenen Wünschen so sehr angemessen gewesen seyn würde; da wir selbst Mühe hatten, uns von diesem interessanten Orte und von

so

so vortrefflichen Leuten zu trennen. Da wir Ihm aber den ganzen Plan unserer weiten Reise auseinander setzten, und welche kurze Zeit uns dazu vergönnet war, da mir meine Geschäfte nothwendig machten, schon den 3ten Oktober wegen der Messe in der Nähe von Leipzig zu seyn; so drang Er nicht weiter in uns, und willigte ein, daß wir noch denselben Abend abfahren sollten. Dankbar und gerührt nahmen wir Abschied von diesem verehrungswürdigen Fürsten, und von den würdigen Männern in seinem Stifte; es war uns immer, als könnten wir uns von ihnen nicht trennen. Er entließ uns mit so gütigen Aeußerungen, als hätten wir Ihm durch unsern Besuch einen Dienst gethan, da doch der Vortheil, St. Blasien und die würdigen Männer die es einschließt, kennen gelernt zu haben, ganz auf unserer Seite war.

Wir verließen St. Blasien Abends um sieben Uhr, und der Fürst hatte die Gewogenheit, uns mit seinen Pferden bis nach der drey Meilen entlegenen Poststation Ober-Lauchringen fahren zu lassen. Der Weg ging einige Zeit lang auf der von Ihm gebahnten Straße; darauf fuhren wir durch den Fluß Alb, in einer höchst romantischen Gegend. In dem eine halbe Meile entlegenen Dorfe Höchenschwand sahen wir gesunde fröhliche Bauern, welche, weil es Feyertag war, in ihren rothen festlichen Jacken, vor den Häusern standen, und durch ihr Ansehen und Betragen zeigten, daß unter dem Krummstabe des Fürsten Martin gut wohnen sey.

Wir sahen bey diesem Dorfe fruchtbare Felder voll Getreide, welches aber noch nicht reif war, indem in diesem rauhen Klima alles viel später wächset und reifet. Etwas weiter geht der Weg von einem ziemlich hohen Berge herab in ein steinigtes Thal, wo das Getreide schon schlechter stand. Das Land schien zum Theile nicht bloß brach zu liegen, sondern gar nicht kultivirt zu seyn. Wir kamen bald darauf in einen angenehmen Tannenwald, in dessen grüner Finsterniß, da der Mond eben aufging, wir Anlaß nahmen, über den heutigen so angenehm vollbrachten Tag, über einen gelehrten Fürsten, und über einen Tempel von edler griechischer Baukunst nachzudenken, und uns über diese interessanten Gegenstände zu unterhalten, die wir in einem einsamen von der übrigen Welt abgesonderten Thale des Schwarzwaldes gefunden hatten.

Bald aber bekamen wir unmittelbare Gelegenheit zu ganz andern Empfindungen. Der kleine Wald war zu Ende. Wir kamen wieder über etwas Feld, und nun mußten die Pferde an einem rechts sich erhebenden, ziemlich dicht mit Tannen bewachsenen Berge hinauf klettern. Wir erreichten mit Mühe dessen Rücken, und mußten hernach einen steinigten schiefen Weg schnell bergab. Der Wald ward immer dichter, der Weg immer enger, rechts erhob sich der Felsen senkrecht, der Weg voll großer Steine und Löcher ging vielleicht in einem Winkel von 50 Graden herunter, links war ein jäher

Ab-

Abgrund voll hoher Tannenbäume, jenseits wieder hohe Berge. Der Schein des Mondes, der tief hinter den Bergen stand, gab zwischen den dichten dunkeln Bäumen und hoch aufgethürmten Felsen gerade nur so viel mattes Licht, um das Grausenvolle der Lage bemerken zu können. Endlich, da wir bis gegen Mitternacht auf dem wildesten Wege gefahren waren, ward das Thal so eng, daß die Bäume auf den links, jenseits des Abgrundes, sich erhebenden Bergen mit denen auf unserer Seite in den Gipfeln beynahe zusammenschlugen; so daß Alles um uns mit einem male beynahe ganz dunkel ward. Der jäh herabgehende Weg war kaum zwey Fuß breiter als der Wagen. Neben demselben stürzte in tiefem Grunde ein Bach wild über große Steine weg, und vermehrte durch sein Rauschen das Schaudervolle eines solchen Weges; ja, als ob diese Mitternachtsscene noch nicht grausenvoll genug wäre, erhob sich plötzlich ein starker Wind, heulend durch die Wipfel der Tannen. Zwar waren die Hinterräder gehemmt, aber nichts destoweniger schlug der leichte Wagen auf dem steinigten sehr jäh heruntergehenden engen Pfade hin und her; die vier Pferde konnten kaum treten, fuhren beständig in einander, bäumten sich und schnaubten scheu vor der Dunkelheit, dem wilden Rauschen des Bachs, und dem Heulen des Windes. Mit einem Male machte das Sattelpferd, sich bäumend, einen falschen Tritt nach dem Rande des Abgrundes, weil (wie wir nachher hörten) die Deichsel dasselbe und

den Kutscher an den Fuß geschlagen hatte *). Wir konnten in der Dunkelheit gerade noch so viel sehen, daß der Kutscher rechts quer über das Handpferd und zwischen beide Pferde fiel, und daß beide Vorderpferde sich hoch aufbäumten. Ich habe nie einen schrecklichern Augenblick erlebt, und bin nie in so großer Gefahr gewesen als damals, so daß mich noch schaudert, wenn ich daran denke. Die vier muthigen starken Hengste vor dem leichten Wagen, waren ohnehin durch die Dunkelheit, das Geräusch des Wassers, das Heulen des Windes und den elenden tief hinabgehenden Weg, ganz wüst geworden, bäumten sich beständig, und wollten sich kaum regieren lassen. Aus dem Wagen zu springen wäre unmöglich gewesen, denn links war der Weg bis zum Abgrunde nicht zwey Fuß breit, und rechts erhob sich der Felsen senkrecht, kaum einen Fuß von der Wagenachse. Wenn die Pferde auch ohne den Kut-

*) Die Postpferde und Fuhrmannspferde haben in den bergigten Gegenden in Schwaben und der Schweiz längere Halskoppeln, um das Schlagen der Deichsel, bey unebenen herabwärtsgehenden Wegen, zu verhüten, und die Postillione, so wie auch an manchen Orten bey uns, eine eiserne Schiene am rechten Steigbügel. Die fürstlichen Pferde und der fürstliche Kutscher, zu so übeln Wegen nicht gewöhnt, waren, wie uns der Kutscher nachher sagte, nicht dazu eingerichtet. Desto weniger hätte er sie auf diesen Weg, zumal bey der Nacht, führen sollen.

Kutscher im Wege geblieben wären, hätte der Wagen in dem jäh herabgehenden Wege auf sie fallen müssen, und bäumte sich eins der Pferde links nur ein wenig zu weit; so mußte es mit dem Wagen und uns unwiederbringlich in den Abgrund stürzen. Zum Glücke war der Kutscher fest im rechten Steigbügel, und schwung sich, ob ihn gleich der rechte Fuß sehr schmerzte, mit dem linken Fuße wieder schnell in den Sattel, so daß er die Pferde wieder regierte. Nun wollten wir keinen Augenblick weiter auf diesem entsetzlichen Wege im Wagen bleiben. Auf unser wiederholtes Zurufen mußte der Kutscher endlich ein paar Minuten stille halten. Es war wirklich kaum so viel Platz, um den rechten Schlag des Wagens so weit zu öffnen, daß wir aussteigen konnten, und so nahe wir uns auch an den Felsen klemmten, so ging doch der Wagen so dicht vor uns vorbey, daß die Hinterachse unsere Kleider besudelte. Es war fürchterlich, im Dunkeln mehr zu hören als zu sehen, wie der Wagen vor uns den tiefen Weg herunter mehr fiel als rollte; aber wir waren froh, daß wenigstens unser Leben in Sicherheit war.

So gingen wir hinter dem Wagen her, oder fielen zuweilen, auf dem beständig steinigten immer bergunter gehenden Wege, bis wir das Dorf Neggischwyl *) passirt hatten, wo wir eine Zeitlang auf

*) Alle Karten sind in dieser wenig besuchten Gegend

auf der Ebene fahren. Nun aber verkündigte uns der Kutscher, wir hätten jenseits des Dorfs Weil oder Wihl eine Steige herunter zu passiren, die noch weit schlimmer wäre, als der jähe Weg, wo wir beynahe in den Abgrund gestürzt wären. Wir weckten in Weil mit Mühe jemand auf, und erhielten endlich einen Wegweiser und sein Licht. Der Weg fing bald wieder an so schlimm zu werden, daß wir, durch die vorherige Gefahr schüchtern gemacht, aus-

gend höchst unrichtig; sogar nicht einmal der Lauf der Flüsse ist richtig gezeichnet. Weder auf Michals großer Karte von Schwaben, noch in der Karte vom Brisgau, die ein kaiserl. Ingeniör 1718 aufgenommen, und bey Homann herausgegeben hat, steht das Dorf Neggischwyl, und in der Karte des Ingeniörs steht Höchenschwand auf einer ganz unrechten Stelle. In beiden ist die Situation ganz falsch und vermuthlich ganz willkührlich gezeichnet, ob man gleich von der Karte vom Brisgau, worin die Berge auf so mancherley Art angedeutet sind, glauben möchte, weil sie von einem Ingeniör gezeichnet ist, sie wäre auf der Stelle aufgenommen. In der Karte bey der Historia nigrae sylvae ist auch auf Situation nicht gesehen, wozu auch der Maaßstab zu klein ist, aber die Namen der Dörfer sind alle da, und vermuthlich ihre Stelle richtiger gesetzt; und daß die Flüsse wenigstens in so weit richtig gezeichnet sind, daß man sehen kann, ob die Dörfer rechts oder links eines Flusses liegen, ist wohl vorauszusetzen.

ausstiegen, und wohl eine Viertelmeile lang mit vieler Beschwerde zu Fuße gingen, immer bergab, auf kleinen spitzen und ungleichen, oft unter unsern Füßen herabrollenden Steinen; aber dieser Weg war nichts gegen die eigentliche Steige. Sie ging beynahe ganz perpendikular herab, und ob wir gleich beständig auf den lose liegenden Steinen glitten und anstießen, daß wir uns oft kaum halten konnten; so waren wir doch sehr froh, nicht im Wagen zu sitzen. Dieser sehr beschwerliche Weg war indeß bald zu Ende, und ob er gleich noch viel jäher herunter ging als der vorige, so war er doch bey weitem nicht so gefährlich: denn er ist viel breiter, und auf der linken Seite sind am Abhange Sträucher oder Hecken, so daß der Wagen wenigstens nicht hätte in den Abgrund stürzen können, da es ohnedieß jetzt nicht mehr so fürchterlich dunkel war. Wir verabschiedeten nun unsern Wegweiser, setzten uns in den Wagen, und fanden den obgleich sehr steinigten und unebenen Weg ganz trefflich gegen den, welchen wir verlassen hatten. Wir fuhren über ein Flüßchen, die Schwarzach, und durch das Städtchen Thüngen *), (in der fürstl. schwarzenbergischen Landgrafschaft Klettgau) dem Geburtsorte Stoll's, des großen Arztes und edlen Menschenfreundes, passirten nun zum letztenmale die Wutach, welches Flüßchen wir seit den Gränzen Wirtenbergs so oft und

in

*) Sonst auch Tiengen und Thiengen geschrieben. Die Karte des Ingenieurs hat gar Dingen.

in so mancherley Gestalt gesehen hatten, und langten gegen zwey Uhr in dem schwarzenbergischen Dorfe Ober-Lauchringen *) an, wo eine kaiserl. Poststation ist.

Ich will jeden Reisenden, der etwa von St. Blasien nach Schafhausen reisen wollte, warnen, diesen entsetzlichen Weg zu wählen. Zwar bey Tage möchte er für einen Fußgänger, wegen der sehr wilden romantischen Lage, viel Annehmlichkeit und keine Gefahr haben; aber selbst bey Tage ist Niemanden, der zu Pferde oder im Wagen ist, zu rathen, einen so gefährlichen als beschwerlichen Weg zu nehmen, wenn es irgend zu ändern ist. Und hier ist es nicht allein zu ändern, sondern dieser Weg ist noch dazu ein Umweg. Die Karte zeigt deutlich, daß der gerade Weg nach Schafhausen auf Stühlingen geht, der Hauptstadt der fürstenbergischen Landgrafschaft dieses Namens. Hätten wir diesen Weg genommen, so wären wir, anstatt des schrecklichen Weges, anderthalb Meilen lang, bis

Bett-

*) Ein anderes Dorf, Unter-Lauchringen, liegt von Tiengen gerechnet, disseits der Wutach; Ober-Lauchringen aber jenseits. Dieß hat die Michalsche Karte folgendergestalt angedeutet. Disseits der Wutach ist geschrieben: Lauchringen Und, und jenseits bloß Ob, ohne weiter etwas hinzuzusetzen. Die Karte des Ingenieurs hat sogar sowohl Ober- als Nieder-Lauchringen, jenseits der Wutach.

Bettmaringen, auf der von Fürst Martin II. angelegten Chaussee gefahren. Aber, wie wir nachher hörten, hatte der Kutscher den Weg selbst gewählt, weil er bey der Gelegenheit in Ober-Lauchringen, ich weiß nicht ob den dortigen Wirth oder sonst einen Bekannten besuchen wollte, und hatte dadurch sich und uns in Lebensgefahr gebracht.

In Ober-Lauchringen bekamen wir Postpferde, und fuhren, von den Mühseligkeiten der Nacht ermüdet, schlafend fort. Als wir nach ein paar Stunden erwachten, war die Beschaffenheit der uns umgebenden Natur so unbeschreiblich geändert, daß wir kaum unsern Augen trauen wollten. Wir fuhren in einem angenehmen nicht ganz engen Hohlwege, von beiden Seiten mit Laubholz bewachsen: ein Anblick, den wir seit 36 Stunden nicht gehabt hatten. Weiterhin erblickten wir Felder, auf welchen das Getreide nicht nur schon geschnitten, sondern auch eingeärndtet war, Obstgärten und weinbepflanzte Hügel; alles Zeichen, in welch ein milderes Klima wir seit wenigen Stunden gekommen waren. Die Anmuth der Landschaft vermehrt sich je näher man nach Schafhausen kommt, welche Stadt nebst der umliegenden Gegend man von einer mäßigen Anhöhe gut übersehen kann. Man fährt ziemlich steil herunter der Vorstadt zu. Rechts rollen die meergrünen Wellen des majestätischen Rheins, und brechen sich an einigen in der Mitte dieses Flusses befindlichen Felsenstücken, so daß an mehreren Orten beständige weißschäumige Strudel in der grü-

nen

nen Fluth daher brausen; links erheben sich Weinhügel und Traubengeländer an den Gärten. Was diesen auf allen Seiten reizenden Anblick verderbt, ist Buchsbaum und Taxus, scheußlich geschnitzelt in durchsichtige Ballustraden und in Pyramiden etwa fünf Fuß hoch. Diese Spielwerke erblickt man in Gärten, die am Abhange der Hügel auf hohen Mauren terrassirt sind. Wie wenig Sinn mußten die Leute, welche mit einer lobenswürdigen Industrie diese Gärten ebenen ließen, für das wahre Schöne haben, das ihnen hier die Natur selbst darbeut! Es läßt sich nichts kleineres und armseligeres denken als diese steifen geschnitzelten Bäume und Sträuche neben den Wellen und Strudeln des Rheins, und zwischen den winkenden, sich um junge Bäume windenden Reben.

Wir kamen früh um 7 Uhr in Schafhausen an, und traten in der Krone ab. Ober-Lauchringen ist von Schafhausen drey Meilen entfernt, und eben so weit rechnet man auch von St. Blasien nach Oberlauchringen.

Ende des zwölften Bandes.

Bey-

Beylagen

zum zwölften Bande.

XIII. 1.

Anmerkungen über einige Benennungen in der alten Geographie, beym Plinius und Ptolemäus und andern, betreffend Gegenden des Schwarzwaldes und Helvetiens.

Herr Mannert *) hat zuerst sehr deutlich auseinandergesetzt, wie mangelhaft die Nachrichten der Alten von dem Ursprunge der Donau waren und wie ein Mißverständniß zum andern Gelegenheit gab. Er zeigt daß Strabo, welcher zuerst die Gegend wo die Donau wirklich entspringt, richtig angiebt, doch den Namen des Berges noch nicht kannte, und daß er neben der wahren auch die vorherige falsche Angabe anführt. Plinius **) nennt zuerst das Gebirge wo die Donau entspringt Mons Abnoba. Da haben nun die Gelehrten sich den Kopf sehr zerbrochen, wie dieser Namen der Gegend des jetzigen Schwarzwaldes zukommen könne, und haben sich in die gezwungensten Etymologieen verstiegen. Ich denke, es lag vielleicht auch

*) S. sein sehr schätzbares Werk: Geographie der Griechen und Römer. III. Th. (Nürnberg 1792. gr. 8.) S. 527. ff.

*) Hist. nat. Lib. IV C. 12. nach der Gronovischen Ausgabe, und C. 24. nach Harduins Eintheilung.

hier ganz dicht vor ihnen, was sie wer weiß wie weit suchten, so wie es oft zu gehen pflegt.

Dalechamp berichtet in einer Note zu dieser Stelle des Plinius, einige Manuskripte hätten: Mons Arnoba. Man hätte dieß arnobische Gebirge, so wie das abnobische im Felde der lateinischen Gelehrsamkeit wer weiß wo suchen oder herleiten mögen, und man würde es nicht gefunden haben. Es ist bekannt wie Griechen und Römer, gleich den jetzigen Franzosen, fast beständig die Namen fremder Nationen verstümmelt in die ihrigen hinüber trugen, wie sie die Nomina appellatiua welche in der Sprache der Eingebornen, den Gegenden, ihrer Lage und Beschaffenheit zufolge, beygelegt waren, aus Mangel an Sprachkenntnissen mißverstanden und sie für Nomina propria annahmen. So entstanden auch alle bekannte alte Benennungen des jetzigen Schwarzwaldes, einer bergigen von jeher mit Wäldern bedeckten Gegend. So machte schon Aristoteles aus dem keltischen Ar-cyn *)

*) Cy und cyn bedeutet nämlich in den keltischen Sprachen einen Wald; Ar, Er, Or und Mar ist Erhöhung oder Berg. Also Ar-cyn, Er-cyn, Or-cyn und Mar-cyn heißt eben dasselbe: Ein waldiges Gebirge. Kein Wunder daß Plinius und Tacitus auch die Strecke von Gebirgen von dem jetzigen Thüringer-Walde durch Böhmen bis an die karpathischen Gebirge, die hercynischen nennen. Es war daher sehr vergeblich zu untersuchen, wie weit das hercynische Gebirge gegangen, wobey immer der Schwarzwald oder unser Harz im Sinne lag. Allenthalben wo waldige Gebirge waren, waren hercynische. Hr. Mannert vermuthet, aus Vergleichung der alten Schriftsteller, schon sehr richtig, der hercynische Wald möchte das nomen appellatiuum jedes Bergwaldes gewesen seyn (S. Geographie IIIr. Theil, S. 510.); aber der Beweis

τα οφη τω Αρκυνια; Dionyſius Periegetes aus Ercyn einen Ἑρκυνιον δρομον, und die Römer nachher die Hercynios ſaltus; Ptolemäus aus Or-cyn Ὀρκυνιον δρομον, und die Römer aus Mar-cyn eine Syluam Marcianam. Eben ſo machten ſie aus Arn-ob ein arnobiſches Gebirge. Wenn nämlich etwa ein Römer einen Eingebornen fragte, wo der Danubius entſpringe, und zur Antwort bekam: er entſpringe Arn-ob, ſo erfuhr er nichts weiter, als dieſer Fluß entſpringe auf einem Berge oder Gebirge, allenfalls ob oder jenſeit des Gebirges *). So gedenkt Tacitus eines Schlachtfel-

weis aus der keltiſchen Bedeutung war ihm nicht bekannt. Man kann auch in Möſers osnabr. Geſchichte Ir. Theil S. 127. finden, daß ar und or in vielen Sprachen das Höchſte heißt. Jug heißt ebenfalls Erhöhung. Von dieſem keltiſchen Worte könnte man das lateiniſche Iugum, in ſo fern es der Rücken eines Gebirges heißt, vielleicht viel natürlicher herleiten als von iungere. Denn es iſt wohl ſehr gezwungen zu ſagen, die Spitze eines Berges verbände die Seiten zuſammen. Es weicht auch dieſe Bedeutung des Worts Iugum, in ſo fern es die höchſte Höhe eines Gebirges anzeigt, von den andern Bedeutungen dieſes Worts im Lateiniſchen ab, die alle auf Verbindungen deuten. Es mag alſo wohl aus einer fremden Sprache gekommen ſeyn, ſo wie z. B. das lugum montis abnobae, das Hercynium iugum beym Plinius.

Den Thüringer Wald nennt Ptolemäus τα συδητα ὀρη. Nun heißt auf keltiſch Su Berg, det oder dit Wald; ſo wurden aus einem waldigen Gebirge, ſudetiſche Gebirge gemacht. Die dahinter liegenden Berge im Baireutiſchen und der Oberpfalz nennt Ptolemäus ἡ γαβρητα ὑλη. Gab, Spitze oder Gipfel, re, Berg, et, Wald; alſo aus einem hohen waldigen Gebirge ward ein Gabretiſcher Wald gemacht.

*) Arn Berg, ob auf, über, jenſeit. Es iſt kein Zweifel daß die Namen der beiden bekannten Kirchenſchriftſteller Arno-

des in der Gegend der Weser, das nach ihm Idistaviso *) geheißen haben soll. Herr Professor Buhle **) in Göttingen meint, gar nicht unwahrscheinlich, ein Römer möge einen Deutschen gefragt haben: Wie heißt dieser Ort? und der Deutsche habe in seiner Sprache geantwortet: Jt is ä Wise! — So sah ein Franzose in Gesellschaft eines Deutschen zuerst ein Schiebefenster in einem Reisewagen. Der Deutsche fragte: Was ist das? Seitdem heißt ein solches Schiebefenster auf Französisch: un vasistas. So sah ein Franzose bey einem Niederländischen Maler zuerst einen Gliedermann, und hörte ihn, vielleicht von einer Magd (da

Arnobe, der ältere in Afrika, der jüngere in Gallien geboren, von Arn - ob herkommen. In Spanien waren damals schon Keltiberen, (Kelt - i - ber, in Bergen wohnende Krieger, welche man sogar bis ins 12te Jahrhundert im Heere Herzogs Raimunds von Sicilien findet, S. Stritteri Mem. Pop. T. IV. (Petrop. 1779. 4.) p. 145. Der Ebrofluß, Iberus, hat selbst seinen Namen davon, daß er gleich vom Anfang in Bergen fließt,) es können also leicht keltische Namen und Sprache nach Afrika gekommen seyn. Der heilige Arnulf, nebst den vielen Bischöfen und Schriftstellern dieses Namens, den Herzog Arnulf von Baiern nicht ausgeschlossen, werden wohl Arn - olaf oder Weißberg geheissen haben. So hieß der heilige Arnaul vermuthlich Arn - aul oder Sonnenberg. Vielleicht heißt Arnold eben das, ungeachtet man sonst diesen Namen ziemlich unwahrscheinlich von Ehrenhold herleitet. Arnheim soll aus dem Deutschen hergeleitet Adlerhaus heissen; aber die Adler wohnen auf Bergen, und so wird eben so gut keltisch Arn - hem Wohnung auf dem Berge, oder Arn - im, am Berge, heißen. Daß der Adler in alten Sprachen Arn genannt wird, kommt auch vermuthlich von seinem Nisten auf hohen Bergen; daher er den alten keltischen Völkern mit Recht der Bergvogel hieß.

*) S. Taciti Annal. II. 16.

**) S. Ernesti Miscellaneen zur deutschen Alterthumskunde. Halle 1794. 8. S. 21.

(da er holländisch eigentlich leeman, lidman heißt) manneken (Männchen) nennen; sogleich ward daraus ein französisches *Mannequin* gemacht, welches noch jetzt allgemein die einzige französische Benennung eines Gliedermanns ist. So machte ein Franzose aus radirten Blättern des Herrn von Hagedorn, die er Versuch in geätzten Blättern nannte, einen deutschen Kupferstecher Mr. Versuch. So berichtet ein engländischer Litterator, die lateinischen Werke des Philosophen Wolf wären zu Magdeburg in der Halle des Waisenhauses (at Magdeburgh in the Hall of the house of Orphans) gedruckt. So nennen die Franzosen allgemein auf ihren Schiffen den Boogspriet, aus verderbter Aussprache dieses holländischen Wortes, eine schöne Wiese, Beau-pré; und ein kleines Raa-Seegel, welches bey den Niederländern Dryver (Treiber), bey den Italiänern aber *Batticulo* heißt, aus verstümmelter Aussprache dieses letztern Worts *paille-en-cul.*

Ist *Mons abnoba* die richtige Leseart, so lautet die keltische Benennung Abon-ob und bedeutet das Gebirge über dem Flusse oder jenseit des Rheins, welcher Fluß allenthalben zwischen dem Wege lag, den die Römer nach Deutschland nehmen konnten, sie mochten nun von Gallien her oder über Helvetien vom Bodensee herkommen. Herr Mannert vermuthet *), daß die Römer zwar die Gegend, wo die Donau entsprang, unge-

*) Er erinnert in der, in der vorletzten Anmerkung angeführten Stelle, man habe erst beym Ptolemäus avnobische Gebirge gelesen; aber die Leseart abnobische werde die richtigere seyn. Es scheint mir, beide könnten an sich gleich richtig seyn; denn Avon heißt keltisch ein Fluß, so wie Abon.

ungefähr kannten, aber nicht den rechten Namen des Berges wußten, und daß sie, wenn sie den Ursprung der Donau auf den Mons abnoba setzten, die Berge des Schwarzwaldes, wo die Donau wirklich entspringt, mit einem ganz andern Gebirge Abnoba verwechselten, das seit des Ptolemäus Zeiten bekannt war, und welches parallel mit dem Laufe des Rheins gelegen haben soll. Diesem Gebirge nun, wenn ein solches da war, würde der Namen Abon-ob ganz im eigentlichsten Verstande zukommen. Denn wenn man jenseit des Rheines steht, so wäre dieß vom Herrn Mannert angedeutete Gebirge Abon-ob, oder über *) dem Flusse gewesen. Allenfalls hätte man sich auch eben so wenig zu verwundern, daß die Römer ein Abon-ob mit einem andern Abon-ob, oder Abon-ob mit Arn-ob verwechselt hätten, als daß Plinius und Ptolemäus aus dem Gebirge über dem Flusse ein abnobisches Gebirge machten.

Dieser muthmaßlichen Verwechselung eines weiter herauf nach dem Rheine zu gelegenen Gebirges mit dem eigentlichen Gebirge des Schwarzwaldes würde übrigens gar nicht wiederstreiten, daß man bey Haslach unweit Freyburg im Brisgau und unweit Badenweiler Inschriften fand, welche der abnobischen Diana **) erwähnen; denn auch die eigentlichen Gebirge des Schwarzwaldes lagen den Völkern, welche auf der linken Seite des Rheins wohn-

*) In dieser Bedeutung wird in Schwaben und überhaupt in Oberdeutschland und in der Schweiz das Wort ob noch jetzt im Deutschen gebraucht, z. B. Oestreich ob der Ens.

**) S. Martini Gerberti Historia nigrae sylvae 1783 gr. 4. Tom. 1. S. 7. und Tom. II. S. 473.

wohnten, immer über dem Rheine, und mußten also den Römern, von welcher Seite sie auch in diese Gegend kamen, von den Einwohnern mit Abon-ob bezeichnet werden. Dabey ist noch zu bemerken, daß beyde Oerter, wo Denkmäler der abnobischen Diana gefunden werden, nach dem Rheine zu, beynahe in gerader Linie parallel mit diesem Flusse liegen.

So viel zeigt immer diese Bedeutung der Benennung Abnoba, daß es vergebliche Bemühung einiger Gelehrten gewesen, bestimmen zu wollen, wie weit sich das abnobische Gebirge erstreckt habe, welches dadurch bekannt ist, daß die Alten den Ursprung der Donau darauf setzten; weil, wie gesagt, alle Gebirge, welche den Galliern und Helvetiern jenseit des Rheins, abon-ob, lagen, ihnen jenseitige, transrhenanische Gebirge waren. Eben so vergeblich waren die Bemühungen, die verschiedenen alten Angaben hercynischer Gebirge in eins zu vereinigen, da alle waldige Gebirge hercynische sind, wie aus der keltischen Etymologie deutlich erhellet *).

Aber ich bekenne, daß mir noch nicht ganz deutlich ist, welche Gebirge Ptolemäus unter den abnobischen eigentlich verstanden haben sollte, wenn er nicht den Schwarzwald damit gemeint hätte. Wahr ists, er sagt nicht ausdrücklich, die Donau entspringe auf dem abnobischen Gebirge. Er spricht nur einigemal von der κεφαλη τ8 Δανυβι8 im Allgemeinen, bestimmt aber nicht die Grade der Länge und Breite, unter welchen die Donau entspringe. Doch, die im Ptolemäus angegebenen Grade sind

*) S. oben S. 5.

überhaupt voll Schreibfehler, und beym abnobischen Gebirge werden sie vermuthlich am wenigsten richtig seyn, wie ich gleich näher zeigen werde. Ist dieß, so kann Ptolemäus sehr wohl durch das abnobische Gebirge und der κεφαλη τȣ Δανȣβιȣ ebendasselbe, nämlich den Schwarzwald, verstanden haben, um so mehr, da schon Plinius vor dem Ptolemäus den Ursprung der Donau auf das abnobische Gebirge setzt.

Ich kann, wie gesagt, nicht einsehen, welches Gebirge nach Ptolemäus das abnobische seyn sollte, wenn es nicht der Schwarzwald wäre. Mich wundert, daß Herr Mannert nicht hierüber etwas gesagt hat; auch die Muthmaßungen eines solchen Mannes würden lehrreich seyn. Mit weit weniger Kenntnissen wie er ausgerüstet, wage ich die meinigen hieher zu setzen, und sie mit einer genauern Untersuchung des rechten Sinnes der dahin gehörigen Stellen des Ptolemäus zu verbinden. Ich will mich gern belehren lassen, wenn ich durch Gründe überzeugt werden sollte, daß ich geirrt hätte. Durch wiederholte Untersuchung wird immer Wahrheit gefunden; diese zu finden, ist die einzige Absicht dieses Aufsatzes.

Es scheint mir hier bey allen Auslegern des Ptolemäus ein für die alte Erdbeschreibung nicht unwichtiger Irrthum eingeschlichen zu seyn. Ptolemäus spricht zwar ziemlich bestimmt, aber die alte lateinische Uebersetzung ist hier nicht genau, und einige im Grundtexte angegebene Grade werden auch wohl von den Abschreibern unrichtig geschrieben worden seyn. Es führte mich auf diese Entdekkung eine Gegend, die Ptolemäus των ἱλλυητιων ἐρημος

benen-

benennet, woraus alle Ausleger eine helvetische Wüste gemacht haben. Diesen Eremus setzte zuerst Mercator, der um den Ptolemäus und um die Geographie unsterblich verdiente Gelehrte, in die Gegend des Schwarzwaldes *), und bezeichnete solcher, so viel ich einsehen kann, irrigen Voraussetzung zufolge, auf seiner Karte **) die ganze Gegend völlig falsch. Alle Schriftsteller, so sehr sie auch die Schwierigkeit merkten und zu welchen gezwungenen Erklärungen sie auch ihre Zuflucht nahmen ***), folgten immer der Karte Mercators, setzten immer den ἐρημος in den Schwarzwald; selbst Herr Mannert, der sonst mit so vielem Scharfsinne und Fleiße unzählige Dunkelheiten in der alten Geographie erläutert hat, folgt dieser Angabe.

Mir wollte gleich vom ersten Anfange an, da ich die hieher gehörigen Sachen untersuchte, nicht recht in den Sinn, daß eine nach den Helvetiern benennte Gegend gerade im Schwarzwalde gesucht werden

*) S. Cl. Ptolemaei Geographiae Libri VIII. graeco-latini, latine primum recognoti, jam per Ger. Mercatortin, et a Petro Montano iterum recogniti 16c5. Fol. S. 52. 53., und unter den Landkarten Europae Tab. IV.

**) Die Karten welche Agathodämon zu Alexandrien zu Ptolemäus Geographie für den Verfasser zeichnete, sind durch das Schicksal eines Kakodämon verloren gegangen, wodurch dieser Autor sehr unverständlich wird. Mercator suchte diesen Mangel durch von ihm gezeichnete Karten zu ersetzen, und Herr Mannert hat auch eine Karte nach dem Texte gezeichnet; freylich aber bedarf der Text selbst noch großer kritischer Verbesserungen. Agathodämons Arbeit würde uns mehr Licht geben, wenn wir sie hätten, da er nach dem richtigen Texte zeichnete.

***) Man sehe einige derselben in Leu's Schweizerlexikon VIr Theil S. 387.

werden müßte, ob mir gleich die Stelle des Tacitus wohl bekannt ist, wo er berichtet, daß lange vor seiner Zeit Helvetier zwischen dem Hercynischen Walde, dem Rheine und Maine gewohnt hätten *). Aber, warum sollte diese Gegend, welche unter dem Namen des Hercynischen Waldes sonst so sehr bekannt ist, eine Benennung von den Helvetiern behalten haben, lange nachdem sie selbst diese Gegend verlassen hatten? Besonders aber schien mir höchst unwahrscheinlich, daß der Schwarzwald die Wüste benennt worden wäre, da er eine waldige bergigte Gegend ist, wovon man sonst nie die Benennung Wüste zu brauchen pflegt, am wenigsten damals, da in Wäldern und auf Bergen die meisten Wohnungen waren, und da der Schwarzwald ja so vielen umliegenden Gegenden ganz gleichet, welche als Wüsten zu bezeichnen niemand eingefallen ist. Ja, was noch mehr ist, Cäsar sagt ausdrücklich, die Gegend um den Schwarzwald sey die fruchtbarste von Deutschland **). Wie wäre eine Wüste neben das fruchtbarste Land gekommen, und warum wäre wüst genennet worden, was eben so beschaffen war, wie das Bewohnte?

Es schien mir also, es müßte dieser Eremus anderswo zu suchen seyn und etwas anders bedeuten. Wo denn? und was denn? Er heißt auf keltisch Schnee, und Em heißt bedeckt. Es ist also die schneebedeckte Gegend des helvetischen Landes gemeint, mit andern Worten die Gletscher: eine so auffallende Naturerscheinung, daß es wohl

zu

*) Taciti Germania, C. 28.

**) Ea, quae fertilissima sunt Germaniae loca circum Hercyniam Sylvam, Volsci Tectosages occupaverunt. Caes. de B. G. Lib. VI. Cap. 24.

zu verwundern wäre, wenn sie von den Reisenden, deren Nachrichten den Stoff zur alten Geographie gaben, nicht auf irgend eine Art sollte bemerkt worden seyn. Man findet aber sonst im Ptolemäus und Strabo nicht ein Wort von den Gletschern. Auch hat es mir wenigstens bey mannichfaltigem Nachsuchen nicht gelingen wollen, nur eine einzige Stelle der Alten zu finden, wo die wunderbaren Gletscher deutlich und ausführlich beschrieben wären. Bloß gelegentlich wird davon geredet. Z. B. der Grammatiker Festus sagt: die Alpen hätten den Namen a nivium candore. Der Geschichtschreiber Justin *) sagt: die Gallier hätten «Alpium invicta juga et frigore intractabilia «loca» überschritten, um in Italien einzudringen; aber dieser Weg geht bekanntlich zwar über kalte schneevolle Berge, aber nicht über die eigentlichen Gletscher, über welche eine Armee nicht marschiren kann. Am ausführlichsten redet noch der Dichter Silius Italicus **) von den celsis alpibus, von den clausis mortalibus alpibus, vom rupe nivali, von dare terga nivosis montibus u. s. w. Aber auch Berge von mittlerer Höhe sind im Frühlinge, Herbste und Winter mit Schnee bedeckt. Polybius ist der einzige, der ausdrücklich sagt: «die «Spitzen und denen nächst gelegene Gegenden wä«ren im Sommer und Winter beständig mit Schnee bedeckt» ***). Sogar Plinius sagt so viel als nichts davon. Alle alte Schriftsteller, die noch davon reden, wissen nichts von eigentlichen Gletschern, von montes glaciales; von allen werden diese Berge Schneegebirge genannt, das war also ihr gewöhnlicher Namen.

Selbst

*) S. Justini Hist. Phil. Lib. XXIV. C. 4.
**) S. Silii Italici Punicor. Lib. I. v. 118. 146. Lib. III. v. 443 seq.
***) S. Polybii Hist. Lib. III. C. 55.

Selbst wenn ἔρημος schlechterdings eine Wüste bedeuten sollte, so könnten, unabhängig von der keltischen Etymologie, so richtig sie auch wahrscheinlich ist, die schneebedeckten Gletscher, wo lebende Kreaturen der Kälte wegen noch weniger wohnen können, als in Lybiens Wüsten wegen der Hitze, eher noch wüst heißen, als der Schwarzwald, der sehr früh muß bewohnt gewesen und von Reisenden durchstrichen worden seyn, da man die Gegend des Ursprungs der Donau so früh kennen lernte.

Meine Voraussetzung, daß Er-em die schweizerischen Gletscher bedeute, stimmt mit der Beschreibung des Ptolemäus, so viel ich urtheilen kann, nicht nur genau überein; sondern mir scheint auch, diese letztere werde nun viel deutlicher, und mehrere Angaben der Gegend möchten nun viel sicherer zu erklären seyn, wenn man den Er-em der Helvetier auf die Stelle der Gletscher annimmt. Ich kann dieses aber hier nicht umständlich auseinander setzen, weil ich über das Vorhergehende und Nachfolgende beym Ptolemäus mich nicht umständlich einlassen kann, indem ich sonst einen ausführlichen Kommentar wenigstens über zwey Kapitel desselben und die dazu gehörigen Karten schreiben müßte. Ich werde überdieß schon weitläuftiger seyn müssen, als mir lieb ist, um nur deutlich zu zeigen, wie mir der Sinn dieser Stelle des Ptolemäus zu seyn scheint. Ich bitte meine Leser, das was folgt nicht zu lesen, ohne auf einer zur Hand genommenen Karte der Lage der Oerter zu folgen. Eine gemeine Homannische Karte von Deutschland wird hinlänglich seyn, um die Lage der Gegenden deutlich zu fassen, wovon ich reden muß.

Pto-

Ptolemäus spricht in der angeführten Stelle von den Gränzen Germaniens. Von der einen Seite rechnet er sie vom Ausflusse der Weichsel ins Meer, und diesen Fluß herunter. Er setzt hinzu: «Die bekanntesten Gebirge, welche Deutschland ein- «schließen, sind (erstlich) die schon angeführten, «eigentlich die sarmatischen *) genannt» (ich verstehe die Karpathen und die Gebirgkette, welche sich durchs jetzige Oestreich bis an den Mons caesius oder jetzigen Kalenberg zieht); und nun (zweytens): «Die mit den Alpen gleichnamigen **) und «jen-

*) Er hatte nämlich gleich vorher, bey Gelegenheit der Krümmungen der Donau, von den sarmatischen Gebirgen geredet und die Grade ihrer Länge bestimmt.

**) Nämlich Ptolemäus hatte in dem vorhergehenden Abschnitte von Narbonesien oder Gallien, dieses westlichen Theils der Alpen gedacht. Alpes nannten die Gallier alle hohen Berge, wie Servius (über das dritte Buch von Virgil's Georgika) berichtet; daher Virgil aerias alpes sagt. Keltisch heißt Al hoch, pes Berg. Es wurden also durch Alpen, nicht so wie jetzt, nur die mittlern Berge verstanden, worauf das Vieh weidet. Diese Bemerkung ist bey meiner jetzigen Untersuchung von Wichtigkeit. Theils macht der genaue Begriff von dem, was Ptolemäus unter Alpen kann verstanden haben, die Lage der Oerter deutlicher, theils wird auch die Muthmaßung, was Eremus bedeute, genauer bestimmt. Er heißt auch Berg. (S. oben S. 75.) Man könnte also auch das bergbedeckte Land der Helvetier übersetzen. Auch aus dieser Uebersetzung würde folgen, daß der Schwarzwald nicht darunter verstanden werden könne. Dieß würde aber doch das Bild der hier angezeigten Lage schwankend und nicht ganz deutlich machen. Es ist also die Bedeutung Schnee, welches Er auch anzeigt, vorzüglicher. Diese giebt eine deutliche Beschreibung der ganzen Lage an die Hand, und wird durch eine andere ἔρημια beym Strabo noch mehr bestätigt, wie unten soll angezeigt werden. Selbst der Name Helvetier entstand vermuthlich von der Lage ihrer Wohnungen: Hel - vet, in der Berge Mitte.

«jenseit des Ursprungs der Donau liegenden.» Die Griechischen Worte der letzten Stelle sind: και τα ὀμωνυμα τοις ἀλπιοις, και ὑπες την κεφαλην τȣ Δανȣβιȣ, worunter, meines Erachtens, die steyermärkischen, die kärnthenschen und tyrolischen Gebirge verstanden werden müssen.

Ich bekenne, daß ich weder Mercator's lateinische Uebersetzung dieser Stelle, noch die unbestimmte Zeichnung auf seiner Karte begreifen kann, noch weniger, wie er beides zu vereinigen geglaubt hat. Er übersetzt ὑπες durch qui supra, da offenbar hier ὑπες mit dem Akkusativ durch ultra, jenseits, hätte übersetzt werden müssen. Zwar könnte supra allenfalls auch jenseits bedeuten. Aber man sieht aus den Umständen, daß Mercator mit dem Worte supra über oder auf gemeint hat. Denn gleich darunter giebt Ptolemäus die Grade an, wo die äußersten Spitzen dieser ὑπες liegenden Gebirge, und darauf ferner die Grade, wo die äußersten Spitzen der abnobischen Gebirge sich befänden. Aber durch offenbare Unrichtigkeit in den Manuscripten sind die Grade dieser beiden Gebirge, (welche doch Ptolemäus bey der Gradirung durch κα. τα καλȣμενα ἀυχοβα ausdrücklich unterscheidet) gleich angegeben, nämlich beide nach seiner Zählung der Grade, (welche von den in unsern Karten gewöhnlichen verschieden ist,) auf 31. 49. und 31. 52. Beide Gebirge können unter dieser Länge und Breite nicht liegen; so viel ist gewiß. Nun ändert Mercator in der lateinischen Uebersetzung *) die Gradi-

*) Mich wundert, daß Herr Mannert hierüber nichts angemerkt hat, und daß es ihn nicht gleich mißtrauisch machte.

Gradirung der Gebirge ὑπὲς τὴν κεφαλὴν τ̃ς δανεβίς willkührlich so, daß sie in die Gegend des Schwarzwaldes trifft 29. 47. und 33. 48. 30., und zeichnet sie auch so in der Karte, aber die Grade der abnobischen Gebirge läßt er so wie sie im Grundtexte stehen. Hieraus erhellet also, daß er den Ursprung der Donau auf die Gebirge setzen will, qui supra caput Danubii sunt. Das ist aber in alle Wege ganz widersinnig. Sollte Ptolemäus zweyerley Gebirge, 1) die mit den Alpen gleichnamigen, und 2) die jenseits des Ursprungs der Donau liegen, gemeint haben; so müßte wohl nicht καὶ ὑπὲς, sondern καὶ τὰ ὑπὲς *) im Texte stehen. So scheint es sich Mercator vorgestellt zu haben, weil er hier in der Uebersetzung ein qui hineinschiebt, dem im griechischen Texte kein Wort entspricht, und vorher kein qui setzt, wo es das im Texte stehende τὰ nothwendig erfordert hätte. Alsdann wäre aber das abnobische Gebirge, das ausdrücklich mit einem καὶ τὰ angeführt und von dem vorigen unterschieden wird

*) Ich will zu mehrerer Deutlichkeit die griechischen hieher gehörigen Worte, nebst Mercator's Uebersetzung einrücken: Τῶν δὲ διεζωκότων τὴν γερμανίαν ὀρέων ὀνομαστότατα ἐστὶ τὰ τε εἰρημένα, καὶ ἰδίως καλούμενα σαρματικὰ, καὶ τὰ ὁμώνυμα τοῖς ἀλπίοις καὶ ὑπὲρ τὴν κεφαλὴν τ̃ς δανεβίς. ὧν τὰ ἄκρα ἐπέχει μοι λα̅ μ̅θ̅ καὶ λα̅ ν̅β̅. — Καὶ τὰ καλούμενα ανουοβα, ὧν τὰ ἄκρα ἐπέχει μοι λ̅α̅ μ̅θ̅ καὶ λ̅α̅ ν̅β̅. u. s. w. Dieß hat nun Mercator folgendergestalt übersetzt: Montes autem, qui Germaniam cingunt, notissimi sunt hi, qui iam sunt dicti, et Sarmatici proprie appellati, et idem cum Alpibus nomen habentes, et qui supra caput Danubii sunt. Quorum extrema gradus habent 29. 47. et 33. 48. 30. — Praeterea qui vocantur Anobae. Quorum extrema gradus habent 31. 49. et 31. 52. u. s. w.

wird, das vierte hier angeführte Gebirge. Wo läge denn das, wenn wir vorher schon bis zum Ursprunge der Donau gerückt wären? Und wenn Ptolemäus durch die Gebirge ὑπὲρ, wirklich die Gebirge gemeint hätte, worauf die Donau entspringt; so müßte er sich die Gebirge über den Ursprung der Donau, nicht den Ursprung auf den Gebirgen gedacht haben, welches doch wohl wider allen Sprachgebrauch ist, und er müßte der Meinung gewesen seyn, die Donau entspringe nicht auf den abnobischen Gebirgen, da doch Plinius schon die Quelle der Donau auf diese Gebirge gesetzt hat.

Warum sollte man nun den Ptolemäus so auslegen, als ob er dieß leugnete? Aber es scheint mir, er thue dieß auch nicht. Das fehlende τα zeigt deutlich, daß er nicht von dem Ursprunge der Donau, sondern nur von den Bergen jenseit des Ursprungs der Donau «die auch Alpen heißen» sprechen will. Denn er hatte im vorigen Abschnitte von den Alpen in Narbonesien gehandelt, welche diesseits des Ursprungs der Donau lagen, man mag sich den Ptolemäus in Alexandrien schreibend vorstellen, oder sich vorstellen, daß er römische Reisenachrichten abgeschrieben habe, welche wohl seine einzigen Quellen von dieser Gegend seyn könnten. Ich glaube also mit Recht annehmen zu dürfen, daß Mercator hier ganz unrichtig übersetzt habe, und daß dadurch, verbunden mit seiner willkührlichen Veränderung der Gradirung der Gebirge ὑπερ την κεφαλην τȣ δανȣβιȣ zuerst ein falscher Sinn dieser Stelle entstanden sey, welcher verursachte, daß allen folgenden Auslegern der rechte Gesichtspunkt der in dieser Stelle angegebenen Lagen der Berge verrückt wor-

den

den ist. Ich glaube ferner annehmen zu dürfen, wie schon oben gesagt, Ptolemäus habe durch die Gebirge, die er nach den sarmatischen anführt, nicht das Gebirge, wo die Donau entspringt, sondern die steyermärkschen, kärnthenschen und tyrolischen Gebirge, mit Einschluß des Brenners, bis etwa an die Gränzen von Graubündten, verstanden. Desgleichen glaube ich annehmen zu dürfen, er habe nicht ein abnobisches Gebirge etwa bis in die Gegend von Fulda versetzen wollen, sondern er meine dadurch den Schwarzwald, so wie Plinius.

Mit den Worten και τα καλεμενα αυνοβα geht ein ganz neuer Absatz oder Einschiebsel an, welcher die Anzeige der Gradirungen verschiedener Gebirge enthält. Diese will ich hier weiter nicht anführen und untersuchen, da sie zu meinem jetzigen Zwecke gar nicht gehören. Mercator selbst hat eingesehen, daß hier ein neuer Satz anhebt; denn er übersetzt dieses και durch praeterea.

Nachdem dieses kurze Einschiebsel geendigt ist, springt Ptolemäus herüber zu der andern Seite von Germanien am Rhein. Er hebt an, die nördlichen Gränzen dadurch zu bestimmen, daß er sagt: Sie fangen an von dem Wohnplatze der kleinen Busakterer *). Darauf nennt er «die Syngambern, un-

*) Er setzt dieses Volk ungefähr dem Ausflusse des Rheins ins Meer gegenüber, wie man daraus siehet, daß er weiter unten sagt: »Jenseits der Busakterer wohnen «die Friesen bis an den Fluß αμισιος» (die Ems). Busac-ter heißt wörtlich die Kleinen und Starken; also ein Volk von untersetzter und stämmiger Natur. (Scot heißt auch klein.) Es werden hernach auch die großen Busakterer angeführt, vermuthlich von einem größern Lande.

«ter diesen die suevischen Longobarden (οι συιβοι λαγ-
«γοβαρδοι, vielleicht die suevischen Lanzenträger, s.
«Beylage XII. 1. S. 42.); darauf (ειτα) die Tin-
«gern nnd Ingrionen, zwischen dem Rhein und
«den abnobischen Bergen. Und noch (και ετι)
«die Intuergen, Vargionen und Karitnen» *).
Da ausdrücklich gesagt wird, die ersterzählten Völ-
ker wohnten zwischen dem Rheine und dem abno-
bischen Gebirge; da die drey letzten Völker aus-
drücklich mit einem και ετι unterschieden sind: so
müssen diese drey Völker nothwendig da, wo der
Rhein und das abnobische Gebirge aufhört, zu su-
chen seyn; also, wenn Ptolemäus durch das abnobi-
sche Gebirge den Schwarzwald versteht, (wie ich
oben glaube ziemlich deutlich gemacht zu haben,)
jenseit des Rheins und jenseit des Schwarzwaldes.

An, At, In, It, sind in den keltischen Spra-
chen oft bloße Vorsteckſilben, die vielen Wörtern
ohne besondere Bedeutung vorgesetzt werden, so wie
wir etwa im Deutschen sagen: Gezeug und Zeug,
Gezelt und Zelt, Gesang und Sang, u. s. w. Der
erste Namen ist also eigentlich Tuerg. Da bietet
sich, der Lage und der Benennung nach, der Tuer-
gau (vor Alters Durgea, Duregum) in seiner
ehemaligen größern Ausdehnung, da er nebst dem
jetzigen Türgau noch Toggenburg, Zürich, Appen-
zell und St. Gallen begriff, für die In-Tuergen
ganz ungezwungen dar. Die jetzigen Einwohner des
Türgaus, sonderlich die Toggenburger, sind wahr-
lich noch jetzt vorzüglich In-tuergen oder braune
starke Kerle.

Die

*) In-tu-erg, die bräunlichen Starken. Var-gion, die an Mündungen wohnen. Kar-it-neach, die am hohen Ufer wohnen.

Die beiden andern Nationen werden natürlich auch in der Nachbarschaft weiter links zu suchen seyn, wenn man annimmt, wie man es wohl muß, daß die Ordnung, in welcher Ptolemäus diese Völker nennt, nicht willkührlich ist. Var, Ver, Car, Kar, Ar, heißt bey oder über; gion, heißt Mund, Mündung, Eingang. Da findet sich nun für die Vargionen oder Argionen, dicht neben dem Tuergau, der Argau (ehemals Argea), vermuthlich der vom Cäsar *) angeführte Pagus verbigenus. Vielleicht hat dieses Volk gewohnt von Bruck an, an der Mündung der Aar, und herab bis an die Mündung der Emme, wo sie sich in die Reuß ergießt, und so an den Mündungen des Brienzer und Thuner Sees, längs der Aar. Ist dieß, so wohnten die Vargionen bey verschiedenen Mündungen oder Gion, so daß ihnen der Namen Var-gion genau zukam. Die Karitnen mögen jenseits der Aar, zwischen dem Rheine und der Aar, an deren itneach oder hohen steilen Ufern, nach dem Bieler See zu gewohnt haben, bis zum Kanton Solothurn **). Nach dieser Voraussetzung schließen sich die vom Ptolemäus gezogenen Gränzen Germaniens gerade an den Jura an, oder an die von ihm im vorhergehenden Abschnitte angegebenen Alpen des narbonesischen Galliens.

*) S. Caesar de bello gallico Lib. I. C. 27. Die meisten und besten Manuskripte haben Verbigenus. Cluver hat willkührlich Urbigenus daraus gemacht, weil in Antonins Itinerarium eine Stadt Vrba vorkommt, wornach er meint, daß der Pagus müsse genannt werden. Diese willkührliche Leseart ist in die meisten neuen Ausgaben aufgenommen worden.

**) Sol - o - dur, hoch herabstürzendes Wasser. Gerade bey der jetzigen Stadt Solothurn findet das sich nicht, aber an mehrern Orten in der Gegend des Landes, das noch diesen Namen führt.

Obgleich meine Meinung über die Wohnplätze dieser drey Völker bloße hingeworfene Muthmaßung ist, die ich nicht näher untersucht habe; so wird sie doch dadurch sehr wahrscheinlich, daß, wie oben Seite 20. gesagt, aus dem ganzen Zusammenhange der Anzeige des Ptolemäus klar ist, daß diese drey Völker über den Rhein und über die abnobischen Gebirge weg gewohnt haben müssen. Noch wahrscheinlicher aber wird diese meine Voraussetzung, wenn man sie mit der zusammennimmt, daß Ptolemäus durch den Eremus der Helvetier die Gletscher gemeint habe. Dieß ist aber nicht bloße Voraussetzung, aus Etymologie geschöpft, obgleich meines Erachtens die Etymologie eine sehr bedeutende Anzeige giebt; sondern selbst im Texte des Ptolemäus ist ein Beweis dafür enthalten, wie wir gleich sehen werden.

Ptolemäus geht noch weiter herab, und setzt hinzu: «Unter diesen die Vispi, und der Eremus «der Helvetier, bis an die erwähnten Alpen» *), worunter er nichts anders als die im vorigen Kapitel beschriebenen gallischen Alpen verstehen kann.

Also in der Nähe der Vispi wird man doch den Eremus der Helvetier suchen müssen. Glücklicherweise ist dieser Namen bis auf unsere Zeit übrig geblieben. Das Visperthal, der in demselben fließende Fluß Visp (oder Visp-ach), und der Flecken dieses Namens, liegen jetzt noch im untern Wallis, jenseit der Rhone. Dicht vor diesem Thale sind

*) Die Worte des Grundtextes, die ich zu mehrerer Deutlichkeit hieher setze, sind: ὑφ ὰς ὐισποι, και ἡ των ἐλλβητιων ἐρημος, μεχρι των εἰρημενων ἀλπιων ὀρεων.

sind die Walliser Gletscher, der Aletsch, Ober- und Nieder-Rhoden-Gletscher, die Furka, die Gletscher in Uri, bis an den St. Gotthard, und jenseits desselben die schrecklichen Gletscher von Graubündten, und weiter vorwärts die große Kette der im Kantone Bern gelegenen Gletscher, das Wetterhorn, Schreckhorn, Mettenberg, Eiger, die Jungfrau, u. s. w. *) welche Gebirge sämmtlich links auch ganz nahe an die hohen gallischen Alpen stoßen, bis wohin Ptolemäus die Gränzen Germaniens von der gallischen Seite gezogen hatte. Es ist also zwischen dem Visperthale und den vom Ptolemäus zuletzt genannten drey Völkern, wenn man sie sich in der von mir angenommenen Lage denkt, nichts als dieses ungeheure Feld von Schnee und Eis, und hinter dem Visperthale liegt die ganze große Kette der savoyischen und andern Gletscher. Dieß alles zusammengenommen, glaube ich also genug Gründe angegeben zu haben, um behaupten zu dürfen, es sey dieses des Ptolemäus Er-em oder schneebedecktes Land der Helvetier.

Merkwürdig ist noch, daß auch Strabo ebenfalls hinter dem Bodensee und dem hercynischen Walde (nämlich hinter von uns her gerechnet) ein «Er-em der Bojer setzt, das bis Pannonien «reicht **).» Da, wie bekannt, die Bojer bis an die

*) Diese Lage ist sehr deutlich zu sehen auf Gabriel Welsers Karte vom Walliser-Lande (bey Homanns Erben 1768), desgleichen auf der Ersten Karte in Gruners Beschreibung der Gletscher. Nur muß man diese letzte Karte umkehren, indem der Mittag oben ist.

**) Ἡ Βοϊων ερημια μεχρι Παννονιων. S. Strabonis Geographia Liber VII. Edit. Casauboni (Amst. 1707 fol.) Tom. I. S. 449. A.

Gränze der Helvetier sind zurückgedrängt worden, so werden dieß vermuthlich die Gletscher im Bündner Lande, jenseit des St. Gotthards, und die tyrolischen Gletscher seyn, welche ungefähr bis nach dem ehemaligen Pannonien reichen. Würde dieß bey genauerer Untersuchung bestätigt, so gäbe es eine neue Anzeige, wie weit die Bojer zurückgedrängt worden sind, und könnte vielleicht noch eine Stelle Cäsars von den Helvetiern und Bojern *) erläutern. Hr. Mannert **) will zwar unter dieser Wüste der Bojer verstehen: «die Ebne längs den Ufern der «Donau, von ihrer Quelle bis nach Ungarn — wo «die auswandernden deutschen Völker herumzogen, «und welche hierauf der Römer als unangebautes «Land bey der Eroberung Rhätiens fand.» Sein Grund ist, weil Cäsar sagt: «die Sueven hielten «es für das größte Lob, wenn weit und breit um «ihre Gränzen alle Felder unangebauet liegen, weil «dieß ein Beweis ist, daß die umliegenden Nachbarn ihrer Macht nicht widerstehen können.» Es scheint mir aber, wenn die Sueven, zum Beweise ihrer Macht, einen so großen Strich Landes wirklich verwüstet hätten, so würde das Land die Wüste der Sueven doch eher seyn genannt worden, als die Wüste der Bojer. Daher scheint mir die durch Gletscher unbewohnbare Strecke Landes an den Gränzen der Bojer viel natürlicher den Eremus der Bojer andeuten zu können, zumal wenn man den Eremus der Helvetier, von eben der Beschaffenheit, dicht daneben denkt. Dabey ist noch zu bedenken, daß Cäsar nicht einmal von einer großen Strecke unbebau-

*) S. Caesar de Bell. Gall. Lib. I. c. 5, desgleichen Hrn. Mannerts Geographie III. Th. S. 601.

**) Geographie III. Bd. S. 54.

bebauten Ackers an der suevischen Gränze etwas gewisses weiß, sondern mit einem dicuntur davon redet *). Und wenn man sich, zufolge der oben S. 12. angeführten Stelle des Tacitus, denkt, daß in den ältesten Zeiten die Helvetier zwischen dem Schwarzwalde, Rheine und Maine, und die Bojer weiter rechts gewohnt haben, so liegt ganz natürlich hinter jeder dieser neben einander wohnenden Nationen ein Er-em, ein schneebedecktes Land.

Ich bitte nochmals, mit der Karte in der Hand die verschiedenen Plätze nachzusehen, welche ich glaube, nach meiner Erklärung der Stelle des Ptolemäus, den verschiedenen Völkern und Orten anweisen zu müssen. Wenigstens, hoffe ich, wird man finden, daß nach Mercators Uebersetzung und dessen unvollkommener Karte, die Gränzen Germaniens sich nicht recht deutlich bestimmen lassen. Hingegen scheint es mir, es werde nach meiner Auslegung die Beschreibung deutlicher und die Lage bestimmt.

Man wird sehen, daß nach meiner Angabe Ptolemäus die Gränzen Germaniens bis mitten in die jetzige Schweiz, bis an die Gletscher und die Rhone ausdehnte. Ob er dazu einen besondern Grund hatte; ob er etwa, wie es fast scheint — gleich Gatterern, der in den neuern Zeiten für die Geographie mehr, als Ptolemäus geworden — nur auf die großen Flüsse und großen Gebirge, als natürliche Gränzen, sein Augenmerk richtete; oder ob er nur aufs Ungefähr die Linien so zog: wird wohl jetzt nicht leicht können ausgemacht werden.

Ich habe überdieß, als ich nur die wenigen

*) S. Caesar de Bell. Gall. Lib. IV. cap. 3.

Seiten des Ptolemäus, die hieher gehören, durchstudirte, genugsam gefühlt, daß dieser Autor weder von der mathematischen noch von der historischen Seite gehörig bearbeitet ist, und noch auf einen doppelt gelehrten Herausgeber wartet, der eine unsäglich große, aber sehr rühmliche Arbeit übernehmen würde. Ich habe innerlich bedauert, daß nicht eine solche kritische Ausgabe des Ptolemäus vor dem Werke des Hrn. Mannert vorausgegangen ist, der schon so viel Scharfsinn und Genauigkeit angewendet hat, und noch vielmehr hätte leisten können, wenn ihm wäre mehr vorgearbeitet worden.

Dieß von mir angeführte Beyspiel kann auch beweisen, daß die Untersuchungen der keltischen Etymologieen der alten Völker und Oerter die alte Geographie nicht wenig erläutern können. Ich hoffe überhaupt, ziemlich gezeigt zu haben, daß die keltischen Etymologieen Aufmerksamkeit verdienen. Eine einzelne Etymologie würde wenig oder nichts beweisen. Aber da man in den Gegenden zwischen der Donau und dem Neckar fast allenthalben die Lagen der Flüsse, Berge und Oerter mit der Herleitung ihrer Benennungen aus keltischen Wurzeln übereinstimmend findet; so scheint es mir, eine so allgemeine Uebereinstimmung könne wohl nicht von ungefähr kommen. Es scheint mir, der Schimmer, womit diese Herleitungen die ganz dunkle alte Geographie einigermaßen aufhellen, werde nicht zu verachten seyn. Sie verdienen also Aufmerksamkeit, und Büllets mit unsäglichem Fleiße und vielem Verstande zusammengetragene Mémoires sur la langue celtique erleichtern die Forschung ungemein. Zu dieser aufzumuntern, ist die einzige Ursache meiner Anführungen keltischer Etymologieen.

XIV. 1.

Vergleichung der Kosten des hängenden Dachstuhls der Kirche zu St. Blasien, (nach Berlinischen Preisen des Holzes und Arbeitslohns) und des Dachs eines Saales von gleichem Diameter ohne Dachstuhl, wie in Berlin gebräuchlich ist, nebst Beschreibung der Konstruktion eines Dachs ohne Dachstuhl.

Die Erbauung eines Kuppeldaches, so wie die IIIte Kupfertafel No. 4. 5. 6. zeiget, nach welcher das Dach auf der Kirche St. Blasii im Schwarzwalde ausgeführt ist, erfordert gegen ein Dach eines Saales, welches nach dem Entwurfe No. 7. in gleicher Höhe ausgeführt werden könnte, mehr Zeit, mehr Holz, mehr Kosten; die Dauer ist gleich, das Gebäude auf die letztere Art weniger beschwert.

Bey der Vergleichung sind die Preise von Arbeitslohn und Materialien so wie sie jetzt in Berlin gewöhnlich sind, zu beiden Gegenständen angenommen,

men; daher kommt es darauf nicht an, ob in einer andern Gegend die Preise von diesen abweichen, weil das Verhältniß beider an andern Orten mit Berlin hierin immer wieder gleich bleibt.

Die Zimmerarbeit zur Kuppel No. 4. so wie sie, der Zeichnung zufolge, wirklich gebauet ist, würde in Berlin kosten:

I. An Zimmer-Arbeitslohn.

1)	20 Hauptgebinde von 60 Fuß im Radio lang, zu 60 Fuß Höhe, mit einem vierfach liegenden Gebälke, verschwellten Dachstühlen, Strebebändern, Hängesäulen, verzahnten und Doppel-Balken, und sonstigem Zubehör, zu verbinden, mit Inbegriff, daß alles Holzwerk dazu beschlagen und geschnitten worden, à 25 Rthlr. Rthlr.	500
2)	60 Zwischengebinde, so sich an die Hauptgebinde zweckmäßig anschließen, nebst dem dazu gehörigen Gebälke u. s. w. à 16 Rthlr.	960
3)	Ueber dieser Höhe den runden Aufsatz nebst Zubehör	25
4)	80 Gebinde äußerer Kuppelverband zur Schalung, mit dazu gehörigen Untersätzen, gleichfalls mit Inbegriff des Holzwerks zu beschlagen und schneiden, à 8 Rthlr.	640
5)	80 Gebinde Strebung unter das Untergebälke, zu verbinden und richten, mit Inbegriff alles Holzwerk dazu zu beschlagen und zu schneiden, à 6 Rthlr.	480
	Latus	2605

	Transport	2605
6)	Das gesammte Eisenwerk, als Hängebügel, Schienen, Bolzen, Anker, Klammern u. s. w. anzubringen auf alle 80 Gebind, à 2 Rthlr.	160
7)	Die Schaalung der äußern Kuppelfläche, so wie der Gewölbedecke ist mit der des unten folgenden zweyten Anschlages gleich, daher gehört sie nicht mit zur Vergleichung.	
8)	Die Rüstung zum Richten dieser Arbeit wird mit der zum folgenden zweyten Anschlage gleich geachtet.	
	Rthlr.	2765

II. Holzmaterialien bis zur Baustelle.

295	St. Bauholz von 60 Fuß Länge und 15 Zoll im Zopfe stark, à 10 Rthlr.	2950
393	St. von 50 Fuß Länge und 15 Zoll im Zopfe stark, à 8 Rthlr.	3144
493	St. von 50 Fuß Länge und 12 Zoll im Zopfe stark, à 5 Rthlr.	2465
	Rthlr.	8559

Zusammentrag der Kosten.

Die Holzmaterialien	Rthlr.	8559
Das Zimmer-Arbeitslohn		2765
Also überhaupt	Rthlr.	11,325

I. Die Zimmerarbeit zur Kuppel, so wie sie nach dem Entwurfe No. 7. hätte gebauet werden können, würde in Berlin gekostet haben:

1) 20 Hauptgebinde von 60 Fuß im Radio, gegen 60 Fuß Höhe, von vierfachen $1\frac{1}{2}$ Zoll starken Diehlen, rein und richtig im Verbande, zu verbinden, à 18 Rthlr. 360

2) 60 Zwischengebinde von dreyfachen $1\frac{1}{2}$ zölligen Brettern, zu verbinden, à 8 Rthlr. 480

3) 20 Hauptgebinde von 60 Fuß im Radio, von dreyfachen $1\frac{1}{4}$ zölligen Brettern, zur Decke zu verbinden, von 40 Fuß Höhe, à 10 Rthlr. 200

4) 60 Zwischengebinde desgl., von zweyfachen $1\frac{1}{4}$ zölligen Brettern, à 4 Rthlr. 240

5) 80 Knaggen zum Ueberlauf auf das Gemäuer, à 12 Gr. 40

6) Der runde Aufsatz nebst Zubehör 25

7) Das gesammte Eisenwerk, als Hängebügel, Schrauben und Bänder, jedes an seine Behörde anzubringen, 80 Gebind, à 1 Rthlr. 80

8) Obgleich zu diesem Verbande nicht so viel Eisenwerk verwendet werden kann, so werden dagegen hieher gerechnet die Nägel, so zum Verbande der Bogenstücke erforderlich seyn würden, und also werden die Kosten vom Bedarf zu No. 4. mit diesen ausgeglichen.

9) Uebrigens wird hier das im Anschlage zu No. 7 und 8. wegen der Schaalung und Rüstung Gesagte angewendet.

Rthlr. 1525

II. Holzmaterialien bis zur Baustelle.

4 Schock 3 Zoll starke kiehnene Bohlen von 24 Fuß lang, à 80 Rthlr.	320
3 Schock 2 zöllige dergl. à 60 Rthlr.	180
20 Schock $1\frac{1}{2}$ Zoll starke Diehlen von 24 Fuß lang, à 48 Rthlr.	960
10 Schock $1\frac{1}{4}$ zöllige Bretter, à 36 Rthlr.	360
Rthlr.	1820

Zusammentrag der Kosten.

Die Holzmaterialien	Rthlr.	1820
Das Zimmer-Arbeitslohn		1525
Also überhaupt	Rthlr.	3345

Wenn daher die wirklich ausgeführte Kuppel No. 4. an Zimmerarbeit und Holzmaterialien in Berlin würde gekostet haben Rthlr. 11,325

Dagegen die Kuppel nach dem Entwurfe No. 7. nur kosten könnte, mit Inbegriffe der Materialien 3,345

So kostete die letztere weniger als erstere Rthlr. 7,980

oder um es einfach auszudrücken, das Verhältniß der Kosten des Dachs No. 7 zu No. 4 wäre wie 1 zu 3.

Eben so hoch kann man den Vortheil für die Gegenden in Anrechnung bringen, wo überhaupt das Holz, oder wenigstens das erforderliche sehr große und Kernholz selten ist.

Denn

Denn der Bedarf an Bauhölzern zur Kuppel No. 4. ist, wie der Anschlag zeigt, Stück 1181
Dagegen zum Verbande No. 7. nur erfordert werden 376 Blöcke von 15 bis 20 Zoll im Zopfe stark, zu 24 Fuß Länge; zu diesen 376 Blöcken werden von obigen Holzsorten höchstens 188 Stück und mit dem Ausschuß erfordert 200

Also wird an Holz in Natura geschont Stück 981
das heißt beynahe $\frac{5}{6}$ des Holzes. Für die meisten Gegenden und für die meisten Staaten ist dieß ein Gegenstand von großer Wichtigkeit.

In Ansehung der Festigkeit, wenn man diese mit jener vergleicht, so ist durch Theorie und Erfahrung aller Zweifel zu heben; denn um nicht ältere Beyspiele aufzusuchen, darf man nur allein das Kornmagazin zu Paris anführen, wo dieser Verband schon über vierzig Jahre dauerhaft und feste steht.

Die Vieharzneyschule und die Reitbahn in Berlin, und die Dächer einiger Häuser daselbst, welche bloß aus Bretterbogen bestehen, ohne alle weitere Unterstützung oder Sparren, und doch (außer der Vieharzneyschule) mit einem doppelten Ziegeldache belegt sind, bestätigen es.

Der Theoretiker hat völlige Ueberzeugung, die er in dem ausgeführtem Verbande wohl hin und wieder vermissen möchte. Die Dauer läßt sich auch darthun: denn bey starkem Holze setze ich zwar zum voraus, es werde rein und kernigt gewählt, ich bedarf aber eine gegebene ansehnliche Stärke, und muß daher, außer dem reinen Kern, auch gesunden Splint mitnehmen, der denn doch, je nachdem durch Zufall oder sonstige Umstände nachtheilig auf ihn gewirkt

wirkt wird, später oder früher kraftlos wird. Bey den Bohlen und Brettern, deren man zu einem solchen grosen Baue eine ansehnliche Menge bedarf, kann der Gewerksmann, wenn er dazu angewiesen wird, nur bloß diejenigen guten Stücke wählen, die ganz besonders herzig und kernigt sind; ja man kann sogar den Splint ganz vermeiden und auf gesunden und reinen Wuchs sehen, sich also mit Ueberzeugung versichern, daß die möglichste Dauer, so sich von irgend einem Holze erwarten läßt, dabey zu hoffen ist.

Man würde indeß zu weit gehen, wenn man dieser Vortheile wegen verlangte, daß diese neue Art von Verbande allgemein eingeführt werden sollte; denn es giebt mehrere Gründe, warum man, aller dieser Vorzüge ungeachtet, davon nicht immer Gebrauch machen kann: und diese Gründe werden jedem, der darüber bey einzelnen Vorfällen nachzudenken geneigt ist, von selbst einleuchten. Und eben so kann der Baumeister des Stifts zu St. Blasien Gründe gehabt haben oder anzugeben im Stande seyn, weshalb er noch heute seinem Verbande den Vorzug vor dem andern hier beschriebenen Bogenverbande zu geben geneigt bliebe.

Der Verband dieser Bogen kann einem Sachkenner nicht unbekannt seyn; denn es werden auf diese Art die allgemein bekannten Kränze zu Wasserrädern an den Mühlen, die Gerüstebogen zu Gewölben die aus Backsteinen oder auch aus Sandsteinen gewölbt werden, schon seit undenklichen Zeiten gemacht. Ich habe dennoch für Nichtsachkenner einige nähere Erklärung geben wollen, und zu dem Ende auf der dritten Tafel No. 8. ein Stück Bogen in einem größern Maaßstab verzeichnet, und

dazu No. 9. ein Stück Theilung vom Verbande der Bretter beygefügt.

In diesem Bogen sind die Stoßfugen angedeutet und mit x bezeichnet. Da die Hauptbogen aus vier Brettern zusammengesetzt sind, so deuten unter No. 9. der Theilung, a b c d die vier Bretter, und sie binden dergestalt in einander, daß das erste Brett a seinen ersten Stoß in e erhält, sodann von e bis i und so fort geht; eben so erhält das Brett b seinen ersten Stoß in f, und geht von f bis k und so weiter; gleichfalls erhält das Brett c seinen ersten Stoß in g, und geht von g bis l und so weiter; endlich erhält das Brett d seinen ersten Stoß in h, und geht von h bis m und so weiter.

Dadurch ist der Verband ohne Schwäche und ununterbrochen sicher, und die im Bogenstücke angedeuteten eisernen und hölzernen Nägel, wovon jene umgeschlagen, diese aber zu beiden Seiten verkeilt werden, halten alle vier Bretter zu Einem Körper zusammen.

Die Hängeeisen werden, wie y zeigt, angebracht; das Stück von der Seite, z, ist der Bügel, der sowohl den obern als untern Bogen in seiner Stärke genau umfaßt, und durch selbigen gehen die Bolzen, die man nach Gefallen anziehen kann. Alles dies ergiebt sich von selbst, sobald man zur Ausführung schreitet, und man kann, auch mit nur geringer Erfahrung, diese Art des Verbandes und der Befestigung nicht verfehlen.

XIV. 2.

Verfassung des Stifts St. Blasien in Rücksicht auf die Verrichtungen seiner Geistlichen, und deren Erziehung.

Mitgetheilt aus dem Stifte St. Blasien.

St. Blasien erhielt gleich nach seinem Ursprunge einen großen Wachsthum, und breitete sich mit ungemeiner Behendigkeit, wie die aufsteigende Morgensonne, in ganz Deutschland aus. Die strenge Ordenszucht zog diesem Stifte in dem zehnten, eilften und zwölften Jahrhunderte besonders so viele Verehrer und Gutthäter zu, daß demselben mit einem großen Wetteifer Gründe und Güter, Gotteshäuser, Pfarreyen und Kirchen angetragen wurden, wo man theils neue Manns- und Jungfrauenklöster, Zellen und Regularörter gebauet, theils zerfallene wieder hergestellet hat. Hierher gehören: das Reichsgotteshaus Ochsenhausen in Schwaben, das Jungfrauenkloster zu Berau, die Zellen Wischlickofen in der Schweiz, Bürglen und Wittnau in der Mark-

grafschaft Baden, auch die Klöster Sitzenkirch und Guttnau eben daselbst, nebst vielen andern Propsteyen und Pfarreyen, die theils von St. Blasien neu errichtet, oder diesem Stifte zu besserer Bestellung des Gotteshauses sowohl, als zur Aufnahme der Seelsorge, einverleibet worden. Um nicht unnöthig auszuschweifen, verweise ich meinen Leser auf den ersten Theil des von dem St. Blasischen Fürsten und Abt Martin Gerbert ausgegebenen Werkes: Sylva nigra Colonia Ordinis S. Benedicti, worin er den Ursprung und Wachsthum St. Blasiens finden wird.

Diese Vermehrung und Ausbreitung erforderte eine große Anzahl von Religiosen, welche die Klöster besetzen, die Propsteyen und Güter des Gotteshauses verwalten, und auf den Pfarreyen die Seelsorge ausüben mußten. Die vielen Klöster, Zellen und Pfarreyen legten diesem Gotteshause demnach den Namen einer Kongregation bey, den dasselbe bis auf den heutigen Tag behauptet.

Die Unruhen in dem Reiche, die Kirchenspaltungen, verderbliche Kriege und andere unglückliche Zeiten, besonders auch die Glaubensänderung des sechszehnten Jahrhunderts, haben zwar diesem großen Körper Vieles entrissen; dessen ungeachtet hat sich diese Kongregation besonders mit den in diesem Jahrhunderte hinzugekommenen Wilhelmitenklöstern Oberried bey Freyburg, Mengen in Schwaben, und Sion in der Grafschaft Baden im Argau, wie auch mit seinen Propsteyen und Pfarreyen in dem Reiche, Oestreich und der Schweiz noch immer erhalten.

Ohne mein Erinnern siehet hieraus jedermann, daß zu Besetzung der Klöster, in welchen immer ein

Theil

Theil der Seelsorge ausgeübt wird, zu Verwaltung der Güter des Gotteshauses, und besonders zu Bestellung der zahlreichen Pfarreyen und Adjunkturen, der größte Theil der St. Blasischen Religiosen auser dem Schooße ihres Mutterstifts wohnen müsse.

Das Stift St. Blasien selbst bestehet demnach nur 1) aus jungen Leuten, die daselbst erzogen, unterrichtet, und zu ihrer künftigen wichtigen Bestimmung gebildet werden; 2) aus deren Lehrern in den verschiedenen wissenschaftlichen Gegenständen ihres Berufs; 3) aus Pfarrern, die die umliegenden Filialpfarreyen versehen; 4) aus jenen, die die zeitlichen Geschäfte des Stifts führen; 5) aus Kranken und Alten, die durch Arbeit und Jahre ermüdet, die verdiente Ruhe genießen, und sich zu jener Stunde vorbereiten, die uns alle vor den Richterstuhl Gottes führt; und endlich 6) aus Layenbrüdern, die die erforderlichen Handwerke treiben, und die Hausdienste verrichten. Alle übrigen wohnen außer dem Stifte, und bringen ihre meisten und besten Jahre mit den ihnen angewiesenen Verrichtungen zu.

Mit Recht und Wahrheit muß ich demnach das Stift St. Blasien ein Seminarium nennen, in welchem die geistlichen Zöglinge zu ihren Berufsgeschäften, zu der Seelsorge, in allen nothwendigen und nützlichen Wissenschaften gründlich unterrichtet werden. Ich muß dieses Stift ein Priesterhaus nennen, aus welchem die Pfarreyen und Kaplaneyen besetzt werden müssen. Endlich muß ich es ein Deficientenhaus nennen, in welchem die ausgearbeiteten, geschwächten und veralteten Seelsorger und Priester ihre Versorgung standesmäßig finden, und

ihre noch übrigen Lebenstage in Ruhe vollenden können.

Hier ist also Niemand müßig; keiner ist, der nicht seine angewiesene, gemeinnützige Beschäftigung hat: ungerechnet noch jene gelehrte Arbeiten, zu welchen jeder nach seiner Fähigkeit und Neigung von den vorsichtigen Obern angehalten wird, und die der Welt nicht unbekannt sind.

Dieses bisher Beygebrachte mehr zu bekräftigen, wollen wir noch die St. Blasische Erziehung und Unterrichtsart betrachten.

Ich muß hier zum Voraus anmerken, daß man in St. Blasien die ehemals allgemeine scholastische Lehrart schon vorlängst verlassen, und jene spitzfindige Streitfragen und unnütze Schulzänkereyen längstens ausgemustert habe. Die hohen Obern suchen aufgeklärte und gründliche Lehrer aus. Man schaft die besten Bücher an, und man bedient sich in den verschiedenen Klassen jener in den kaiserl. königl. Normalien vorgeschriebenen Lehrart und Autoren.

Ferner glaube ich nicht, daß mir jemand widersprechen wird, wenn ich behaupte, daß die Noviziatzeit eigentlich nicht dem Wissenschaftlichen gewidmet seyn müsse. Der Noviz, der sich einem ewigen, unauflöslichen Stande ergeben will, muß zuvor dessen Eigenschaften, dessen Geist, Pflichten, Verrichtungen und Beschwerden gründlich einsehen; er muß seine eigenen Leibes- und Seelenkräfte, seine Fähigkeit und Gaben, seine Neigungen und Leidenschaften streng prüfen, und genau beobachten, ob dieselben mit den Pflichten des Standes in einigem Verhältnisse stehen oder nicht, und er hiemit stark genug sey, die Bürde standhaft bis an sein Ende zu tragen, damit er nicht sein Ziel verfeh-

fehle, und sich einem falschen Berufe ergebe, der ihn für immer unglücklich machen würde.

Zu diesem wichtigen Bedenken ist die Noviziatzeit gewidmet, und wenn der Noviz nach der Erhabenheit des Gegenstandes diese Zeit gut verwenden will, bleibet von selbst sehr wenig übrig, um auf andere Dinge zu denken. Indeß werden auch diese wenigen erübrigten Augenblicke benutzet. Der Noviz muß sich zuweilen in der geistlichen Beredsamkeit üben, und seine Probestücke öfter vor der ganzen Versammlnng ablegen.

Nach geendigtem Noviziate wird der Jüngling zu den höhern Wissenschaften geführt. Es wird ihm die Philosophie mit allen ihren Nebenzweigen, die Mathematik, die allgemeine und Experimentalphysik, die Naturgeschichte, die Diplomatik, Münzkunde und andere Kenntnisse beygebracht. In allen diesen Wissenschaften werden die Jünglinge praktisch unterrichtet. Es sind zu diesem Ende alle Hülfsmittel mit vielen Kosten herbeygeschaft worden. Eine ausgesuchte Bibliothek, eine rare und zahlreiche Sammlung von alten und neuen Münzen, ein Instrumenten- und Maschinen-Vorrath, eine nicht kleine Naturaliensammlung aus allen Reichen der Natur. Selbst ein Anfang einer Sammlung von Kupferstichen ist veranstaltet worden, um nichts mangeln zu lassen, was einer praktischen Unterweisung vortheilhaft seyn kann.

Zu der Theologie werden die Jünglinge durch die Erlernung der orientalischen nebst der französischen und italiänischen Sprache, durch die Kirchen- Staats- und Litterargeschichte, durch das Studium der Heil. Schrift und der Kirchenversammlungen

vorbereitet, und dann in das Heiligthum der Gotteswissenschaft eingeführet. Man fordert strenge Rechenschaft ihres Fleißes und Fortgangs, wovon sie bey den wiederholten scharfen Prüfungen vor der ganzen Versammlung die Proben machen müssen.

Die Lehrer haben den gemessenen Auftrag, die Gemüther, die Fähigkeiten, die Neigungen, das Genie ihrer Schüler genau zu erforschen, und je nachdem sich die Neigungen sammt dem Verhältnisse der Fähigkeiten nach und nach entwickeln, werden dieselben genährt, unterhalten und geleitet.

Durch dieses wird jener Vortheil erzielet, daß jeder dieser jungen Religiosen, nebst seinen Hauptberufsgeschäften, eine ihm angenehme Wissenschaft zu bearbeiten auswählet, die ihn in seinem Leben immer beschäftigen und gemeinnützig machen wird.

Alle Stunden sind ausgemessen, welche die Obern, je nach der Erforderniß, mit der Chorfreyheit vermehren. Hiedurch wird der Jüngling von dem schädlichen Müßiggange abgehalten und bey Zeiten zur Arbeit angewöhnt. Mit dem Fleiße wachsen die Kenntnisse, und je mehr diese zunehmen, desto heftiger wird die Begierde, neue zu erlangen und zu vervollkommnen. Ein ehrbares und tugendhaftes Gemüth fühlt das Angenehme der Arbeit, und wird seine Lebenstage derselben widmen.

Die vielfältigen Uebungen und Prüfungen werden nicht nur unter den Augen der hohen Obern, sondern in Gegenwart der Versammlung der Priester vorgenommen. Hieraus entstehet der doppelte Nutzen, daß die jüngern zu fernerem Fortgange angefeuert werden; die älteren aber ihre Kenntnisse er-

erneuern, und von Tage zu Tage neue erlangen. Dies diem docet.

Diese Verfassung ist demnach eine immerwährende Schule zu nennen, in welcher die Vergessenheit entfernt, Junge und Alte immer mehr unterrichtet und aufgeklärt werden.

Allein das große Augenmerk muß immer auf den wichtigen Beruf zu dem Hirtenamte gerichtet seyn, zu welchem alle Blasianer einmal bestimmt sind, und in dessen Ausübung die mehresten ihrer Lebenstage verstreichen. Die Lehrer richten ihre besondere Aufmerksamkeit dahin, ihnen die Wichtigkeit ihres Berufs, dessen Weitschichtigkeit und schwere Pflichten deutlich beyzubringen und tief einzuprägen. Man sucht hiedurch in ihnen jene den Seelsorgern eigenen Tugenden, als die Sanftmuth, Bescheidenheit, sammt der wahren Großmuth und Standhaftigkeit, hervorzubringen.

Sie werden in der Pastoraltheologie und deren Verrichtungen sorgfältig unterrichtet und geprüfet. In der geistlichen Beredsamkeit werden sie von den ersten Jahren an ununterbrochen geübt. Nicht nur in ihren Lehrsälen, sondern auch in der Versammlung der Priester müssen sie lateinische und deutsche Kanzelreden halten. Werden sie von dem Bischofe zu Diakonen eingeweiht, so müssen sie an den gebotenen Feyertagen dem Pfarrvolke öffentlich das Wort Gottes vortragen. Ihre Reden müssen zuvor den Obern schriftlich zur Prüfung übergeben werden, gleichwie überhaupt alle St. Blasische angestellte Pfarrer und Seelsorger gehalten sind, jährlich den Plan, die Zergliede-

rung und die Skizzen ihrer Kanzelreden an das Dekanat in St. Blasien einzuschicken.

Nicht minder werden sie in der neuesten Katechisirart nach der Weise des Abts Felbiger unterwiesen und geprüfet. Sie haben Gelegenheit, alle Sonn- und Feyertage der öffentlichen Kinder- und Christenlehre beyzuwohnen, um sich mit der Anwendung der Grundregeln dieses Hauptstücks eines Volkslehrers bekannt zu machen.

Eben so werden sie mit den östreichischen Normal- und St. Blasischen eigenen Schulanstalten bekannt gemacht. Dieses ist ein Gegenstand, auf den die St. Blasischen Obern besonders dringen, wohl wissend, daß in den Schulen die Hoffnung der Eltern, die Erwartung der Kirche, das Glück der Staaten aufwächst.

In den gewöhnlichen moralischen Pastoralunterredungen, denen sie beywohnen und öfter darin selbst antworten müssen, lernen sie die Grundsätze der christlichen Moral und den Geist des Evangeliums mit Vernunft und Bescheidenheit anwenden, die verborgenen Seelenwunden behutsam entdecken, und über den Zustand des Büßers ein richtiges Urtheil fällen, den Geist der Buße mit Liebe in das Herz des Sünders einflößen, endlich seiner Krankheit und seinen Wunden passende und heilsame Hülfsmittel vorschreiben.

In solcher gründlichen und praktischen Unterweisungsart verstreichen die Lehrjahre, und wenn sie in allen diesen Gegenständen wohl unterrichtet befunden sind, werden sie endlich zu dem Priesterthume zugelassen.

Man muß nicht glauben, daß die jungen Geistlichen mit Erhebung zu dem Priesterthume auch zu-

gleich

gleich in alle seelsorgliche Pflichten eingelassen werden. Dieses geschieht nur stufenweise, und wie sich in den praktischen Prüfungen die Fähigkeiten entwickeln. Einem neugeweihten Priester wird außer dem Meßlesen, Predigen und Taufen, keine seelsorgliche Verrichtung zugelassen. In den moralischen Pastoralunterredungen sind sie nun der Gegenstand und die Respondenten. Sie sollen von dem gegenwärtigen Pfarrer die Art und Weise zu katechisiren, den Kranken und Sterbenden beyzuspringen, und andere in die Seelsorge einschlagende Verrichtung neuerdings einholen, und erst alsdann werden sie von den Obern zu dem Beichtstuhle angewendet. Sie werden hin und wieder zur Hülfe der Kranken und Sterbenden ausgeschickt. Auch geschieht es, daß dieselben auf die exkurrenten Filialpfarreyen, wenn der ordentliche Pfarrer nicht zugegen seyn kann, zu Abhaltung des ordentlichen Gottesdienstes, zum Katechisiren und Predigen abgeschickt werden.

Wenn sie ein, zwey, drey oder mehrere Jahre in Abwechselung dieser pfarrlichen Verrichtungen zugebracht und sich darin einige Fertigkeit verschafft haben, wird ihnen eine Exkurrent-Pfarrey anvertraut, welche sie mit Beyhülfe eines andern Mitbruders monatlich abwechselnd unter den Augen der Obern bedienen. In dieser Schule lernen sie alle Beschwerlichkeiten überwinden, zu allem Ungemache gleichgültig seyn, und weil sie immer unter den Augen der Obern herumwandeln, ihren Pflichten getreu verbleiben.

Nachdem sie wieder etliche Jahre in diesen Verrichtungen zugebracht, werden sie in das Superiorat Todtmoos, oder in eines der untergebenen Klöster verschickt, in welchem sie theils die damit verknüpf-

knüpften Pfarreyen, oder doch einen großen Theil der seelsorglichen Verrichtungen abermals unter der Aufsicht ihrer vorgesetzen Obern, und mit Beyhülfe ihrer Mitbrüder zu verrichten haben. Weil in diesen Orten sowohl die pfarrlichen Verrichtungen weitschichtiger, als besonders der Beichtstuhl stärker ist, werden auch ihre Kenntnisse erweitert, und ihre Vernunft durch die Anwendung der erlernten Grundsätze geschärft.

Endlich werden sie einzelnen ausgesetzten *) Landpfarrern zugetheilt, welchen sie in ihren pfarrlichen Arbeiten beyspringen, und unter der Anleitung des Pfarrers, der darüber den Obern Rechenschaft zu geben hat, eine besondere Filialkirche mit der ganzen Seelsorge bedienen sollen. In diesen Orten lernen sie die ganze Seelsorge in allen ihren Nebenzweigen kennen, sie unterziehen sich allen Verrichtungen; sie lernen die Menschen und deren Zustand, das Land uud die Oekonomie kennen, und werden demnach nach langer und stufenweise steigender Erfahrung fähig, einer eigenen Pfarrey vorzustehen.

Diese letzte Schule durchwandern sie viele Jahre, und alle St. Blasische Priester (nur einen ausserordentlichen Fall nehme ich aus) werden über 40 Jahre alt, bevor sie von den Obern zu einer besondern Seelsorge angestellt werden.

Aus diesem, was bisher gemeldet worden, lasse ich jeden selbst urtheilen, ob nach dem heutigen Verlangen der Welt St. Blasien zweckmäßiger eingerichtet, ob die Erziehung der geistlichen Jugend besser veranstaltet, ob die Unterweisung der jungen Seelsorger vorsichtiger verfüget, ob endlich in andern Erziehungshäusern eine solche Verfassung eingeführt werden könne?

XIV. 3.

*) Man nennt im Stifte die im Lande für beständig angestellten Kapitularen, exponirte, oder ausgesetzte. M.

XIV. 3.

Tabelle der Lehrstunden im Stifte

St. Blasien.

I.
Grammatica prima.

Tage.		Wissenschaften.	Bücher
V. Sonnt.		Christenthum.	Oesche Kat. bis fol. 39.
N. Sonnt.		Schönschreibekust.	Vorschrift.
V.	Mont.	Latein. Sprache.	Comp. gram. march.
	Mitt.	— —	— — —
	Freyt.	— —	— — —
N.	Mont.	Syntact. Uebung.	Muzel. großer Trichter
	Mitt.	Wie am Mont.	— — —
	Freyt.	— — —	— — —
V.	Dien.	Mündl. Uebersetz.	Muz. clavis vestib.
	Donn.	Rechenkunst.	Klem von 1 bis 24.
N.	Dien.	Erdbeschreibung.	Historiae opusc. V.
	Donn.	— —	— — —
V. Samst.		Wochenlektion.	
N. Samst.		Religionsunterr.	
Tischlek- tion.		Ein colloquium auf das vorgele- sene Deutsche La- tein gesprochen.	Muz. clavis vestib.

II.
Grammatica secunda.

Wissenschaften.	Bücher.
Oesche Katechismus.	Von Fol. 66 bis zu Ende.
Schönschreibekunst.	Vorschrift.
Lateinische Sprache.	Comp. gram. march.
Mündliche Uebersetzung.	Cornelius Nepos.
— —	— —
Uebersetzung ins Latein.	Scripta ad imit. Cornel.
Deutsche Briefe übersetzt.	Scripta, vel Cic. epist.
Wie am Montage.	Scripta ad imit. Cornel.
Deutsche Sprachkunst.	Brauns Anleitung.
Klem, von 24 bis 48.	Rechenkunst, Klem.
Landkarte des R. Reichs.	Opusc. V. von d. Kreisen.
	— — — —
Wochenlektion.	
Religionsunterricht.	
Auf vorgelesenes Latein, ein anderes gutes Latein gesprochen.	CorneliusNepos, cum phrasibus Synon. Muzelii.

III.
Grammatica tertia.

Tage.	Wissenschaften.	Bücher.
V. Sonnt.	Bibl. Geschichte.	Saci v. 305 bis 515.
N. Sonnt.	Zeichnungskunst.	Boch.
V. Mont.	Synt. orn. et var.	Rieffel.
V. Mitt.	De arte metr.	Instit. styli ligati.
V. Freyt.	Mündl. Uebersetz.	Q. Curtius.
N. Mont.	Uebers. ins Latein.	Script. adimit. Curt.
N. Mitt.	Deut. u. lat. Brfe.	Scripta.
N. Freyt.	Wie am Montage.	Script. adimit. Curt.
V. Dien.	Inst. styli hist.	Desing.
V. Donn.	Mathesis.	Klemm, von 49 bis 68.
N. Dien.	Hist. Erdbeschreib.	Osterwald, v. 63 - 166.
N. Donn.	— —	
V. Samst.	Wochenlektion.	
N. Samst.	Religionsunterr.	
Tischlek- tion.	Römische Gesch.	Rasch, bis zum 2ten Theile.

Auch werden die Schüler in der Musik tägl. zwey Stunden, vom 1. May aber eine St. unterrichtet.

IV.
Rhetorica prima.

Wissenschaften:	Bücher.
Christenthum.	Bougeant b. z. 2ten Theil.
Zeichnungskunst.	Boch.
de Fab. epist. et chria.	Instit. styli lat. *Manh.*
Mündliche Uebersetzung.	Julius Caesar.
Wie am Montage.	Wie am Montage.
Deut. und latein. Reden.	Scripta.
— — Briefe.	—
Wie am Montage.	—
Mündliche Uebersetzung.	Ovidius.
Mathesis.	Klemm, von 68 bis 96.
Histor. Erdbeschreibung.	Osterwald v. 246 bis 306.
— —	— — —
Wochenlektion.	
Religionsunterricht.	
Göttergeschichte.	Hager, bis 426.

V.
Rhetorica secunda.

Tage.		Wissenschaften.	Bücher.
V. Sonnt.		Christenthum.	Boug. v. 344 bis 549.
N. Sonnt.		Zeichnungskunst.	Boch.
V.	Mont.	Eloquent. latin.	Instit. orat. Manh.
	Mitt.	— —	— — —
	Freyt.	— —	— — —
N.	Mont.	Lateinische Reden.	Scripta.
	Mitt.	Deut. u. lat. Brfe.	—
	Freyt.	Wie am Montage.	—
V.	Dien.	Analysis orat.	Ciceronis oration.
	Donn.	Matheſis.	Klemm, v. 97 bis 168.
N.	Dien.	Hiſtor. Erdbeſchr.	Oſterw. v. 456 b. z. Ende
	Donn.	— —	— — —
V. Samſt.		Wochenlektion.	
N. Samſt.		Religionsunterr.	
Tiſchlekt.		Univerſalhiſtorie.	Deſing von Jann.

Alle Feyerabende üben ſich die Schüler der zwey letzten Klaſſen in redneriſcher Aktion, indem ſie wechſelsweiſe eine kurze Sittenrede, an ihre Mitſchüler gerichtet, halten.

I.
Grammatica prima.

Wissenschaften.	Bücher.
Christenthum.	Oesche Kat. von 39 bis 66.
Schönschreibekunst.	Vorschrift.
Latein. Sprache.	Comp. gram. march.
— —	Renners Grundregel.
Mündl. Uebersetzung.	Cornelius Nepos.
Syntact. Uebung.	Muzel. großer Trichter
Wie am Montage.	— — —
— — —	Scripta.
Mündl. Uebersetzung.	Cornelius Nepos.
Wappenkunst.	Gatterer.
Mündl. Uebersetzung.	Cornelius Nepos.
Wappenkunst.	Gatterer.
Wochenlektion.	
Religionsunterricht.	
Ein colloquium auf das vorgelesene Deutsche Latein gesprochen.	Muz. clavis vestib.

II.
Grammatica secunda.

Tage.	Wissenschaften.	Bücher
B. Sonnt.	Bibl. Geschichte.	Saci von 1 bis 305.
R. Sonnt.	Schönschreibeknst.	Vorschrift.
B. Mont.	Mündl. Uebersetz.	Cornelius Nepos.
B. Mitt.	Deut. Sprachknst.	Brauns Anleitung.
B. Freyt.	Mündl. Uebersetz.	Cornelius Nepos.
R. Mont.	Uebers. ins Latein.	Script. ad imit. Corn.
R. Mitt.	Uebers. ins Deut.	Ciceronis epistolae.
R. Freyt.	Wie am Mont.	Script. ad imit. Corn.
B. Dien.	Algebra.	Lori oder Spengler.
B. Donn.	Hist. Erdbeschr.	Osterwald bis 63.
R. Dien.	— —	— — —
R. Donn.	Algebra.	Lori oder Spengler.
B. Samst.	Wochenlektion.	
R. Samst.	Religionsunterr.	
Tischlek-tion.	Auf vorgelesenes Latein, ein anderes gutes Latein gesprochen.	Cornel. Nepos, cum phrasibus Synon. Muzelii.

III.
Grammatica tertia.

Wissenschaften.	Bücher.
Biblische Geschichte.	Saci v. 515. bis zu Ende.
Zeichnungskunst.	Voch.
Mündl. Uebersetzung.	Q. Curtius.
Deutsche Dichtkunst.	Brauns Anleitung.
Mündl. Uebersetzung.	Q. Curtius.
Uebers. ins Lateinische.	Script. ad imit. Curt.
Deut. und lat. Briefe.	Scripta.
Wie am Montage.	Script. ad imit. Curt.
Histor. Erdbeschreibung.	Osterwald, v. 166-246.
— —	— — — —
Mündl. Uebersetzung.	Ovid oder Virgil.
— — —	— —
Wochenlektion. Religionsunterricht.	
Römische Geschichte.	Rasch, vom 2ten Theile bis zu Ende.

IV.
Rhetorica prima.

Tage.		Wissenschaften.	Bücher.
V. Sonnt.		Christenthum.	Boug. v. 200 bis 344.
N. Sonnt.		Zeichnungskunst.	Boch.
V.	Mont.	Mündl. Uebersetz.	Julius Caesar.
	Mitt.	Histor. Erdbeschr.	Osterw. v. 306 bis 387.
	Freyt.	— —	— — —
N.	Mont.	Deut. u. lat. Red.	Scripta.
	Mitt.	Deut. u. lat. Brfe.	—
	Freyt.	Wie am Montage.	—
V.	Dien.	Griech. Sprache.	
	Donn.	Münzwissenschaft.	Jobert.
N.	Dien.	Histor. Erdbeschr.	Osterw. v. 166 bis 246.
	Donn.	— —	— — —
V. Samst.		Wochenlektion.	
N. Samst.		Religionsunterr.	
Tischlek-tion.		Göttergeschichte.	Hager, von 426 bis zu Ende.

V.

Rhetorica secunda.

Wissenschaften.	Bücher.
Christenthum.	Boug. v. 549 bis zu Ende.
Zeichnungskunst.	Voch.
Logik.	Baumeister.
Geometrie.	Voch.
Logik.	Baumeister.
Deut. und latein. Reden.	Scripta.
Deut. und latein. Briefe.	—
Wie am Montage.	—
Griechische Sprache.	
Münzwissenschaft.	Jobert.
Naturalienlehre.	
— —	
Wochenlektion.	
Religionsunterricht.	
Universalhistorie.	Desing von Jann.

Die letzten sechs Wochen werden die Schüler auch in gehöriger Leibesstellung, höflichen Begrüßungen, Tanzen und Theatral-Aktion unterrichtet.

Berichtigungen und Zusätze zum ersten bis zwölften Bande.

Zum ersten Bande.

I. S. 52. Schütte Oryctographia Jenensis, edidit C. V. Merkel, Editio altera 8 Jenae 1761, gehört zu den daselbst angeführten Büchern.

I. S. 78. In Coburg waren im Kirchenjahre 1787

	Geboren, Söh.	Töch.	Ges.	Ehen
1) In der herzogl. Hofkirche . .	13	8	21	18	12
2) In der Stadtkirche	66	76	142	168	35
	79	84	163	186	47
Die Gebornen und Verehlichten auf der Feste Koburg habe ich nicht erhalten. (S. S. 79.)					
In den übrigen Städten und Dörfern des Herzogthums . . .	368	327	695	462	193
	447	411	858	648	240

I. S. 95. Im Jahre 1795 starb der daselbst erwähnte Mechaniker Wetzel. Er hat auch das Verdienst, daß er den Betrug, den ein gewisser Müller mit einer scheinbar sprechenden Puppe vornahm, entdeckte. Auch hatte er auf die vorgebliche Sprachmaschine des Hrn. von Kempele sein Augenmerk gerichtet, und wollte deren wahre Beschaffenheit dadurch zeigen, daß er sie nachmachte.

I. S. 268. Vor einigen Jahren that sich in Nürnberg eine sehr lobenswürdige Gesellschaft zur Be-

Beförderung der Industrie zusammen. Ich kenne sie nur aus einer im J. 1793 gedruckten Aufforderung an Nürnbergs edle Menschenfreunde, worin mit dem Geständnisse, daß sie nicht Kräfte genug habe, ihren gemeinnützigen Zweck auszuführen, den Wunsch äußert, daß in Nürnberg 1000 Personen sich finden möchten, welche dazu wöchentlich 3 Kreuzer beytragen wollten. Ich hoffe doch, daß dieser billige Wunsch erfüllt worden ist. So sehr auch Nürnberg in Abnahme gekommen ist; so werden ja daselbst 2600 Gulden zu einem so äußerst patriotischen Zwecke zusammenzubringen seyn! Eben diese Gesellschaft wollte auch im Jahre 1792 Vorschläge thun, der so schädlichen Gassenbetteley zu steuren und die Armen-Verpflegung besser einrichten. Ich wünschte, daß nähere Nachricht von dieser wohlthätigen Gesellschaft, und von dem Fortgange ihrer Bemühungen irgendwo öffentlich bekannt gemacht würde. Es thut dem Menschen wohl, zu bemerken, daß in einer Reichsstadt, wo durch Unglücksfälle und Sorglosigkeit der Regierung die Finanzen in den schrecklichsten Verfall gerathen, die Auflagen unverhältnißmäßig erhöhet, und die Nahrung gesunken ist, der Gemeingeist bey Privatpersonen erwacht, und sich zu einem so patriotischen Zwecke vereinigt, der nicht auf Zerstörung, sondern auf Erhaltung gehet.

I. S. 305. Hr. Pastor Strobel starb im J. 1795. Dessen vortreffliche und in ihrer Art einzige Sammlung von Melanchthons und allen Melanchthon betreffenden Schriften, ist nach seinem Tode der nürnbergischen Stadtbibliothek einverleibt worden, gegen eine Pension, welche die Wittwe erhält.

I. Bd. Beylagen, S. 7. In der seltenen spanischen Uebersetzung des Vitruv (Architectura di M. Vitruvio. En Madrid, 1787) steht dieß XIVte Kapitel des Xten Buches S. 252 bis 254. — Die Uebersetzung ist sehr genau und deutlich, kömmt aber mit der im In Bande gelieferten Verdeutschung in der Hauptsache vollkommen überein. Bey den streitigen Zahlen (man s. dort S. 5) macht der gelehrte Spanier folgende Anmerkung:

«Man kann jede andere Dimension des «Rades annehmen, wenn man nur die übrigen «Berechnungen und Verhältnisse beobachtet. Alle «Handschriften, welche ich gesehen habe, so wie auch «die Handschrift des Eskurials und der Codex «Sulpicianus, lesen hier: *pedum quaternum «et sextantis.* Perrault verbesserte den Text, «indem er dieß: *et sextantis* ausließ; welches «auch in der That irrig scheint, da Vitruv gleich «darauf sagt, daß die völlige Umdrehung des Ra«des 12 und einen halben Fuß gebe, wie wir in «allen Handschriften und Ausgaben lesen *), bloß «die Philandrische ausgenommen. Galiani (in sei«ner italiänischen Uebersetzung des Vitruv nehmlich) «folget jener Verbesserung von Perrault, und das «nehmliche thue auch ich, indem ich das Wort sex«tantis auslasse.»

Ganz am Ende des Kapitels setzt er die Anmerkung hinzu: «Heut zu Tage werden diese Ma«schinen zum Messen des Weges, oder Hodometer «(odómetros) so bequem gemacht, daß man sie «in der Tasche tragen kann.»

Zum

*) Die bey der deutschen Uebersetzung im ersten Bande gebrauchte Edition von Joh. de Laet, Amsterd. 1649, liest (aber freylich unrichtig, wie auch dort bemerkt ist,) nur „zwölf Fuß."

Zum zweyten Bande.

II. S. 339. Durch die Gewogenheit eines einsichtsvollen Lesers meiner RB. erhielt ich folgende Nachrichten von Altorf.

In der Stadt und Pfarrey Altorf wurden

im Jahre	getauft,	getraut,	begraben
1724	125	22	99
1725	117	21	118
1726	109	23	109
1727	107	42	121
1728	111	23	96
1729	110	24	100
1730	86	26	85
1731	112	26	106
1732	100	34	118
1733	121	45	123
1734	124	18	90
1735	108	32	96
1736	150	37	110
1737	116	37	124
1738	134	43	93
1739	125	31	114
1740	132	29	180
1741	114	21	142
	2101	534	2024

Diese Liste ist mit der größten Sorgfalt auf meine Bitte aus den Kirchenbüchern gezogen worden. Die Anzahl der Gebornen aber würde noch größer seyn, wenn nicht folgender Umstand, den selbst Hr. Professor Will nicht bemerkte, immer verursachte, daß weniger Geborne in den Kirchenbüchern

in

in Altorf eingezeichnet werden, als, um das gehörige Verhältniß zwischen der Zahl der Verstorbenen herauszubringen, geschehen sollte. Ein Dorf, Allenthan, das seinen eigenen Pfarrer hat, muß alle seine Todten in Altorf begraben lassen, ungeachtet seine Gebornen von dem eigenen Pfarrer getauft werden. Und daher kommen zwar die Gestorbenen dieses Dorfs in das altorfische Kirchenbuch aber nicht die Gebornen. Eben dieser Fall findet auch in Ansehung der Getrauten statt, weil die Kopulationsgebühren auch mit zum Eigenthum des allenthaner Pfarrers gehören *). Von 1741 bis 1750 sind die Kirchenbücher nicht in der Ordnung, um nur einen einigermaßen vernünftigen Kalkul daraus ziehen zu können. Von 1750 bis jetzt werden zwar alle Jahre die Listen gedruckt, und Hr. Prof. Will besitzt solche alle, so daß ich davon Abschriften übersenden könnte. Weil aber derselbe das genaueste Resultat daraus bis auf das Jahr 1784 gezogen hat, so will ich dasselbe hier mit seinen eigenen Worten mittheilen:

„Es werden bey uns in der Stadt und auf dem Lande immer mehr Menschen geboren, als sterben. Nach den ersten 25 Jahreslisten kamen im Durchschnitte von 10 Jahren jährlich ungefähr 140 Menschen auf die Welt, und 130 traten nur ab, daß also in 10 Jahren 100 Menschen mehr geboren wurden, als starben. Die Gleichheit, welche die Natur hier hält, ist fast bewundernswürdig. Die

Zahl

*) Billig sollte man zu mehrerer Genauigkeit die Gebornen und Getrauten von Allenthan seit mehreren Jahren ausziehen, und die nach Altorf hinein Begrabenen würden sich auch ausmitteln lassen. N.

Zahl der Gebornen ist in den beiden ersten 10 Jahren bis auf 10 Personen gleich, und die Zahl der Gestorbenen ist vollkommen gleich: nämlich in den beiden Decennien, dem 1750ger und 1760ger, sind jedesmal 1304 Menschen gestorben. In den beiden harten Jahren, 1771 und 72, in welchen Theurung, Noth und Seuchen auch Altorf heimsuchten, ist eine empfindliche Ausnahme von der Regel gewesen, und eine beträchtliche Menge Menschen mehr gestorben als geboren. Es sind auch 1771 so wenige Heurathen vollzogen worden, als noch niemals; und selbst der unehrbaren Paare, deren Zahl sich sonst auf 12 bis 13 Paare beläuft, war nur Ein Paar. In den zwey folgenden Jahren 1773 und 74 hat sich Altorf wieder sehr erholt, daß die Anzahl der Gebornen die Zahl der Gestorbenen um 48 übertraf; und im Jahre 1774 stieg die Anzahl der Getrauten so hoch, als sie in den verhergehenden 24 Jahren nicht gestiegen war, nämlich auf 46 Paar.»

«Aus diesen Kirchenlisten aber kann man freylich der Stadt Altorf Bevölkerung nicht wohl, genau gar nicht, bestimmen, weil sie sich über Stadt und Land zugleich erstrecket. Vom Lande allein sind 41 Orte, worunter zwar auch kleine Mühlen und einzelne Höfe sind, nach Altorf eingepfarrt, und von Burgthan werden brandenburgische Unterthanen nach Altorf begraben, so wie ihre Kinder in Altorf getaufet. Ich kann jedoch die Volksmenge auf eine andere Art angeben. Es sind in Altorf

1) Haus-

1)	Haussässige bürgerliche Familien . .	187
2)	Bürgerliche Beständniß *)-Familien . .	64
3)	Schutzverwandte	84
4)	Beamte u. Bediente, die nicht verbürgert sind	15
		350

Jede derselben nach dem gemeinen politischen Kalkul zu 5 Seelen gerechnet, beträgt 1750 Seelen, wir wollen aber nur die runde Zahl nehmen . . . . . 1700.

An Winkelleuten, Wittwen, ledigen, für sich lebenden, und armen unsteuerbaren Personen sind wenigstens 100

und also in allem Menschen in der Stadt . 1800

«Darunter ist auch die Vorstadt im engern Verstande begriffen. Es hat sich jemand die Mühe gegeben und nachgezählet, und diese Rechnung so genau und richtig befunden, daß der Unterschied nur 3 Menschen ausmachte, die noch über die 1800 herauskamen.»

«Nun ist noch die Universität dazu zu rechnen; der Studenten sind von 90 bis 130 (höher ist ihre Anzahl in den letzten 40 Jahren nicht gestiegen). Mit ihnen machen die zur Universität gehörigen Personen viel über 200 Menschen aus, so viel Hr. Nicolai im IIten Bande seiner Reisen nur angenommen hat **). Ich habe sie gezählet, und wenn 100 Studenten gerechnet werden, 274 Personen

*) Soll bedeuten, die zur Miethe wohnen. In Oberdeutschland heißt in Bestand wohnen, so viel als miethen. Der Miether heißt der Beständner. N.

**) Ich habe 270 angenommen; (S. den IIten Bd. S. 339.) also eben so viel als hier angegeben wird. N.

sonen in allem herausgebracht. In manchem Jahre sind etliche mehr, in manchem etliche weniger.»

«Es ergiebt sich also die ganze Volksmenge der Stadt ganz sicher auf 2074 Menschen, und Hr. Nicolai hat sich sehr stark geirret, wenn er nicht die Hälfte, nicht einmal 900 Menschen gefunden hat *).»

«Die eingepfarrte Landschaft ist noch etwas volkreicher, und ich schätze sie nach allerhand Rechnungen und Ueberschlägen, die ich habe, auf 2500 Seelen. Der Taufen und Leichen sind immer mehr vom Lande als von der Stadt. Meine Annahme bestätiget auch die Anzahl der hiesigen Kommunikanten. Derselben sind im Durchschnitte jährlich 4500 von Stadt und Land. Wenn man nun setzt, daß nicht alle Personen und Haushalter jährlich zweymal, sondern viele nur einmal, einige gar nicht, wenigstens nicht jährlich kommuniciren, und die Kinder unter 13 Jahren nicht kommuniciren können, daß auch einige das Abendmahl hier gar nicht nehmen, sondern zu Allenthan; so ist die Zahl der Kommunikanten sehr wahrscheinlich der Zahl der Menschen in der Stadt und auf dem Lande gleich **), und diese betragen also ungefähr 4500, und dieß ist

*) Es ist mir unbegreiflich, wie Herr Will selbst so stark hat irren können; denn a. a. O. gebe ich die Bevölkerung ungefähr auf 2000 an. N.

*) Dieß läßt sich wohl nicht behaupten; denn mehrere werden vielleicht auch dreymal und viermal kommuniciren. Solche willkürliche Annahmen verleiten zu den größten Fehlschlüssen. Im J. 1784 waren in Altorf 4130, und im J. 1793, 3592 Kommunikanten, und es sind doch nur etwa 2000 Einwohner. Daß auf dem Lande weniger kommuniciren sollten, ist gar nicht wahrscheinlich. N.

ist keine geringe Bevölkerung. Ich habe noch die letzten 9 Jahre, von 1775 bis 1783, durchgerechnet, und gefunden, daß im Durchschnitte der Gebornen in der Stadt und auf dem Lande jährlich 156, und der Gestorbenen höchstens 126 sind. In der Stadt stirbt jährlich ungefähr der 34ste bis 35ste, auf dem Lande erst der 37ste bis 38ste Mensch *).»

In Altorf waren

	geboren					
im Jahre	ehl. Söh.	Töch.	Unehl.	Sma.	gestorb.	Ehen
1784	75	63	12	150	121	32
1793	85	76	18	179	135	25

Zum dritten Bande.

III. 25. Folgende Berichtigung einer irrigen Rechnung in meiner RB. ist mir von einem einsichtsvollen Manne mitgetheilt worden:

«In Hrn. Nicolai Reisebeschreibung findet sich im IIIten Bande S. 250 eine Unrichtigkeit in Ansehung der östreichischen Getreidemetze, die um so auffallender ist, da Hr. Magister Lüdicke in Meißen nach selbiger den kubischen Inhalt im VIten Bde. in den Beyl. S. XXXIII. berechnet hat. Nach der Vten Auflage des Nelkenbrecherschen Taschenbuchs, woraus die Nachricht genommen zu seyn scheint, vergleichen sich eigentlich

451 wiener Metzen mit 612 berliner Scheffeln;

mithin ist die Wiener Metze offenbar größer, und

zu

*) Woraus kann man dieses bestimmen, wenn man die wahre Anzahl nicht sicher weiß? N.

zu 3537 franz. Kubikzoll, der berliner Scheffel aber nur 2604 franz. Kubikzoll, nach Krusen, damals bestimmt worden. Die Unrichtigkeit verursachet also ein bloßer Mißgriff in den Zahlen der Vergleichung, daß man nämlich die östreich. Metze als einen Theil des berliner Scheffels zu $\frac{451}{612}$, statt $\frac{612}{451}$ angenommen, da eigentlich gedachte Metze nach damaliger Angabe $1\frac{161}{451}$ berliner Scheffel betragen sollte.»

«Da gegenwärtig bekannt ist, daß die östreich. Metze ein Cylinder ist, der 14 franz. Zoll 11 Linien im Durchmesser, und inwendig 20 franz. Zoll 3 Linien Höhe hat; so kann man seinen Inhalt allerdings noch zu 3537 franz. Kubikzoll annehmen, und da der berliner Scheffel 3039½ rheinländische, und circa 2741½ franz. Kubikzoll enthält; so kann man den Unterschied auf 29 Procent setzen, und die Vergleichung also zu 100 östreich. Metzen für 129 berliner Scheffel circa annehmen.»

«Ferner soll der wiener Eymer, nach dem VIten Bd. S. XXXIII, 58 berl. Quart halten. Wenn aber der östreich. Achtring, nach Krusen, 43 franz. Linien im Durchmesser weit, und 89 franz. Linien hoch ist, folglich 74. 7. franz. Kubikzoll Inhalt hat, so hat der Eymer, auf welchen 40 Achtring gehen, 2988 franz. Kubikzoll, und enthält nur 51½ berl. Quart circa, das Quart zu 58 franz. Kubikzollen Inhalt gerechnet.»

III. S. 181. (desgleichen Zusätze zum IVten Bande S. LXIV, zum Vten Bande S. XXVI, zum VIIIten Bde. S. XXVII.) Im IIIten Bde. a. a. O. hatte ich aus den besten damals vorhandenen Schriften die Anzahl der Einwohner Wiens wahrscheinlich herauszubringen gesucht. Ein einge-

borner östreichischer Schriftsteller gab im J. 1781 die Einwohner von Wien nur zu 200,000 an. Das politische Journal lieferte eine detaillirte Zählung, daß den 1. August 1783 in Wien 205,780 Seelen vorhanden gewesen. Die wiener Zeitungen zeigten an, es wären zu Ende des J. 1783. 208,953 Seelen, ohne die Protestanten, vorhanden. Kaum war dieses bekannt worden, so wollte mich Hr. de Luca in seinen nun vergessenen östreichischen Staatsanzeigen belehren, daß im Jahre 1783 in Wien 254,181 Seelen vorhanden gewesen wären, welches er aus den Angaben der Pfarrer von Beichtkindern heraus rechnen wollte; wobey er noch für gut fand, die Garnison von 6 Bataillonen und 2 Schwadr. zu 12,530 Seelen, und die Fremden zu 30,550 anzunehmen, welche die in Wien gedruckte Zählung zu 12,920 angab. Ich erinnerte in den Zusätzen zum Vten Bde. S. XXVII, desgl. zum VIIIten Bde. S. XXVIII, wie unsicher solche Angaben nothwendig seyn müssen. Gleichwohl ward diese vermehrte Anzahl in mehreren Zeitungen und Schriften nicht nur angenommen, sondern noch jährlich vermehrt, so daß ich in manchen Schriften die Einwohner Wiens zu 300,000, ja zu 350,000 angegeben gesehen habe. Im Guide des Voyageurs, par Reichard. T. I. p. 669. sind, diesen falschen Angaben zufolge, die Einwohner in Wien zu 270,000 angegeben, und der Verf. ist seiner Sache so gewiß, daß er sogar die Anzahl berechnet, die auf jedes Haus kommen soll.

Ich mochte zu allem diesem weiter nichts sagen, so unwahrscheinlich die Sache war. Es giebt Leute in Wien, welche den Wahn hegen, als ob jedermann in Berlin Wiens Größe beneidete. Wer

kann

kann solche Leute widerlegen, wenn sie sich nicht durch den Augenschein wollen widerlegen lassen, wenn sie nicht glauben wollen, daß man bloß die Wahrheit suche, ob es gleich die ganze Art der Behandlung zeigt? Jetzt liefert das politische Journal vom Jul. 1795 die Zählungen oder Konskriptionslisten der Einwohner von Wien, von 1780 bis 1794. Ich will die Liste hieher setzen, damit meine Leser sie mit denen, die ich vorher lieferte, vergleichen können:

Tabelle über den Bevölkerungsstand der Stadt Wien, nebst derselben Vorstädten (mit Ausnahme der Fremden und der Besatzung) vom Jahre 1780 bis 1794.

Im Jahre	in der Stadt	in den Vorstädt.	Zusammen.
1780	51,139	150,905	202,044
1781	51,928	155,341	208,269
1782	52,471	157,347	209,818
1783	52,058	158,952	211,010
1784	52,162	158,370	210,532
1785	52,657	159,390	212,047
1786	52,962	165,088	218,050
1787	52,840	166,804	219,644
1788	52,882	164,738	217,620
1789	53,639	163,694	217,333
1790	51,345	157,409	208,754
1791	48,338	161,404	209,742
1792	52,798	165,812	218,610
1793	53,011	170,236	223,247
1794	53,247	168,528	221,775

Dieß sind ganz andere und viel wahrscheinlichere Summen, als die uns Hr. de Luca und andere

dere aufheften wollten! Doch ist folgende Differenz sonderbar:

Der Verfasser des polit. Journals lieferte im J. 1783 Sept. eine detaillirte Zählung vom 1. Aug. desselben Jahres	Seelen 205,780
Ebenderselbe im Jul. 1795 setzt die Summe der Zählung von 1783 an zu	211,010
Die in Wien unter öffentlicher Autorität gedruckte Zeitung giebt zu Ende 1783 an	208,389

Was sollen wir daraus schließen? Daß wir die Anzahl der Einwohner von Wien gar nicht genau wissen; daß es aber sehr unwahrscheinlich ist, daß sie so zahlreich sind, wie sie Hr. de Luca und die noch über ihn weggehen, angeben wollen. Dabey muß man auch nicht vergessen, daß in allen östreichischen Konskriptionslisten alle diejenigen aufgeführt werden, die einmal konskribirt sind, auch wenn sie abwesend sind. (Man sehe diese RB. VIr Band S. 470, und in den Beylagen S. 59.) Dieser Abwesenden kann in Wien keine geringe Anzahl seyn, und diese muß man erst abrechnen können, wenn man die Anzahl der Einwohner, excl. des Militärs und der Fremden, aus diesen Listen genau abnehmen will.

Zum vierten Bande.

IV. S. 449. Der berüchtigte Wucherer war nicht aus Ulm, sondern aus der Reichsstadt Reutlingen gebürtig. Ein Vetter von ihm, Licentiat Fetzer aus Reutlingen, schrieb ihm seine meisten 10kreuzer Piecen.

IV. S. 470. Das Wort protestantische muß gestri-

gestrichen werden; denn Schwäbischgemünd ist ganz katholisch.

IV. S. 745. l. Billuart, Cartier.

IV. S. 764. Der berühmte Stoll war kein Schweizer. Er war den 12ten Oktober 1742 zu Thüngen in der fürstl. schwarzenbergischen Landgrafschaft Klettgau, im schwäbischen Kreise, nahe an den Gränzen der Schweiz, geboren.

Zum fünften Bande.

V. S. 64. In Webers Unterrichte von den Verwahrungsmitteln gegen die Gewitter (Salzburg 1784 gr. 8.) behauptet der Schulze: Ein Geistlicher könne mit dem Wettersegnen besser umgehen als der andere. Es gäbe Geistliche, die das Wetter hinbenediziren können, wohin sie wollen. «Zu F** ist ein Herr, der kanns mit dem Hoch-«gewitter; nur schaffen darf er, und die Wetter «fliehen davon.» —

Die katholischen Bauern, wenn sie einen jungen Pfarrer bekommen, haben keinen Glauben an ihn, bis er gezeigt hat, daß er wettergerecht ist, d. h. Wetter vertreiben kann.

V. S. 165. Die in der Note genannten Verbesserungsvorschläge sind mit dem Druckorte Freyburg bey Grattenauer in Nürnberg herausgekommen, und sie sind sicher von keinem Freyburger Professor.

V. S. 176. Oestreich l. Nürnberg.

V. S. 187. In Hrn. Hofrath Meiners klei-

neren Länder- und Reisebeschreibungen Ir Bd. (Berlin 1791. 8.) sind S. 57 sehr lesenswerthe Bemerkungen über Wien und die umliegenden Gegenden im J. 1788 zu finden.

V. S. 211. Selbst in Schwaben wird der in der Note genannte Käfer ein Schwabe genannt.

Zum sechsten Bande.

VI. S. 329. Das Schloß bey Hainburg heißt nicht Petronell, sondern es hat mit der Stadt gleichen Namen, und macht eine besondere Herrschaft aus, die einige Gerechtsame auf gedachtes Hainburg und ein paar andere Oerter hat. Es gehört jetzt dem ungarschen Grafen Phlipp Bathyani, einem Bruder des Kardinals. — Petronell ist ein Schloß und Majoratsherrschaft des gräflich Traunischen Hauses, 5 Meilen ostwärts von Wien, an der Donau und an der preßburger Straße.

VI. S. 329. In der Note: Ovâs I. Ovár. O heißt auf ungarisch alt, und vár (ausgesprochen wahr) Schloß; also Altenburg.

VI. S. 331. Die Gränze zwischen Ungarn und Oestreich macht ein für die austretende Donau gemachter Graben, eine halbe Stunde von Preßburg, über welchen eine steinerne Brücke gebaut ist. Die Morawa aber, oder der Marchfluß fällt bey Theben in die Donau.

VI. S. 333. Die Slaven nennen Preßburg: do Preschbúrga. Der Ungar nennt es Po'sony. Hier lautet das s mit dem Apostroph wie das j im französischen je.

VI.

VI. S. 333. *) Der von Büsching erwähnte Grundriß existirt nicht.

VI. S. 341. Seitdem die k. Dikasterien nach Ofen versetzt worden, ist das Haus der k. Statthalterey zur Quasikaserne, und das Landhaus zum k. Dreißigst- (Maut-) amte eingerichtet worden. — Den Gartenpallast besitzt der Kardinal Bathyani, als Erzbischof von Gran. — Der Platz, auf welchem der erzbischöfliche Pallast steht, heißt der Johannisplatz; der Namen des Baumeisters desselben ist Melchior Hefele.

VI. S. 341. In der Vorstadt sind nur wenige Straßen beleuchtet.

VI. S. 347. Weder das Seminarium im presburger Schlosse, noch das zu Erlau und Agram hat den Namen Akademie; es wird in demselben auch nichts als Theologie docirt. Die preßburger Akademie ist, so wie das Archigymnasium, jetzt in dem ehemaligen Kloster der Klarissennonnen. Sie begreift nur zwey Fakultäten, die philosophische und juristische. Diejenigen, welche den Cursum Juris in zwey Jahren endigen, können zwar Advokaten werden, aber nur diejenigen, die vier Jahre daselbst studiren, können den Doktorgrad erhalten. Im Seminarium sind über 500 Clerici, welche sehr in jesuitischen Prinzipien aufgezogen werden. Dienstags und Donnerstags Nachmittags dürfen sie spazieren gehen und Kegel schieben im fürstlich-batthyanischen Garten; sonst sind sie eingeschlossen. Sie spielen auch in den letzten Tagen des Faschings deutsche und lateinische Komödien, wie bey den Jesuiten gewöhnlich.

VI. S. 349. Ich habe Listen der Gestorbenen in Preßburg erhalten, welche von den angeführten etwas unterschieden sind. Ueberhaupt sind die dortigen Listen nicht genau. Der Zuckermandl und der Schloßberg sind in diesen Listen nicht begriffen. Im Zuckermandl wohnen die Menschen sehr enge, oft eine Familie von sieben Personen in einem kleinen Stübchen. Auf dem Schloßberge ist der Hauptsitz der lüderlichen Dirnen; daher ein sehr wohl unterrichteter Mann glaubt, es möge an beiden Orten eine viel größere Sterblichkeit seyn als in der Stadt. Derselbe rechnet, daß in der Stadt (die beiden genannten Plätze ausgenommen) im Durchschnitte jährlich etwa 950 Menschen, und also der 29ste stirbt.

VI. S. 351. In Preßburg sind die meisten Einwohner Deutsche. Einige Slowaken und nur wenige Ungarn sind daselbst wohnhaft.

VI. S. 351. Die Slowaken sind in der trentschmer, liptauer und arwer Gespannschaft zu Hause, und heißen auf ungarisch Tótol (im Plural; im Singul. Tót.)

VI. S. 355. *) Auch die Advokaten in Ungarn haben solche Praktikanten, die man Patwaristen (vom ungarischen Patvaros, fuchsschwänzen, verläumden, Sycophanta,) heißt. Scherzweise leitete man den Namen von Pati varia her.

VI. S. 361. Die Nahrung der Einwohner von Preßburg besteht in der Handlung, den Handwerken und dem Weinbaue; der Ackerbau wird wenig getrieben. Außer zwey Dünntuchmanufakturen sind auch verschiedene Leinwanddruckereyen, eine Tuchma-

manufaktur, eine Schönfärberey und ein paar Wollenzeugmachereyen in Preßburg; und der Handelsmann Wächtler hat eine ansehnliche Manufaktur von Sommermanschester, Piket, Nankin und andern Zeugen. In Lahnschitz, unweit Preßburg, und in Theben färbt man Baumwolle wie in der Türkey, und man verfertigt auch allerley Gattungen Weiberröcke und Schnupftücher. Die Salpetersiederey ist in sehr guten Umständen. Auch ist in Preßburg eine Bleystift- und Spiegelfabrik.

VI. S. 362. Man spricht Kéler Uram, so wie Battyam Uram, mein Herr Bruder.

VI. S. 363. Zween Besitzer eines Weinberges muß man so verstehen, daß oft mehrere einen Theil eines Berges bauen, auf welchem verschiedene Weingärten angepflanzt sind; jeder Besitzer, wenn er auch noch so klein ist, hat aber nur Einen Herrn.

VI. S. 364. Oedenburg, Rust und St. Georgen liegen in Niederungarn.

VI. S. 364. In Ulm nennt man Spargelpflanzen oder Spargelstöcke Spargelfechser (manche schreiben Spargelfexer), Nelkenstöcke Nelkenfechser. Fechsen als ärnten gebraucht, ist daselbst unbekannt.

VI. S. 365. Auch nach Preßburg und St. Georgen kommen Weinhändler aus Böhmen und Schlesien, die besonders in Rust Kommissäre halten.

VI. S. 365. **) Ein Antal hält 1¼ Eymer; ein preßburger Eymer aber nur 32 Maaß.

VI. S. 365. 366. Die Ungarn nennen das

Antal Altalag, daher sollte man deutsch eigentlich Altal schreiben. Das Antal ist ungefähr $\frac{1}{5}$ eines Fasses (hordò). Dieses soll halten 180 halbe oder 90 ganze Maaß (dem frankfurter Weinmaaße gleich). Diese beiden Arten von Fässern sind aber eigentlich nur beym Tokayer-Wein gewöhnlich. In Preßburg, Oedenburg, Ofen rechnet man nach Eymern, und die Fässer sind gewöhnlich sehr groß.

VI. S. 368. Schatorallya I. Sátor-Ujhely, woselbst auch der Sitz des Sempliner Komitats ist.

VI. S. 370. Ein sehr wohl unterrichteter Korrespondent in Ungarn schrieb mir: «So viel ich urtheilen kann, wächst der beste Wein 1) auf solchen Expositionen, welche vom Morgen an bis zum Abend die Sonne genießen; 2) auf ziemlich abschüssigen, aber nicht ganz steilen Bergen; 3) vorzüglich auf dem mittlern Theile solcher bergigten Weingärten. Was Douglas weiter sagt, ist — wenigstens für die Tokayer Gegend — ganz unrichtig.» Ferner über

VI. S. 373. sagt er: «Die Ungarn wissen bis jetzt kein Land, wo sie mehr Wein absetzen können als in Polen. Die Versuche, nach England und andern Orten ungarische Weine zu senden, haben bisher so wenig Erfolg gehabt, als die bartfelder Gesellschaft (S. 374). Die polnischen Weinkäufer gehen aber selten bis ins eigentliche Weinland, sondern kaufen in Leutschau, Käßmark, Epperies, Bartfeld u. s. w. Sie kaufen das Faß für 5 bis 40 Dukaten.»

VI. S. 376. Buchhandlungen sind jetzt in Preßburg sechse, und vier Buchdruckereyen.

VI.

VI. S. 377. Hr. Rath war nicht der Verfasser der deutschen, sondern der ungarischen Zeitung, von welcher, als er sie schrieb, 1000 Stück gedruckt wurden. Er ward hernach ungarischer Prediger in Raab, dankte aber ab, und privatisirt jetzt daselbst. — Die Agrikulturzeitung hat schon mit dem dritten Stücke wieder aufgehört. Die Verfasser des ungarischen Magazins waren, außer den benannten, auch ab Hortis, Hußty und Wagner, so wie der kürzlich verstorbene Cornides auch Antheil daran hatte. Hr. Benczur hat nie daran gearbeitet.

VI. S. 381. Die Nachricht, welche in der Anmerkung *) von einer gelehrten Gesellschaft unter dem Vorsitze des Barons Szay bezweifelt wird, ist völlig ungegründet. Im J. 1761 war hier eine, die aber aus Verdacht eines Conventiculi religionis, ungeachtet drey katholische Mitglieder dabey waren, nach 18 Monaten wieder aufhören mußte. — Eben dieß gilt auch von dem Seminarium der evangelischen Geistlichen; man müßte denn das Seminarium für die Studirenden dieser Religion dafür ausgeben.

VI. S. 382. Der neue Studienplan für Ungarn ist das Werk des dermaligen Statthaltereyraths und Direktors des Archivs, Hrn. Daniel von Terstyanszky, eines Konvertiten, welcher Plan aber hernach durch die Jesuiten verhunzt, und unter dem Titel: Ratio educationis im Jahre 1777 gedruckt worden.

VI. S. 386. Um 1784 hat man den Protestanten in Ungarn nicht nur Normalschulen, sondern sogar Scholas mixtas aufgedrungen.

VI. S. 387. Zu den litterarischen Merkwürdigkeiten in Preßburg gehören auch: des Dompropsts, Herrn von Felbiger, Bibliothek und Landkartensammlung, die Bibliotheken der königlichen Akademie, des evangelisch-lutherschen Gymnasiums, des Kardinals und Primas von Ungarn, Fürsten Joseph von Batthyani, des Freyhrn. von Jeßenak, und des berühmten Rechtsgelehrten Hrn. von Adony, der die ansehnliche Büchersammlung des verstorbenen gelehrten Rektors der evangelischen Schule allhier, Joh. Tomka Spaßky an sich gekauft hat.

VI. S. 388. Die Klöster der Ursulinernonnen und der de notre Dame sind nicht aufgehoben. (In der Note) ***) Die angeführte Mißgeburt der Zwillingsschwestern ist nicht in Preßburg, auch nicht 1706, sondern 1701 in dem Dorfe Szony, in der Komorner Gespannschaft, von einer Bauerfrau geboren worden. Eine authentische Nachricht von ihnen findet man in des Hrn. von Windisch Geographie S. 40 ff.

VI. S. 395. Im J. 1789 waren schon weit mehr als hundert protestantische Kirchen in Ungarn seit der Toleranzfreyheit erbauet worden; doch mußten viele Protestanten, und sonderlich ihre Prediger, sehr kümmerlich leben.

VI. S. 398. Der heidelbergsche Katechismus ist noch bey allen Reformirten im Lande gebräuchlich.

VI. S. 399. Die Protestanten in Ungarn sind nicht tolerirt, sondern durch die Landesgesetze bestätigt.

VI. S. 399. Das Wort Toleranz reimt sich

nicht

nicht mit den ungarischen Gesetzen, vermöge deren Protestantes sunt in regnum *recepti*.

VI. S. 400. Auch die Wiedertäufer in Ungarn wurden vor einigen Jahren zur Annehmung der römisch-katholischen Religion gezwungen.

VI. S. 400. Die meisten Gebäude in Preßburg sind von inländischen Baumeistern: Rönisch, Tschilag und Danko.

VI. S. 401. Wiesensteig unweit Dillingen ist nicht richtig angegeben. Wiesensteig ist eine kleine nach Baiern gehörige Herrschaft, die zwischen dem Wirtembergischen und Ulmischen gerade mitten inne liegt. Die ganze Herrschaft besteht eigentlich bloß in einem Thale. Der nächste beträchtlichste Ort ist Ulm, von dem es zwischen 5 bis 6 Stunden abliegt. Noch näher ist ihm Geißlingen.

VI. S. 401. Landerer und Patzko sind keine Kupferstecher, sondern Buchdrucker; ersterer hat auch eine Schriftgießerey. Die beiden Kupferstecher heißen Schauf und Weimann, von welchen jener auch eine Kunsthandlung und eine Zeichenschule hält.

VI. S. 436. Das Schauspielhaus steht nicht unweit dem Getreidemarkte, sondern vor dem ehemaligen Fischerthore, dem königlichen Kornspeicher gegen über. Der Graf Tschaky hatte es im Jahre 1789 auf gewisse Jahre von der Stadt in Pacht genommen, nach deren Verlauf es der Stadt heimfallen sollte. Das Theater des Kasperl wird nur Sommerszeit besucht, wo in dem großen Schauspielhause nur zweymal gespielt wird.

VI. S. 437. Das scheußliche Spiel der Thierhetze

hetze hat seit 1785 gänzlich aufhören müssen, weil die Preßburger keinen Geschmack daran fanden, und daher der Unternehmer bankrot machte.

VI. S. 467. Ein glaubwürdiger Herr, der in kaiserlichen Kriegsdiensten war, versichert, in Ungarn irgendwo eine Dreyfaltigkeitssäule gesehen zu haben, an welcher stand: Sancta Trinitas, ora pro nobis! Dieser Unsinn existirt also doch, nur nicht in Linz.

VI. S. 460. Z. 2. anstatt 392. 393. l. 355. 356.

VI. S. 576. Ich bin von sicherer Hand belehrt worden, daß die 3100 Personen, welche Hr. Westenrieder als zum pfalzbaierschen Hofstaate gehörig angiebt, nicht alle in wirklicher kurfürstlicher Besoldung stehen. Es sind darunter viele Personen, welche Titel und Freyheiten haben, und in so ferne den verschiedenen Hofstäben untergeben sind. Diese müssen vielmehr für Erlangung der sogenannten Konzessionsurkunde oder des Privilegium etwas zahlen; hingegen sind sie auch, vermöge dieser Urkunde, von allen bürgerlichen Abgaben befreyet, wenn sie bürgerliche Gewerbe treiben. Dieß macht freylich einen Ausfall in den kurfürstlichen Kassen, der einer Pension gleicht, und ist eine indirekte Auflage auf diejenigen, welche diese Gewerbe ohne Hofbefreyung treiben.

VI. S. 606 und 715. Die Briefe eines reisenden Franzosen sind aus Versehen unter die baierschen Produkte gezählt. Riesbeck war bekanntlich aus Höchst gebürtig.

VI. S. 613. Aus einem Schreiben eines aufmerk-

merksamen Lesers dieser Reisebeschreibung: — «In Zittau werden keine wollenen Zeuge, wohl aber in Zwickau gemacht. Die Skapuliere, Lukaszettel und dergleichen Possen mehr, gehen nicht eigentlich nach Sachsen, sondern nach der Oberlausitz. Die Oberlausitz hat, außer dem budissiner Domstifte, noch drey Klöster und sehr viele ganz katholische Oerter, welche alle mitten unter industriösen und ziemlich aufgeklärten Protestanten wohnen; und doch umgiebt sie eine so dicke Finsterniß, daß sie dem baierschen gemeinen Manne gewiß wenig nachgeben. Es giebt bey uns Wallfahrten, Hexereyen und alle Arten von Aberglauben. Im Kloster Marienthal wird ein Krucifix gezeigt, dessen Bart von Zeit zu Zeit wächst (an welche Thorheit jedoch die aufgeklärte Aebtissinn, eine Gräfinn Hrzan, gewiß keinen Antheil nimmt). Man belegt die Kranken mit Bildern und Pfennigen; die Feuersbrünste sucht man dadurch zu löschen, daß man das mit Oel bestrichene Bild des heil. Florians (oder wie ihn süße Andächtler nennen, Florianels) ins Feuer wirft; so daß also hier eben so finsterer Aberglauben herrscht wie in Passau und Baiern (s. Nicolai RB. IIr Bd. S. 465). Kurz, es ist ein auffallender Kontrast zwischen den fleißigen Fabrikanten der zittauischen Dörfer und den faulen katholischen Einwohnern der Klosterdorfschaften, in Kleidung, Sprache, Minen, Fleiß und Aufklärung.»

VI. S. 620. Braun gab 1773, nach Aufhebung des Jesuitenordens, folgende kleine aber merkwürdige Schrift heraus: Wie sind die Plätze der P. P. Jesuiten in den Schulen zu ersetzen, wenn ihr Institut aufgehoben ist? Eine patriotische

Fra-

Frage (Ulm, 1773, 8.), worin er auch stark und nachdrücklich anräth, die Schulen mit Weltleuten zu besetzen. S. den Freymüthigen Bd. II. S. 480.

VI. S. 667. (eigentlich sollte es 627 seyn; es fehlen die Zahlen 627 bis 666). Weissenbach ist Kanonikus zu Zurzach, nicht zu Lucern.

VI. S. 673. Hier sollte noch allegirt seyn: Pragmatische Geschichte der Schulreformation in Baiern, aus ächten Quellen, Frankfurt bey Varrentrapp 1783, 8. — Sie ist höchst wahrscheinlich von Braun.

VI. S. 685. In der ersten Note muß es Z. 7. Maximilian Joseph heißen. Wilhelm Tothamer hat 1785 die Biographie dieses Fürsten herausgegeben.

VI. S. 721. Von dem langweiligen heiligen Lorenz von Brundus ist nachzulesen, der Freymüthige IVten Bds. Is Stück. S. 400 ff.

VI. S. 739. Hieher gehört auch ein merkwürdiges Büchlein: Maria zu Dorfen, eine Zuflucht der Sünder. Authentische Nachrichten von dem neuesten Noviciate der Jesuiten zu Dorfen in Baiern, aus Originalbriefen, 1782, 8. (Frankfurt bey Brönner).

VI. S. 772. *) Hieher gehören auch: Briefe baierischer Denkungsart und Sitten, München 1778, 8., die, nach Meusel, Herrn Westenrieder zum Verfasser haben sollen. In derselben Note Z. 17. anstatt München l. Nürnberg.

VI. S. 777. In der Note Z. 2. drey l. zwey.

Zum

Zum siebenten Bande.

VII. S. 8. Einige treffende Anmerkungen über den Garten von Nymphenburg sind nachzulesen in Hrn. Hofrath Meiners kleinen Reisen, Ir Band, S. 103.

VII. S. 64. Das Stadtgericht zu Augsburg führt den Beynamen das ehrlöbliche. Zufolge eines Bogens, der in Augsburg jährlich gedruckt wird, und die Namen aller Mitglieder desselben enthält, hat dieses Gericht jährlich 130 Tage (schreibe Einhundert und dreyßig Tage) Ferien; und noch außerdem sitzt dieses Gericht nicht, so lange die Steuerbeschreibung währet und so oft jemand justificirt wird. Unter den Ferien sind 39 nach einander folgende Tage, vom 18. Julius bis 24. August, beide inclusive. Wie es jemand anzufangen hat, der während den Hundstagen ein dringendes rechtliches Gehör beym Stadtgerichte in Augsburg bedarf, ist mir unbewußt.

VII. S. 65. Die Steuerordnung der Stadt Augsburg ist 1779 gedruckt, eine ältere Ausgabe ist von 1771. Hieraus kann man sich von dem augsburgischen Steuerwesen den deutlichsten Begriff machen. Es ist so simpel, als das nürnbergische komplicirt ist (S. RB. Ir Band, Beylage IX. 1. S. 71 ff.). Die augsburgischen Steuern sind:

1) Der Hab-Nicht oder Kopfsteuer, hievon zahlen

Verheurathete Personen . .	30 Kreuz.	2 Hell.
Ledige Personen	24 —	4 —

2) Liegende Güter in der Stadt jährlich 15 Kreuzer von 100 Fl. nach dem Kaufbriefe ꝛc., jedoch werden 5 p. C. Leihkauf aufgethan, und das Geld, was er an Hypothek schuldig ist, abgerechnet.

3) Liegende Güter außerhalb der Stadt-Jurisdiktion, desgleichen Grund- und ewige Zinsen, wofern sie schon anderwärts versteuert werden, mit 7 Kreuzer 4 Heller von 100 Fl., die davon befreyten mit 15 Kreuz. von 100 Fl.

4) Alles fahrende Vermögen, womit Gewerb getrieben wird, 30 Kreuz. von 100 Fl.

5) Die Nachsteuer, wenn jemand das Bürgerrecht aufgiebt, 10 p. C.

VII. S. 89. In Seilers liturgischem Magazine IIn Bandes 2ten Stücke (Erlangen 1786, 8.) S. 127 ff. findet man eine ausführliche Nachricht von der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes der evangelischen Gemeinen in Augsburg.

VII. S. 119. P. März hielt jährlich vier Kontroverspredigten: nämlich an Ostern, Pfingsten, Hilaria und Weihnachten. Die erste hielt er in Weihnachten 1763, und warf dabey die Frage auf: Warum ist Augsburg, ja ganz Deutschland, nach so überzeugenden Streitreden (nämlich des P. Neumayrs S. I. eines der elendesten und plumpsten Schwätzer) noch nicht katholisch geworden? In Weihnachten 1784 hielt er die letzte, und hat folglich in allem 85 heilige Streitreden (wie er sie nennt) gehalten. Diese absurden Streitreden hatten im katholischen Deutschlande einen großen Abgang. Jede ward 2000 bis 2500 mal abgedruckt; folglich von 85 Predigten wohl 200,000 Stück. Die Trägler (S. RB. VIIIr Bd. S. 54.) führten sie Hundertweise bey sich.

VII. Beylagen S. 24. Die Worte: verfertigt von A. v. B. 1784, sind auszustreichen.

VII. Beylagen S. 29. Zu den vorzüglichen augsburgischen Silberhandlungen gehöret Hr. Georg Ignatius Baur.

Zum

Zum achten Bande.

VIII. S. 22. Z. 3. zu Hegermühle I. im Kupferhammer.

VIII. S. 43. Georg Friedrich Wagner, ein Tischler in Augsburg, der daselbst ganz im Dunkeln lebt, verdient, daß seiner gedacht werde. Er arbeitet mit Sägen, so zart als Haare, durchsichtig in Holz. Nicht nur schneidet er ganze Zeilen von Schriften in verschiedenen Sprachen aus, so schön, daß sie der beste Schreiber nicht sauberer schreiben könnte. Er zeichnet auch antike Köpfe auf Holz, und sägt alsdenn den ganzen Kopf dergestalt durchs Holz, so daß man Nase, Augen, Haare, alles durchsichtig sieht, und dieß alles mit einer Nettigkeit und Festigkeit in der Zeichnung, die zu bewundern ist. Dieser Mann, der einzig in seiner Art ist, verdiente Aufmunterung.

VIII. S. 53. Hier hätte auch die sehr beträchtliche katholische Buchhandlung des Herrn Matthäus Riegers Söhne angezeigt werden sollen. Im Sortimentshandel machen sie die größten Geschäfte. Es reiset beständig jemand von dieser Handlung im Lande herum. Der katholische Buchhandel zu Augsburg ist doch nicht ganz mehr so sehr groß, wie sonst; und die rechtgläubigen Folianten und Quartanten übers Jus canonicum, die heil. Polemica, die Bibliothecae concionatoriae, die Seelenwecker und Waldlerchlein gehen nach gerade langsamer ab. Sowohl Welt- als Klostergeistliche verlangen nun und kaufen sehr oft ohne Unterschied die besten protestantischen Schriften, weil sie nach der Mode seyn wollen. Sie

predigen nun aus diesen deutschen Büchern wie ehemals aus den französischen Predigern. Sie wissen das Protestantische schon katholisch zu machen. (S. Allg. deutsche Bibl. LX. 2. S. 282.)

VIII. S. 59. 125. Von den Schulbüchern der Jesuiten und deren elender Beschaffenheit s. den Freymüthigen IIr Band S. 485. ff.

VIII. S. 66. Die englische Zeitung des Hrn. W. F. Burry kam wirklich zu Stande, dauerte aber kaum Ein Jahr. Er selbst starb im Oktober 1788 zu Uffenbach in Franken.

VIII. S. 86. Ist in der Anmerkung P. Meinrad Widmann zu lesen. Auch muß es heißen: s. oben S. 62.

VIII. S. 96. In einem in Salzburg gedruckten nützlichen Buche, Anekdoten für katholische Prediger, Is Heft, worin viel gutgemeinte Sachen zur Verminderung des groben Aberglaubens, der noch unter dem katholischen Volke herrscht, beygebracht werden, finde ich, daß die wohlfeilen geweihten Rosenkränze oder Petter in Altomünster, von P. Simon Bökh O. SS. Salvatoris vulgo S. Brigittae Prior et Confessor generalis, geweiht werden. Aber da wird entdeckt, daß die Verkäufer von solchen Rosenkränzen nur einmal einen gedruckten Zettel lösen, und alsdenn sämmtliche Rosenkränze als geweihet verkaufen. Also giebts allenthalben Konterbande, auch in geweihten Rosenkränzen. Der gute P. Simon Bökh wird doch in seiner Nahrung sehr beeinträchtigt, wenn nur wenige gedruckte Zettel von ihm gelöset werden, und die armen Tröpfe, welche die ungeweihten Rosenkrän-

kränze als geweihet kaufen, kommen um die Abläſſe, welche «vermöge päpſtl. Dekreten, d. dis. 4. Dec. «1714, und 9. Febr. 1743 mit den geweihten Ro-«ſenkränzen verbunden ſind!» Alſo Ablaßbetrug! O Popery what haſt thou to anſwer for!

VIII. S. 118. anſtatt πολυπραγμοσυνης l. πολυ-πραγμων.

VIII. S. 123. Das Friedensfeſt iſt in Augs-burg zum Gedächtniſſe des weſtphäliſchen Friedens angeordnet, und zwar auf den 8. Aug., weil an dieſem Tage im J. 1629 die letzte evangeliſche Predigt in der St. Annakirche gehalten ward, und gleich darauf die evangeliſchen Predigten durch die Uebermacht und Verfolgungsſucht der Katholiſchen abgeſchafft wurden, welche nachher der weſtphäliſche Frieden wieder herſtellte. Gleich vom J. 1650 ward den Kindern zum Andenken ein Bild gegeben, mit einigen Reimen oder einer Erklärung begleitet. Dieſe Bilder von 1650 bis 1748 ſind ganz ins Kleine gebracht und beſchrieben in einem Büchlein in 16mo: Gottſelige Augenluſt an den augsburgiſchen Friedensgemälden. Im J. 1790 hat die Gewohnheit, dieſe Bilder auszutheilen, aufgehört.

VIII. Beylagen S. 92. Wäth l. Späth.

VIII. In den Berichtigungen S. XXVI. Das Verzeichniß der in Wien eingebrachten Konſumtibilien von 1787 findet man im Journale von und für Deutſchland, 1787, XIIs Stück S. 496, und vom Jahre 1794, im politiſchen Journale 1795, IIn Bandes 8ten Stücke.

Zum neunten Bande.

IX. Vorrede S. III. Z. 6. Enzweyingen l. Echterdingen.

IX. S. 7. Nach Angabe des Abbe Chappe d'Auteroche in Voyage en Sibérie (Par. 1768) ist die Länge der Stadt Ulm 27° 36′ 15″, die Breite 48° 23′, die Höhe des Donauufers über dem Meere 1138 franzöſ. Fuß. Rizzi Zannoni fand durch die genaueſten Ausmeſſungen die Breite (oder Polhöhe) 48° 13′ 53″ (S. Schubart's Chronik 1776, St. 54). Die Länge iſt von P. Cotte (in ſ. Traité de Météorologie, Par. 1774. 4.) 25° 40′, die Breite 50° 2′, der höchſte Grad der Wärme nach dem Reaumüriſchen Thermometer 29° und der niedrigſte $13\frac{1}{2}^{0}$ angegeben (S. Gatterer's Abriß der Geographie (Gött. 1775. 8.) S. 133. auch Mentelle in der deutſchen Ueberſetzung Th. II. in den Tabellen.)

IX. S. 9. 84,08,400. l. 8′408′400.

IX. S. 10. Es iſt nicht glaublich daß Ulm nur $\frac{1}{6}$ ſo groß als Augsburg ſeyn ſoll. Dem zufolge müßte Augsburg beynahe drittehalbmal ſo lang und drittehalbmal ſo breit ſeyn. Wenn man viel annehmen darf, ſo iſt Augsburg noch ſo lang und noch ſo breit als Ulm; folglich dem Flächeninhalte nach nur viermal größer. »Alle dieſe Berechnungen,« »ſchreibt ein Korreſpondent aus Schwaben, werden »vermuthlich bald zur Zufriedenheit des Publikums »ihre Berichtigung erhalten.«

Daſ. Michael l. Michal.

IX. S. 11. Bemerkung eines Ulmers: »Die

Berechnungen der Sterblichkeit sind wohl das Allerunstatthafteste in Haid's Buche. Nur ein Paar Beyspiele: S. 656. In Ueberkingen stirbt von 31 Menschen Einer. Man wird wohl im ganzen Lande keinen Ort antreffen, an welchem die Sterblichkeit geringer wäre. S. 603: In Weiler stirbt von 35 nur Einer. Die Sterblichkeit an diesem Orte wird wohl die geringste seyn. S. 560 sagt er von Bissingen, unter 19 sterbe Einer, und setzt dennoch bey, im Ganzen sey seit 23 Jahren der Gebornen 30 mehr als der Gestorbenen. Wie reimt sich mit dieser großen Sterblichkeit die Ueberzahl der Gebornen? Ein ähnlicher Ueberschuß ist S. 492, und 514. S. 522 bemerkt er mit großer Verwunderung daß in dem DorfeGöttingen von 24 Einer sterbe, und S. 605 führt er ohne eine Anmerkung an daß in Schalkstetten der 15te Mensch sterbe. Es darf aber weder dem Hrn. R. noch den Ulmischen Patrioten bange seyn; denn nach eben dieses Statistikers Berechnung hat das Land seit 20 — 25 Jahren wenigstens um 1100 Menschen zugenommen *). Darf man dieser Berechnung nicht trauen, so ist es billig, daß man auch in jene einigen Zweifel setze **). Inzwischen wird gewiß Hrn. R's Wink, diese Sache genauer zu untersuchen, nicht vergeblich gewesen seyn.«

*) Dagegen sind in der Stadt in den 10 Jahren von 1786. 1795. 740 mehr Gestorbene als Geborne. Schon viele Jahre ist die Anzahl der Gestorbenen jedesmal größer, als die der Gebornen; im J. 1790 um $\frac{3}{10}$. Auch im Oberamte Congerau ist der Ueberschuß auf der Seite der Gestorbenen. A. d. V.

**) Ich habe beständig an der Richtigkeit gezweifelt, und freue mich Gelegenheit zur Berichtigung gegeben zu haben. R.

IX. S. 14. Haid sagt nicht, daß jeder Leibeigene jährlich ein Leibgefäll bezahlen müsse, sondern nur diejenigen fallen in diese schwere Leibeigenschaft, die von den vier Orten Kuchen, Geißlingen, Consee und Albek in einen andern Ort des Landes ziehen. Immer hart genug, aber doch nicht so allgemein.

IX. S. 15. Hänlin l. Hünlin.

IX. S. 15. Hieher gehört auch: Geschichte des Erwerbs der Helfensteinischen Güter, welche Ulm besitzt, und der darüber entstandenen Streitigkeiten in Hausleutner's Schwäbischem Archiv 1sten Bandes 1s St. S. 72. Der Aufsatz ist vom Hrn. Prof. Schmid.

IX. S. 22. Z. 17. viereckt l. sechseckig.

IX. S. 26. Z. 3: 1492, l. 1491.

IX. S. 30. Die Tücher für die Soldaten kommen wirklich noch aus Sachsen und Böhmen.

IX. S. 34. Hier und da wird die Stadt des Nachts nun auch erleuchtet. — Die Baumeister der schönen Wasserthürme sind Barthol. Müller 1535 und der bekannte Joseph Furtenbach 1638.

IX. S. 36. Im J. 1795 waren in Ulm

	Geb.	Gest.		Getraute.
Söhne	223	Männer u. Wittwer	80	143 P.
Töchter	219	Weiber u. Wittwen	105	
	442			
		Ledige Mannsperf.	18	
		Ledige Frauensperf.	19	
Kinder		männl. Geschlechts	134	
=		weibl. Geschechts	157	
		Summa	513	

Es

Es starben also abermals 71 mehr als geboren wurden, und die Kinder machten $\frac{22}{29}$ Theile der Verstorbenen aus. Im Münster wurden 554 Predigten gehalten, wenigstens 450 zu viel.

IX. S. 42. Herr Johann Wilhelm Stüber, Prediger am Münster und Professor der Mathematik und Physik, will die vom sel. Klett angefangenen Verzeichnisse fortsetzen.

IX. S. 46. Ein sehr glaubwürdiger Mann schreibt mir folgendes: »Ungeschicklichkeit der Hebammen mag wohl manchem lieben Kinde in Ulm zur tödtlichen Krankheit der Nothtaufe verhelfen; doch kann diese allein unmöglich so viel Unheil anrichten; man muß also auch theils der Billigkeit wegen, theils um dem Uebel abzuhelfen, noch andern etwa mitwirkenden Ursachen nachspüren. Hieher gehört vielleicht auch folgendes: Gleichwie viele dafür halten, daß man das Sakrament des heil. Abendmahls nüchtern genießen müsse, so haben die Ulmischen Landleute den Aberglauben, daß auch die Kinder das Sakrament der heil. Taufe nüchtern empfangen müßten. Man eilt nun, zwar nicht sowohl aus diesem Grunde, als um das Kind nicht der Gefahr der ewigen Verdammniß Preis zu stellen, sehr mit der Taufe; aber doch möchte vielleicht manches Kind von dem innern Unrathe und von dem durch dessen Zurückhaltung zu befürchtenden Tode leichter befreiet werden, wenn es die Muttermilch, die im Anfange so trefflich abführt, so bald als möglich bekäme, um das Meconium los zu werden.«

IX. S. 47. Es ist unrichtig daß die Soldaten in bloßen Westen Dienste thun. — Es wohnt kein Jude mehr in Ulm.

IX. S. 48. Der hier gedachte Vergleich zwischen der Ulmischen Obrigkeit und Bürgerschaft vom 2ten September 1787 ist abgedruckt in Jäger's Magazin für die deutschen Reichsstädte IIn Bde S. 345.

IX. S. 48. Man bestätigt mir aus Ulm, daß nicht nur gewisse, sondern die meisten, ja vielleicht alle Officianten ihren Obern ein Neujahrsgeschenk in Gelde machen. Ja ein Gesetz der Klugheit legt ihnen auf, nicht nur, wenn sie zu einem Amte befördert worden sind, sondern auch wenn unter den Obern selbst Amtsveränderungen vorgehen oder wenn sich Söhne und Töchter derselben verheurathen, Geschenke zu machen. Bringt doch sogar das Herkommen — von einem eigentlichen Gesetze ist nichts bekannt — mit sich, daß Kandidaten nach ihrer Beförderung zum Predigtamte, oder Prediger wenn sie auf eine andere Pfarre versetzt werden, jedem Konsistorialen, wozu auch die zwey Rathsältern, die die Ersten im Staate sind, gehören, einen Dukaten Geschenk geben müssen. Der Verlegenheit in welche ein gutdenkender in einem einträglichen Amte und zuweilen in Vermögen sitzender und, was das Meiste ist, mit den höchsten Staatswürden bekleideter Mann gerathen muß, wenn ihm ein armer Kandidat oder Pfarrer einen Dukaten schenkt, könnte durch eine einfache Erklärung, daß er sich schon durch das Anbieten beleidigt finde, leicht abgeholfen werden. Denn es ist doch in der That erniedrigend, wenn es gleich nicht das Mindeste mit einer Bestechung gemein hat, ja wenn es auch in Zeiten, da man noch nicht recht einsah, was mit der Würde einer Magistratsperson verträglich oder unverträglich ist, für einen Pars Salarii gehalten worden wäre.

IX. S. 50. In der ersten Note Z. 1. anstatt 52000 l. höchstens 38,000, indem in der Stadt nicht über 14000 und auf dem Lande nicht über 24000 angenommen werden dürfen. Es kommen also 13 Fl. auf Jeden, welches sehr viel ist.

IX. S. 51. Amotisation l. Amortisation.

IX 51. Noch vor diesem Kriege hat man aufgehört, an der Schuldenlast abzutragen, wie ich aus zuverlässigen Nachrichten erfahre, und der Magistrat sah sich vielmehr genöthigt neue Schulden zu machen. Nun kommt der unselige Krieg und der eben so unselige neue Prozeß dazu.

IX. S. 51. In der Neuen deutschen Allgem. Bibliothek CXIten Bandes 2s Stück S. 593. ff. sind eine Anzahl Schriften angezeigt welche seit 1789 über den Vorschlag zur Urbarmachung des Ulmer Rieds herausgekommen sind.

IX. S. 51. Wie ich mit großem Vergnügen zuverlässig vernehme, ist jetzt die Gemeinweide ganz aufgehoben und Morgenweise verpachtet, und daher auch die Brache und die Weide darauf aufgehoben. Ein Schritt der den größten Beyfall verdient und gewiß, verbunden mit Eintracht zwischen Rath und Bürgerschaft, einen gesegneten Anfang zur Verminderung des öffentlichen Elends abgeben könnte. »Jetzt schon, mitten im Kriege, Verminderung der Kosten verlangen wollen, wie einige Schwindelköpfe fordern, wäre Thorheit und Ungerechtigkeit. Wenn nur gute Aussichten auf einen bessern Zustand da sind. Aber leider sind derjenigen welche fordern immer mehr, als derjenigen welche leisten. Auch auf dem Lande ist die Gemeinweide an einigen Orten ver-

theilt;

theilt; ja an einigen Orten eine neue Kolonie angelegt worden. S. Jägers juristisches Magazin V. S. 428.«

IX. 55. Ueber den neuen Prozeß der Bürgerschaft mit dem Magistrate befindet sich in der Berlinschen Monatschrift, Jenner 1795, ein Aufsatz der die vorzüglichsten Veranlassungen und Punkte desselben enthält. Seit dem ersten für die Bürgerschaft ungünstigen Reichshofrathskonklusum ist, da man auch die Bürgerschaft gehört hat, ein günstigeres erfolgt, vermöge dessen sie sich zu einer Deputation organisiren durfte. Der gute Erfolg hievon muß erwartet werden; er darf übrigens schon sehr gut seyn, wenn nur die Kosten wieder gewonnen werden sollen, welche dieser Prozeß der Bürgerschaft verursacht. Doch muß man freylich auch das Gute was durch weise, standhafte und rechtschaffene Führung eines solchen Streits gewonnen werden könnte, nicht bloß nach dem Geldwerthe anschlagen. Man sehe auch berliner Monatsschrift 1795 Novemb.

IX. S. 58. Z. 5. Beyständner I. Beständner.

IX. S. 65. Das Leinwandgewerbe steht unter dem Steueramte, nicht bloß der Abgabe wegen, sondern weil dasselbe überhaupt alle Finanz- Polizey- und Kameralsachen zu besorgen hat.

IX. S. 68. Wie ich glaubwürdig vernehme, thut der Spedizionshandel zu Lauingen dem zu Ulm allerdings nicht unbeträchtlichen Schaden.

IX. S. 68. in der Note XXIX l. XLVIII.

IX. S. 69. »Die Schweiz zieht einen beträchtlichen Theil ihres Getreideverbrauchs aus Schwaben. Diesem gemäß wird das Getreidemaaß im-

mer

mer kleiner, jemehr es sich dem Algöw und dem Bodensee nähert, damit die Kosten der Zufuhr sich dadurch ersetzen, ohne daß, freylich nur dem Scheine nach, der Preis beträchtlich erhöhet werden darf.«

IX. S. 72. Jetzt wird mehr Käse in Ulm und auf dem Lande gemacht. Wenn Butter eingeführt wird; so soll, wie man mich versichert, auch eben so viel ausgeführt werden.

IX. S. 73. Marner heissen in Ulm nicht überhaupt Tuchmacher, sondern Verfertiger grober wolliger Tücher, Friese, Boy. Sie heissen sonst auch Grautüchner, wie in der Beylage S. 93 bemerkt ist. Deren waren in Ulm im J. 1782 ihrer 21. S. ebendas. Tuchmacher hingegen giebt es nur Einen einzigen. Dieß ist in der That unverzeihlich, da doch wenigstens so viel Tücher verarbeitet werden sollten, als für die Garnison und das Waisenhaus erforderlich sind.

Ebendas. Vermuthlich wird nun die Beweidung durch fremde Schafe im Ulmischen aufhören, da die Schafhalter in der Stadt durch Aufhebung der Weide genöthigt sind, sich anderswo um Schafweide umzusehen. Es wird auch gewiß für die Schafe sowohl als für die Feldgüter und Wiesen besser gesorgt seyn, wenn die Schafe ihr Futter auf der gebirgichten Alp suchen.

IX. S. 77. Zu den Ulmschen Manufakturen gehört auch des Hrn. Elias Geiger Druckerey buntgefärbter Papiere. Sie hat einen guten Fortgang.

IX. S. 77. Lebheimer l. Leibheimer.

IX. letzte Z. 1750 l. 1763.

IX. S. 79. Ueber Schubart's Chronik erschien eine scharfe aber gerechte Kritik, unter dem Titel: Sendschreiben an Hrn Schubart u. s. w. seine Vaterlandschronik betreffend. 1789. in 8.

IX. S. 81. Seit dem 1sten September 1792 verlegt der Buchdrucker Wagner der Jüngere eine neue Ulmische Zeitung, betitelt: der Ulmische Landbothe, welche wegen des jetzigen Krieges großen Abgang hat, besonders unter Bauern; die aber schlecht geschrieben ist. Das Ulmsche Intellienzblatt erscheint seit 1752 im Verlage der Wohlerschen Buchhandlung.

IX. S. 82. Der hier genannte Arzt war D. Ruhland.

IX. S. 84 muß es geränbelte Gerste heißen.

IX. S. 87. Der geschickte Soldat heißt Lindner nicht Reinhard. Er ist aus Anspach gebürtig.

IX. S. 88. Die Lesegesellschaft existirt noch und ist zahlreich. Es sind Personen aus allerley Ständen darin aufgenommen, und eben so Personen aus allerley Ständen, selbst dem patrizischen Stande, verworfen worden. Der §. 8. der Gesetze ist selbst von einem Patrizier vorgeschlagen worden. Herr Theodor August Stübling, Kunsthändler, hält eine Leihbibliothek.

IX. S. 91. Man will eine Reform mit dem Gymnasium vornehmen; wenigstens ist den Obern ein Plan vorgelegt; wiewohl darüber noch nichts entschieden worden ist.

IX. S. 92. Das Tuch reicht nicht zu, allen Schülern Mäntel zu geben. Ein solcher Mantel muß vier Jahre halten.

IX. S. 99. Das Geplärre der Waisenkinder ist noch immer nicht abgeschafft.

IX. S. 100. Faust's Gesundheitskatechismus, den die Stettinsche Buchhandlung nach des Verfassers Erlaubniß nachgedruckt hat, ist nun in alle Stadt- und Landschulen gegeben worden, daß die Kinder ihn für 6 Kreuzer kaufen sollen. Allein das möchte wenig helfen. Denn erstlich sollte wohl das reiche Kirchengut die geringen Kosten daran gewendet haben, ihn umsonst auszutheilen; zweyteus sind wohl die bisherigen Lehrer, dem größten Theile nach, nicht im Stande, von dem Buche einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen. Ein Seminarium von guten Landschullehrern wäre das Wünschenswürdigste. Man sehe in der berlinschen Monatsschrift Dec. 1795, was ein einzelner edler Prediger in Sachsen, und im XIten Bande dieser RB. S. 105, was ein einzelner edler Prediger in Wirtemberg leisten. Wenn sie doch Nachfolger fänden!

IX. S. 105. Herr Affsprung war bey der Herrschaftstube, d. i. bey demjenigen Departemente angestellt, das die Angelegenheiten des Landes besorgt. Er hatte 200 Fl. Wartgeld, oder 180 Fl. nach Abzug der Vicesimation, d. h. des zwanzigsten Theils der Besoldung, den sich alle ulmische Officianten müssen abziehen lassen. S. S. 48.

IX. S. 106. Hr. Affsprung ist seit einiger Zeit Lehrer der griechischen Sprache und der Moral zu Reichenau in Graubünden.

IX. S. 110. Der erste Theil von Hrn. Millers Predigten fürs Landvolk kam schon 1776 heraus, als er noch Kandidat war.

IX. S. 111. Die ulmischen Prediger gehen seit einiger Zeit auch ohne Amtskleidung in Gesellschaft und auf Spaziergängen.

IX. S. 111. Herr Wolbach hieß Andreas, nicht Johann. Er hatte die Rechte studirt, und galt in Ulm für einen geschickten Juristen. In der Note: 1782 l. 1792.

IX. S. 113. in der 2ten Note. Der Verfasser des belohnten Esels ist nicht der verstorbene Abt Gregor Trautwein, sondern der noch lebende Subsenior des Wengenklosters, P. Joseph Lederer.

IX. S. 121. Auch in Hamburg ist es gewöhnlich, die Entbindungen der Frauen durch Mägde ansagen zu lassen. S. Briefe über Hamburg (Leipzig 1794, 8.) S. 92. 93.

IX. S. 122. Z. 12. hinzugesetzt: höchstens bis 3 oder 4 Uhr.

IX. S. 123. Z. 19. alle l. diese.

IX. S. 128. Man hat seit 1781 die beschwerlichen Leichenbegleitungen auf verschiedene Art vermeiden wollen. Darunter ist Eine Art erfunden, die ganz original ist, ein Hausermon genannt. Da werden eine Anzahl Befreundete in Kutschen geholt. Wann sie zusammen sind, wird der Todte ohne sie weggetragen, und bloß von vermummelten Mägden und Weibern eine Strecke begleitet. Darauf wird von einem Prediger im Hause eine Parentation gehalten, und die Leidetragenden mit Kaffee, Wein, Brod und Käse bewirthet und wieder nach Hause gefahren. Das heißt ein Hausermon!

IX. S. 130. Wenn die ganze Leichenceremonie vorbey und man aus der Garnisonkirche zurück ist, dann wird noch gegessen und getrunken. Die Note auf S. 125, und was in den Beylagen S. 25 gesagt wird, ist also unrichtig.

IX. S. 131. Die Gesellschaft, welche sich 1788 verabredete, die Trauer abzuschaffen, hat nicht viel Aufsehen gemacht, und die Folgen ihrer Verbindung sind kaum sichtbar geworden.

IX. S. 137. Z. 16. funfzig l. vierzig.

IX. S. 141. Z. 8. von unten, ist nicht nur auszustreichen.

IX. S. 142. Murr und der Hurenschneider sind zwey sehr verschiedene Personen. Der Murr ist der unterste Bediente beym Bau- und Feueramte, und zugleich eine Art von Herold, der obrigkeitliche Befehle zu Pferde, mit dem halb schwarzen und halb weißen Mantel bekleidet, in der Stadt an öffentlichen Plätzen abkündigen muß. Armen Sündern lieset er auch von der am Rathhause befindlichen Kanzel das Urtheil ab. — Der Hurenschneider, auch Züchtigungsknecht genannt, ist der unterste Diener des S. 97 in der Note genannten bürgerlichen Almosenkastens. Dieser giebt eigentlich auf schwangere Mädchen Achtung, und zeigt sie sodann dem sogenannten Einungamte an *).

IX. S. 143. Z. 3 von unten muß es also heißen: Trotz aller Hurenschneider.

IX. S. 146. «Bürger war ehemals in Ulm, Nürnberg und Augsburg der Namen für Patricier. Das

*) S. Beylagen S. 12.

Das ganze Gemeinwesen bestand aus den Bürgern und den Handwerkern oder der Gemeine. In nürnbergischen Privatgesetzen aus dem *XIV*ten Jahrhunderte werden die Verordnungen von den Bürgern vom rat gegeben *), wahrscheinlich im Gegensatze gegen die Rathsglieder von den Handwerkern oder der Gemeine **). In dem Zunftbriefe der Stadt Augsburg vom J. 1368 ist festgesetzt, daß die neun und zwanzig Zunftmeister und Rathgeber von der Gemeinde nehmen und wöllen sollen auß ihnen und auß den Bürgern zween Burgermeister, einen von den Bürgern, und einen auß den Zünften der Gemaind ***).» Im ulmischen Schwörbriefe vom J. 1558, der noch alle Jahre von der ganzen Bürgerschaft beschworen wird, heißt es: «daß ein jeder, er seye von den Bürgern, oder von den Erbaren Gewerb vndt Handwerkern u. s. w. †). Ferner: daß ein ieder Bürger hie zu Ulm, er seye von den Bürgern oder den Gewerb vndt Handwerkern u. s. w. ††).

Bür-

*) S. Jäger's juristisches Magazin für deutsche Reichs-Städte (Ulm 1790, 8.) I. 316. Anm. d. V.

**) Mir scheint gerade daraus zu folgen, daß daselbst auch Bürger außer dem Rathe gewesen. Der Reichsabschied vom Jahre 1530 unterscheidet ausdrücklich die Bürger von Geschlechtern, so im Rathe sind, von den Kauf- und Gewerbsleuten nnd den gemeinen Bürgern und Handwerkern. So viel ich weiß, kamen die acht Handwerker, oder Rathsfreunde, erst im sechszehnten Jahrhunderte in den Rath. N.

***) Langemantels Regimentshistorie der Stadt Augsburg (Augsburg 1734.) Fol. 44.

†) Jäger a. a. O. II. 331.

††) Jäger's juristisches Magazin für deutsche Reichsstädte (Ulm 1790, 8.)

Bürgerstube heißt also so viel als Patriciatsstube.»

Diese Bemerkung habe ich von einem in der ulmischen Geschichte erfahrnen Manne, dem ich sehr dafür danke. Indeß scheint mir es doch ungewöhnlich, daß bloß die Patricier sollten ausschließend Bürger genannt worden seyn, da doch die Handwerker auch gewiß das Bürgerrecht hatten. Wenigstens alle mir bekannte Schriftsteller, welche für die völlige Gleichheit der patricischen Geschlechter mit dem Landadel stritten, haben zwar darzuthun gesucht, daß das in den Städten genommene Bürgerrecht der Turnierfähigkeit dieser Geschlechter nicht präjudicirlich seyn könne; niemals aber, daß nur sie Bürger gewesen. Hätte dieß können dargethan werden; so würden sie es als einen wichtigen Grund angegeben haben; denn der Vorwurf der Turniersunfähigkeit beruhte offenbar darauf, daß diese Geschlechter mit Unadelichen durch das Bürgerrecht in einerley Sand getreten wären. Es ist auch wohl nicht zu zweifeln, daß beym ersten Entstehen der Städte Bürger in denselben vorhanden waren, ehe Adeliche in die Städte gingen, und diese Bürger müssen ja das Bürgerrecht gehabt haben; und gerade die Handwerker waren wohl unter den ersten. Diejenigen, welche dasselbe erlangen wollten, mußten Freye, d. h. nicht Leibeigene seyn, aber keinesweges Adeliche. Henisch, dessen deutsches Wörterbuch zu Augsburg im J. 1616 herauskam, erklärt Bürger durch Einwohner einer Stadt, und setzt hinzu: «Gemeiner Bürger, nicht «von Adel: popularis, plebejus civis.» Hingegen Geschlechter erklärt er «patricia familia.» Der ulmische Schwörbrief ist erst gemacht, nachdem die Patricier das Regiment erhalten hatten. Vor-

her hatten die Zünfte Antheil an der Regierung, und mußten also wohl Bürger seyn und heißen. Indeß, eine neuere Ausführung des behaupteten Satzes würde ein Gewinn für die Geschichte des Mittelalters seyn.

IX. S. 150. Z. 6. Röcke l. Mäntel von zweyerley Farben, die rechte Seite schwarz und die linke Seite weiß.

IX. Beylagen S. 3. Wenn ein Rathsherr aus der Schifferzunft stirbt, so tritt einer aus der Kürschnerzunft ein, daß also beide Zünfte abwechseln. — Auf der Donau kommen auch Waaren aus Oestreich, z. B. macedonische und böhmische Wolle.

IX. Beyl. S. 7. Schellneggen l. Schellnegger; Börglen l. Bürglen.

IX. Beyl. S. 9. Z. 13. Die Meistersänger singen oft auch satyrische und komische Lieder.

IX. Beyl. S. 21. «Es ist kaum abzusehen, wohin endlich die vielen Armenstiftungen und die noch jetzt fortdaurende Barmherzigkeit des Almosengebens, und Schamlosigkeit des Almosennehmens in Ulm führen müssen. Vor Weihnachten wird in der Stadt eine Kollekte für die Armen eingesammelt, und diese von dem Almosenamte unter die Dürftigen vertheilt. Zu Weihnachten 1795 waren 1178, die um diese Gabe ansprachen; also jeder elfte oder zwölfte Mensch geht in Ulm nach Almosen! Freylich ist jetzt eine besonders harte Zeit; inzwischen ist diese nicht allein daran schuldig: wenigstens weiß ich mit Zuverlässigkeit, daß sich die Manufakturisten und alle Professionisten, welche Tagarbeiter brauchen,

bald

bald über Mangel an Arbeitern, bald und noch häufiger über ihre Faulheit und ihren Trotz, wodurch sie verleitet werden, lieber zu betteln als zu arbeiten, bitter beschweren. Wäre es nicht gut, wenn sich das Almosenamt und alle diejenigen, welche Stiftungen auszutheilen haben, von den Manufakturisten und Professionisten, welche Taglöhner oder Arbeiter brauchen, ein Verzeichniß geben ließen, wie viel sie Arbeiter bedürfen, wie viel Fremde, wie viel Einheimische bey ihnen angestellt sind, und wen sie wegen Faulheit und Trotzes entweder selbst weggeschickt haben, oder wer dieser Ursachen wegen aus der Arbeit gelaufen ist. Dieses Verzeichniß sollte bey der Austheilung zur Hand genommen, und alle diejenigen abgewiesen werden, welche muthwillig aus Diensten getreten sind, oder die noch Arbeit finden könnten. Man würde auf diesem Wege die Menge verächtlicher Bettler erfahren, vielleicht darüber erstaunen, ihre Anzahl vermindern und die Wohlthätigkeit auf eine zweckmäßigere Art ausüben lernen.» Anm. eines Ulmers.

IX. Beylagen S. 27. Die Entstehung und Bestimmung der Sublevationsdeputation ist beschrieben in Jägers schon angeführtem Magazine III, 75 — 81.

IX. Beyl. S. 32. Daß kein ulmischer Landmann je Ursache gehabt habe, über das Hegen des Wildes Klage zu führen, ist eine Behauptung, der in Ulm Viele widersprechen. Der Schaden, den das Wild verursacht, ist freylich nicht so groß, als er es ehemals im benachbarten Herzogthume Wirtemberg war, aber doch noch immer groß genug, um gerechte Beschwerden zu veranlassen. Das

Beyspiel Wirtembergs wird hoffentlich auch hierin wohlthätig wirken.

IX. Beyl. S. 32. In Ulm will man nicht, daß die Stadt eine Kreisfestung seyn soll. Alsdann müßte doch wohl der Kreis die Kosten zu ihrer Erhaltung hergeben; und das geschieht nicht.

IX. Beyl. S. 35. «Die Zerstörung der Zierrathen in der Münsterkirche darf wohl für keine Ursache angesehen werden, warum die helvetische Lehre seit der ersten Reformation in Ulm ihr Glück nie wieder gemacht hat. Die erste Ursache des Uebertritts der Obrigkeit, nicht der Bürgerschaft — denn diese war jetzt in den Religionsangelegenheiten nicht mehr so selbstthätig, nachdem sie einmal das Glück der Befreyung vom päpstlichen Joche errungen hatte; ja sie wurde nicht einmal befragt — zur wittenbergischen Konkordia war die durch den nun etwas päpstelnden Luther bewirkte Drohung, daß sich der mächtige Beschützer der Evangelischen, der Kurfürst von Sachsen, von den oberdeutschen Gemeinden trennen, oder, welches eben so viel war, sie der Rache des ihnen nahen Kaisers Preis geben würde, wenn sie nicht dem schweizerischen sakramentirischen Bekenntnisse entsagen würden. Diese Ursache wirkte fort bis in den dreißigjährigen Krieg und den westphälischen Frieden. Und wie hätte seitdem eine Lossagung vom Lutherthume erwartet werden dürfen? Die Bürgerschaft äußerte 1536 ihre Unzufriedenheit über diese politische Religionsmaxime deutlich genug, und laut ging die Redensart umher: Frecht, der nach Wittenberg geschickt worden war, habe Christum von Wittenberg im Brodte mitgebracht.» Anmerkung eines Kenners der ulmischen Geschichte.

IX.

IX. Beyl. S. 36. Es ist unrichtig, daß die katholische Linie der Herren von Kraft in Ulm nicht rathsfähig sey; sie ist es allerdings, aber die Wahl ist frey, und so wird nicht leicht ein katholischer Kraft in Ulm Senator werden.

IX. Beyl. S. 39. Z. 9. von unten l. jährlichen vier Pferdemärkten.

IX. Beyl. S. 40. Jetzt kann nicht mehr gesagt werden, daß die Anzahl der Zuhörer in den Kirchen an Sonn- und Feyertagen sehr groß sey. Vielleicht giebt es kaum einen Ort, wo die Kirchen weniger besucht werden, festliche Zeiten ausgenommen. Der Ulmer liebt Feste und Aufzüge aller Art.

IX. Beyl. S. 42. Auch in der Hospitalkirche wird alle Sonntage Katechisation gehalten.

IX. Beyl. S. 48. Z. 16. Harfner l. Hafner.

IX. Beyl. S. 64. l. Zwey Scholarchen, Einen Prediger und Einen Rechtskonsulenten.

IX. Beyl. S. 241. Wadel wird in der Kurmark beym Forstwesen die Zeit genannt, wo man Holz hauet.

Zum zehnten Bande.

X. S. 5. Der Verfasser der Geographie und Statistik Wirtembergs ist Herr Diakonus Röder in Marbach.

X. S. 6. Gräflich hohenheimsche, nachher Prinz Friedrich Wilhelmsche genannt. Der Herzog Ludwig Eugen gab es dem jetzigen Herzoge. Ein

neues ansehnliches Haus ist indeß auf dem Hospitalplatze gebauet worden, das ehemals der französische Gesandte, jetzt der Minister, Geheimerrath und Kammerpräsident Baron von Wöllwarth bewohnt.

X. S. 7. Der abgebrannte Flügel ist nun meistens wieder hergestellt.

X. S. 9. In der Note Z. 2. nach sagt muß S. 123 hinzugesetzt werden, und Z. 4 wird 123 ausgestrichen.

X. S. 11. Der Weg nach Kanstatt ist nicht chaussirt, das Wort im technologischen Verstande genommen. Die Wege nach Ludwigsburg, Schorndorf und Tübingen sind chaussirt. Im Herbste ist daher der Weg nach Kanstatt fast nicht zu passiren; also wird Kiesweg nicht für Chaussee genommen.

X. S. 12. Die Polizeyverordnungen für Stuttgard sind im Jahre 1790 in 4to zusammengedruckt, nämlich 1) Armenordnung; 2) Straßenpolizeyordnung; 3) Brunnenordnung; 4) Feuer- und Löschanstalten betreffend; 5) Trauer- und Leichenordnung; 6) Aufkauf der Viktualien, Metzger und Bäcker; 7) Gewicht, Maaß und Eich betreffend; 8) über einzelne Gegenstände. Sie enthalten viele sehr weise Verordnungen, z. B. die Trauer ist sehr gemäßigt, wornach zu ändern, was ich X. S. 133 wegen der Trauer gesagt habe. Unter den einzelnen Verordnungen betrifft Nr. 5. die Wechselsensalen. Denselben ist für 50 Fl. 1 Kreuzer, für 100 Fl. 1 Fl. 3 Kreuzer, für 300 Fl. 2 Fl. 30 Kreuzer u. s. w. für die Gelder zugebilligt, die sie negociiren. Es ist beynahe unbegreiflich, wie man eine so hohe Senserie hat verordnen können. Sonst ist wohl in ganz

Deutschland die Senserie 1 pr. mille. Große Summen auf diese Art von Mäklern negociiren zu lassen, muß sehr lästig seyn.

X. S. 12. Jährlich wird eine Nachricht von den freywilligen Liebesgaben, welche dem Waisenhause in Stuttgard zufließen, in Oktav gedruckt; wobey auch Nachrichten von der Einrichtung des Waisenhauses selbst mitgetheilt werden, die nicht uninteressant sind. Aus dem Verzeichnisse der freywilligen Gaben sieht man, daß die allermeisten eigentlich nicht Liebesgaben sind, sondern daß meist bey den Gebern ein geistlicher oder leiblicher Eigennutz mit unterläuft. Es erhellet, daß die guten Bürger in Stuttgard der Meinung sind wie die in Ulm, daß das Gebet der Waisenkinder in allerhand Leibes- und Seelengebrechen heilsam seyn kann (S. diese RB. IXr Band S. 98. 99.), und daher werden fast alle diese Liebesgaben von den Gebern ins Waisenhaus geschickt, damit gewisse Personen und ihr Anliegen in das Gebet der Waisen eingeschlossen und von denselben irgend ein Lied soll gesungen werden. So ist z. B. den 2ten Febr. 1788 Folgendes verzeichnet: «Eine ledige Weibsperson M. M. D. v. W. überschickt auf ihren heutigen Geburtstag den Waisen 1 Fl., mit der Bitte, sie und ihren lieben Freund und Vetter, wegen Kränklichkeit, in das Gebet der Waisen einzuschließen, und die Lieder absingen zu lassen: O daß ich tausend Zungen hätte! ꝛc. und: Du unbegreiflich höchstes Gut, ꝛc.» Angenehmer war es mir, in der Nachricht vom Jahre 1790 in der Vorrede zu lesen, zu welchen Arbeiten die Waisenkinder angehalten werden, und wie viel sie gearbeitet haben. Uebri-

gens sind, wie aus der Nachricht zu ersehen, auch in diesem Waisenhause erwachsene Züchtlinge und Sträflinge beiderley Geschlechts.

Ein angesehener und einsichtsvoller Mann in Wirtemberg schreibt mir über:

X. S. 16. «Dieser Meinung bin ich auch. Röder verstand die Sache gewiß nicht recht oder gar nicht, obschon er sehr gern absprechend entscheidet.»

«Wir haben Zählungen von gedoppelter Art: die kirchlichen durch Pfarrer, welche an die Speciale, und von diesen an den Synodus eingeschickt werden; und die weltliche, die an den Herzog eingeschickt wird. Jene hat ihren Terminum legalem, nämlich Georgii. Man erhält also durch jene eine Zählung, die nur am 23. April richtig war; und durch diese eine Zählung, die nur am 1. Jan. richtig angenommen werden kann. Nun geschieht die Zusammenrechnung aller Angaben erst im Synodus, also im November, wo große Veränderungen vorgegangen seyn können. Es kann also die Synodalberechnung, nach der Natur der Sache, nie ganz richtig und zuverlässig seyn. Die herzogliche Zählung war unter Herzog Karl etwas zu verwickelt, ist aber jetzt kürzer und einfacher. Wenn Fehler vorgehen, so können die Pfarrer die Schuld davon haben; einen Theil der Schuld haben aber auch die Magistratspersonen, die in Städten mit dem Diakonus den Umgang von Haus zu Haus halten sollen. In der ganzen Rechnung muß man also immer auch auf Nachlässigkeit oder Unerfahrenheit der Geistlichen rechnen. Die meisten Unrichtigkeiten aber kommen bey wandernden Handwerksbur-

schen

schen vor, wobey freylich manches Interesse mit unterläuft. Man wird indeß die Zählungen im Durchschnitte als richtig auf den Terminum ihrer Erhebung annehmen dürfen, und die Differenz derer, die durch zufällige Ursachen nicht eingetragen worden sind, dürfte für Stuttgard kaum 50 austragen. Unsere Synodalberechnung stand bey Herzog Karl's Tode sehr hoch auf 563,000, möchte aber jetzt etwas weniges gefallen seyn. Röder's Multiplikator ist offenbar willkührlich, und kann weder auf Stuttgard, noch auf unser Land überhaupt passen.»

X. S. 23. Ich bedaure, daß ich, als ich über Stuttgard schrieb, nicht wußte, daß in Herrn Hofrath Meiners kleinen Länder- und Reisebeschreibungen, IIs Bändchen (Berlin 1794, 8.) sehr interessante und zum Theil wichtige Bemerkungen auf einer Herbstreise nach Schwaben, im Nov. 1793, zu finden sind. Ich würde davon verschiedentlich sehr guten Gebrauch haben machen können. Dahin gehören S. 317 die treffenden Anmerkungen von den Ursachen der großen Sterblichkeit der Kinder in Stuttgard. So sagt er S. 260, daß die Einkünfte des Kirchenguts über Eine Million Gulden betragen, welches ich (Xr Band S. 111) nicht bestimmt wußte. Indeß, da ich diese Bemerkungen vor dem Abdrucke der meinigen nicht kannte; so gereicht es mir um so viel mehr zur Zufriedenheit, daß Hr. Meiners fast über alle Gegenstände, wovon wir beiderseits handeln, ungefähr eben so urtheilt als ich, ja manches noch deutlicher sagt, als ich es wagen mochte, so wie ich einige Sachen auch deutlicher heraussage als Er. Etwas lächeln mußte ich, da ich S. 266 fand,

«daß

«daß mehrere Verbesserungen der Bergwerke, des Forstwesens u. s. w. schwer einzuführen sind, weil mehrere Liebhaber des Hergebrachten alle Veränderungen als verfassungswidrig, oder als Nachäffungen preußischer Einrichtungen verdächtig zu machen suchen.» Ich kenne auch dergleichen warm patriotische Liebhaber des Hergebrachten in Wirtemberg. Wenn die guten Leute wenigstens wüßten was preußisch wäre! So viel ich noch vom wirtembergschen Bergwerkswesen, Forstwesen und vom Finanzwesen dieses Landes kenne, scheint mir alles von den preußischen Einrichtungen wesentlich verschieden zu seyn. Das ist nicht als ein Tadel gemeint; denn es ist ausgemacht, daß Einrichtungen sehr gut seyn können, die nicht preußisch sind. Vielleicht könnte es aber doch nützlich seyn, wenn gewisse Leute in Wirtemberg die preußischen Einrichtungen gründlich kennen lernten. Meine Unterredungen mit zwey würdigen Ministern (RB. IXr Band S. 36. 37.) handelten auch davon.

X. S. 24. In Stuttgard sind keine Waldenser, allenfalls Mümpelgarder, die in Stuttgard in Diensten stehen, und sich zur lutherischen Kirche halten. Die reformirte Gemeine ist ansehnlich und hat einen guten rechtschaffenen Pfarrer, der großen Zulauf hat.

Der obenerwähnte Wirtembergische Korrespondent schreibt mir über

X. S. 26: »Sie haben hier vollkommen wahr geschrieben. Röder versteht die Sache nicht. Mit der Engländischen Verfassung haben wir in Bezug auf unsere Verfassung gerade gar nichts gemein.«

X.

X. S. 29. »Der Herzog kann wegen seiner Domainengüter auf den Landtagen nicht erscheinen. Das jüngst angekaufte Bönnigheim ist förmlich dem Lande inkorporirt worden, und wird also auch auf Landtagen erscheinen. Es ist also nicht möglich, daß der Herzog auf Landtagen erscheint oder Abgeordnete schickt. Die Kommunen aber, wo die Dominialgüter liegen, können, wo es observanzmäßig ist, in gewissen Fällen Abgeordnete zum Landtage schicken, wenn nämlich erweislich ist, daß in andern Fällen die Kommun mit dem Lande hebt und legt, vti aiunt.«

X. S. 30. »Spittler hat sehr Recht! Selbst unparteiische Mitglieder des engern Ausschusses können es nicht leugnen. Seit einiger Zeit holt man doch mehr die Vollmachten vom Lande ein.« Dieß und folgendes ist ebenfalls das Urtheil eines wirtembergischen angesehenen Mannes; desgleichen:

X. S. 31. Diese 14 Prälaten. »Sollte dieß nicht heißen: Diese vier Prälaten nebst den städtischen Deputirten — weil vom engern Ausschuß die Rede ist, wo nur 2 Prälaten und 6 städtische Deputirte sitzen? Im größern Ausschuß, worunter man den engern mit dem äussern Ausschuß versteht, sitzen also 4 Prälaten und 12 städtische Abgeordnete. Oetinger saß nie weder in dem engern noch größern Ausschusse. Zu unsrer Zeit aber sitzt Herr Roos im größern, und kömmt bey nächster Vakanz in den engern. Er ist das Haupt der Pietisten, und diese Partey wird immer stärker.« — Ferner sagt eben dieser einsichtsvolle Mann:

X. S. 32. In allewege haben Sie Recht. Die Geschäfte der Kanzley sind von großer Wichtigkeit. Röder versteht das Ding nicht recht.«

X. S. 33. Ich habe schon mehrmal bemerkt, welch ein elendes und höchst unvollkommenes Buch die Geographie und Statistik Wirtembergs ist, worin, bey vielen ganz unnöthigen und unnützen Dingen, oft die nöthigsten und wichtigsten vergessen sind. Sollte man glauben, daß der Verfasser von den Staatsschulden des Herzogthums Wirtemberg, und von den daraus entstehenden Obligationen auch nicht ein Wort sagt? Das hätte doch wohl in eine Statistik gehört. Konnte er auch nicht die Summen ungefähr angeben, oder wollte und durfte er es nicht; so hätte er doch wenigstens die Existenz dieser Schulden, die verschiedenen Arten der Obligationen, und die Zinsen die sie tragen anführen sollen. Darnach habe ich, als ein bloßer Reisender mich erkundigt. Ich habe nur vergessen im zehnten Bande etwas hierüber zu sagen, und trage es hier aus meinem Tagebuche nach, mit Beyfügung einiger neuern Nachrichten; indem ich mich nicht erinnere, in irgend einem gedruckten Buche eine deutliche und vollständige Nachricht hievon gefunden zu haben. Die verschiedenen in Wirtemberg vorhandenen öffentliche Schuldenobligationen sind von siebenerley Art:

1) Landschaftliche Obligationen
2) Kirchenräthliche Obligationen
3) Kammerschulden-Oligationen
4) Schuldenzahlungs-Obligationen.
5) Kammerschreiberey-Obligationen
6) Städte-Aemter- und Dörfer-Obligationen.
7) Kreis-Obligationen.

Diese alle tragen fünf pro Cent Zinsen, außer die Kreis-Obligationen wovon einige auch zu vier

vier pro Cent stehen. Die Zinsen werden jährlich nur einmal auf den Termin der aufgenommenen Schuld, z. B. auf Georgii, Martini, Lichtmeß u. s. w. bezahlt. Nur bey der Landschaft hat man noch mehrere Termine, z. B. Margaretha, Ulrich, u. dgl. Keine von diesen Obligationen sind auf den Vorzeiger gestellt, sondern alle lauten auf einen bestimmten Namen, nach einem festgesetzten Formulare *). Will jemand eine solche Obligation abtreten, so muß er sie durch eine schriftliche, gewöhnlich von einen Stadtschreiber oder gerichtlichen Aktuar ausgefertigte Urkunde cediren. Davon wird den gehörigen Kassen Nachricht gegeben, und der Einnehmer trägt den veränderten Namen in sein Register ein. Bey den landschaftlichen und kirchenräthlichen Kassen (ich weiß nicht gewiß ob auch bey allen übrigen) wird kein Geld von Fremden angenommen; sogar wenn ein Auswärtiger ein Kapital erbt, das in einer solchen Obligation besteht, so wird die Cession an ihn nicht angenommen, sondern das Geld wird sogleich baar ausgezahlt **). Von allen diesen Obligationen werden öfter einige abbezahlt, und wenn es die Umstände erfordern, wieder etwas aufgenommen. Sie haben alle vollkommenen Kredit, und sind daher niemals unter pari, außer daß ehemals wohl die Kammer-Obligationen ziemlich fielen, die sich aber auch jetzt wieder heben. Ueber pari stehen alle diese Obligationen auch eigentlich nicht, da sie nicht wie öffentliche Papiere in Oestreich, England und andern Staaten kursiren. Sie als Bezah-

*) Etwas findet man davon in Gmelins Aufsätzen über Verträge. Tüb. 1790. 8.

**) S. auch Gmelin l. c. S. 2. Abtretung.

zahlung für baar Geld zu nehmen kann niemand gezwungen werden; doch sind sie natürlich sehr leicht anzubringen, wenn sie jemand cediren will, indem man sie nicht immer haben kann, und da sie jedermann der sein Geld verlangt, allezeit kündigen kann, und sein Geld erhält.

Die landschaftlichen Obligationen werden von den Landständen ausgefertiget, auf den Kredit des ganzen Landes. Der Herzog hat dabey gar nichts zu sagen, sondern ganz allein die Landstände. Wenn Kapitale abbezahlt werden, welches vor dem Kriege nicht selten geschah, so werden allemal die ältesten Obligationen zuerst abbezahlt. Die jährlich zu bezahlende Summe hängt vom Ermessen des Engen Ausschusses ab. Sie ist nicht bestimmt; in Friedenszeiten ist sie größer als in Kriegszeiten.

2) Die kirchenräthlichen Obligationen haben den sehr großen Fond des Kirchenguts zur Hypothek. Da der Herzog das Kirchenraths-Kollegium besetzt, so werden diese Obligationen nicht ohne seine Bewilligung ausgefertiget, doch hat auch die Landschaft dabey zu sagen, weil sie auf die Administration des Kirchenguts ein wachsames Auge hat. Aus dieser Kasse werden am öftersten Obligationen ausgezahlt, und die Schulden des Kirchenguts könnten ganz getilgt, oder wenigstens sehr unbeträchtlich gemacht werden, wenn man nicht aus politischen Gründen zuweilen wieder einige Kapitalien aufnähme.

3) Die Kammerschulden-Obligationen werden auf Befehl des Herzogs von der Kammer ausgefertigt, und von allen Räthen dieses Kollegiums unterschrieben. Die Landschaft garantirt sie nicht, und hat überhaupt damit nichts zu thun. Zu Bezah-

Zahlung der Zinsen sind beträchtliche Summen auf die Herzoglichen Einkünfte bey der Generalkasse angewiesen. Der Kredit dieser Kammerschulden-Obligationen ist mehrmals gestiegen und gefallen, je nachdem durch Kriegsvorfälle, und andere größere Ausgaben das Deficit der Kammer größer oder kleiner war. Bey der jetzigen guten und festen Administration hebt sich der Kredit derselben.

4) Die Schuldenzahlungs-Kasse steht unter einer herzoglichen und landschaftlichen Administration. Dieselbe ward durch den 1770 geschlossenen Erbvergleich unter Herzog Karl errichtet, da das Land vier Millionen Gulden des Landesherrn übernahm *). Diese Obligationen haben also etwas mit den sächsischen Steuerscheinen gemein, jedoch nach einem andern Plane, dem Verhältnisse der Wirtembergischen Verfassung gemäß. Die Landschaft gibt jährlich 90,000 Fl. und der Herzog 180,000 Fl. Aus dieser Kasse werden jährlich eine gewisse Anzahl Obligationen abbezahlt, und man glaubt in acht bis zehen Jahren würde alles bezahlt seyn, da denn diese Kasse eigentlich aufhören würde.

5) Kammerschreiberey-Obligationen. Sie haben die beträchtlichen Kammerschreiberey-Güter zur

*) Die hieher gehörige Stelle aus dem Erbvergleiche steht in J. J. Mosers Werk vom Reichsständischen Schuldenwesen Ir Bd, (4. Frankf. 1774.) S. 196 ff. Moser hat bekanntlich die Schulden der Reichsstände nur in rechtlicher Hinsicht, aber gar nicht statistisch oder finanzmäßig betrachtet. Deßgleichen in Breyeri Ius publ. Wirtembergense S. 409 findet man die Anzahl der Kammerschulden, welche die Landstände seit 1554 übernommen haben, aber ohne Nachricht, wie viel und wie sie abbezahlt werden. N.

zur Hypothek, welche bekanntlich ein Fideikommiß der herzoglichen Familie sind. Sie haben den vollkommensten Kredit.

6) Die Städte- Aemter- und Dörfer- Obligationen sind sehr gut und sicher, aber sonderlich der städtischen Obligationen wurden bis zum jetzigen Kriege fast täglich weniger, weil die Städte so viel möglich suchen ihre Schulden zu bezahlen. Dieses Schuldenwesen steht unter einer herzoglichen und landschaftlichen Deputation, die Landrechnung genannt. Die Dörfer dürfen ohne Erlaubniß der Herrschaft keine Schulden machen.

7. Die Kreis-Obligationen werden auf dem Kreiskonvente ausgefertigt. Sie haben den größten Kredit, ungeachtet in dem jetzigen Kriege die Summe der Kreisschulden ganz ungemein zugenommen hat. Da das Land die Kreisprästanda übernommen hat, wozu der Herzog nichts giebt, so bezahlt auch die Landschaft die Zinsen der Kreis-Obligationen, und berechnet sich darüber mit der Kreis-Kasse.

Die Summen aller dieser verschiedenen Schulden werden geheim gehalten, und ich mag Angaben über einige, welche ich außerhalb Wirtemberg gehört habe, nicht hieher setzen. So viel ist gewiß, daß in dem jetzigen unglücklichen Kriege der auch Schwaben sehr drückte, die meisten Arten dieser Schulden zugenommen haben. Auch in Absicht dieser Schuldenverfassung ist das wirtembergische Land einzig in seiner Art. Es ließen sich verschiedene Betrachtungen darüber anstellen, welche mich zu weit führen würden. Nur das einzige: Man bedenke die beträchtliche Last der öffentlichen

Schul-

Schulden, und doch den vollkommenen Kredit, und daß man selbst in bedrängten Kriegszeiten von Fremden kein Geld annimmt. Dieß ist von der einen Seite allerdings ein Zeichen des Wohlstandes, von der andern Seite aber auch eine Spur der langsamen Zirkulation des Geldes in diesem gesegneten Lande, wovon man mehrere Spuren findet, wenn man auf den wirtembergischen Nahrungszustand acht giebt. (Man sehe auch den Xn Theil Beylage VIII. 4. S. 16-22.) Denn wäre mehr Industrie und Zirkulation, so würden nicht so viele ihr Geld bloß auf Zinsen geben. Würden z. B. diese beträchtlichen Kapitalien, welche alle Einheimischen gehören, mehr zum Bauen gebraucht, (da in Wirtemberg Privatpersonen wenig neue Häuser bauen) so würde auch schon dadurch die Spekulation einen ganz andern Weg nehmen. Zu der Zeit da die reiche Vorstadt in Stuttgard gebauet wurde, muß der Baugeist mehr auf wohlhabenden Privatpersonen geruht haben. Aber es sind auch viel Spuren da, daß ein großer Theil der jetzt immer noch auf Zinsen liegende Kapitalien in vorigen Zeiten erworben worden, wo also der Wohlstand größer war. Wahrscheinlich wurden durch den damaligen größern auswärtigen Verkauf der Produkte diese Kapitalien zusammengebracht.

Beträchtlicher persönlicher Kredit auf Obligationen ist in Wirtemberg nicht gebräuchlich. Gewöhnlich giebt man Kapitalien auf Güter d. h. auf Aecker, Wiesen, Gärten. Zu diesem Behufe werden bey den Gerichten Unterpfandbücher gehalten, wo die Hypotheken eingetragen werden. Es ist gewöhnlich, die Güter nur bis auf ein Drittel

zu verpfänden; wenn also z. B. ein Bauer 300 Fl. aufnehmen will, so muß er eine Hypothek von 900 Fl. anweisen. Seitdem die Brandassekuration eingerichtet ist, werden auch Häuser zur Hypothek eingesetzt.

X. S. 35. Kastkellerey hat den Namen von Kasten und Keller. Kasten bedeutet ein Magazin oder Gebäude, wo Getreide aufbewahrt wird, um die Naturalien-Besoldungen an Früchten davon zu bestreiten. Keller ist der Ort, wo die Weine zur Besoldung anderer aufbewahrt werden. Es ist also da ein herrschaftlicher Einnehmer und Verwalter von herrschaftlichen Gülten und Gefällen aus Domainengütern, auch von gewissen zufälligen Gefällen und Einnahmen des Fürsten, von Vergleichungen, Taxen u. dgl. wovon hernach gewisse Diener des Herzogs mit Geld, Getreide und Wein besoldet werden müssen. Dieser Einnehmer muß auch den Hofkeller und die Hofbäckerey besorgen.

Gewölbverwaltung ist Verwaltung der eigenen Privatökonomie des Herzogs und seiner Hoflakaien und deren Kleidungsstücke, welche ehemals in einem Gewölbe niedergelegt wurden. Gemeiniglich hat der Herzog seine eigene Garderobe; geringere Diener, vom Kammerdiener an bis auf den Hofwärter, werden vom Gewölbsverwalter besorgt.

Der Untergang bedeutet die Schätzung eines Hauses, welches bey Theilungen nothwendig ist, wenn ein Haus vererbt werden soll und es darauf ankommt, wie viel es werth seyn möchte. Die Untergänger müssen unter das Dach gehen, tectum subire, in allen Zimmern herumgehen.

X. S. 38. Z. 13. 1779 l. 1759.

Z. 17. Einfuhr l. Einführung.

X. S. 38. Hr. Huber lebt noch.

X. S. 39. Herr Rieger war Gesandter in Paris vor der Revolution, ward Geheimer-Rath, kam zurück und saß im Geheimen Rathe, privatisirt aber jetzt, nachdem er unter dem Herzoge Ludwig Eugen den Abschied verlangt und erhalten hat.

X. S. 45. Lugwigsburg hat nun eine gute Tuchfabrik, welche beträchtlichen auswärtigen Vorschuß hat.

X. S. 46. Die Spiegelfabrik ist eingegangen.

X. S. 47. Dem Schwäbischen Merkur ist auch eine schwäbische Chronik beygefügt, welche (so wie etwa die berühmten schlesischen Provinzialblätter für Schlesien) viele nützliche Nachrichten aus allen schwäbischen Ländern enthält. Der Verfasser ist Hr. Mag. Elben, ein fleißiger und geschickter Mann. Von dieser Zeitung werden über 2000 abgesetzt.

X. S. 51. Hr. Oberbibliothekar Vischer starb 1789.

X. S. 59. Der Herzog Ludwig Eugen hat eine Hofuniform festgesetzt, um dem Aufwande mit kostbaren Kleidungsstücken zu begegnen.

X. S. 67. Nur die Kupferstecher arbeiten noch im Gebäude der Militarakademie, wohnen aber nicht mehr da.

X. S. 78. Prälat Volz ist schon 1783 gestorben.

X. S. 79. In Zerrenners deutschem Schulfreund IXs Bändchen (Erfurt 1794. 8.) findet man S. 95. ff. eine Nachricht von den wirtembergischen deutschen Schulen, welche mit möglichster Gelindigkeit geschildert sind; und doch sieht man selbst aus dieser Beschreibung, wie ganz elend es damit bestellt ist. Der Verfasser giebt zum Grunde an, warum kein Schulseminarium errichtet werde, daß fast alle Gemeinen ihre Schulmeister selbst wählen; daher es dabey nach Gunst und Verwandschaften gehet. Und es ginge nicht wohl an, meint der Verfasser, daß man den Gemeinen ihr Recht zu wählen nähme. Dieß darf auch gar nicht geschehen. Der Verfasser sagt S. 101 selbst, es sey im J. 1792 ein herzoglicher Befehl ergangen, daß niemand von den Gemeinen solle können gewählt werden, der nicht vom herzoglichen Konsistorium examinirt und tüchtig befunden worden. Wenn wirklich die Mehrheit des Konsistoriums die richtige Einsicht hat, was zu einem guten deutschen Schulmeister erfordert werde, (woran man, wegen der Erneurung einer alten elenden Schulordnung, fast zweifeln möchte, S. RB. IXr Band S. 80.), so würde ein zweckmäßiges Schulmeisterseminarium das wirtembergische Schulwesen ganz auf einen andern Fuß setzen. Alsdann dürfte nur befohlen werden, daß niemand wahlfähig seyn solle, als der entweder im Schulseminarium die gehörigen Kenntnisse erlangt hätte, oder von den Vorstehern des Schulmeisterseminariums examinirt worden, ob er sich anderweit diese Kenntnisse erworben habe. Aber damit ein solches deutsches Schulmeisterseminarium recht zweckmäßig eingerichtet werde, müßte der pietistisch-ascetische, Oetingerisch-Riegerisch-Roossche Geist von man-

manchen Prälaten und Konsistorialen weichen, und dafür wohlthätige Rochowisch-Campisch-Resewitzsche Schulkenntnisse auf ihnen ruhen. Da liegt der Grund des Uebels, den der Verfasser nicht zu berühren für gut befunden hat, den aber einsichtsvolle wirtembergische Patrioten genug kennen und genug beseufzen. S. 120 findet man daß in Wirtemberg seit 1739 schon Sonntagsschulen gewesen seyn sollen; in dem beygefügten Reskripte aber werden sie geistliche Uebungen genennet. Sonntägliche geistliche Uebungen sind aber nicht Sonntagsschulen, so wenig wie Roosische ascetische Bilderjagd theologische Gelehrsamkeit ist. So verwirrt man die Begriffe um sich zu schmeicheln. S. 123 las ich mit großem Vergnügen, daß Hr. M. Burk Prediger zu Liebenzell, (jetzt zu Weiltingen unweit Dünkelsbühl) ein Privatschulmeisterseminarium angelegt hat. Gesegnet sey der edle Mann, der, so viel in seinen Kräften steht, für das Wohl seines Vaterlandes sorgt! Solche einzelne Beyspiele werden doch endlich auch manche Obern aus ihrem pädagogischen Schlafe, worin sie geistliche Uebungen für Unterricht halten, aufwecken. Im IIIten und IVten Bändchen des Schulfreundes stehen auch einige Nachrichten vom Wirtembergischen Schulwesen. Im IVten Stücke ein Aufsatz betitelt Rückschritte des deutschen Schulwesens in Wirtemberg, da für's Auswendiglernen gestritten wird. Im IIIten Stücke steht ein Synodalreskript, gegen das Auswendiglernen. Welches gilt? Ich lese in den Rintelnschen Annalen der theologischen Litteratur 1795 S. 317 mit großem Vergnügen, daß der herzogliche Synodus im November 1794 sich vorgenommen hat, den Wirtembergischen deutschen Schullehrern pädagogi-

sche Fragen vorzulegen und verschiedene Preise auf deren Beantwortung zu setzen. Die Reform der deutschen Schulen ist allerdings das wichtigste, weil das ganze Volk dadurch gebildet wird. Ich hoffe aber, man wird auch noch, so wie bessere Einsichten sich auch unter die Obern verbreiten, an die Klosterschulen kommen; welche mit viel geringerer Mühe ganz zweckmäßig gemacht werden könnten. Doch auch hier ist ein Seminarium von tauglichen Lehrern das vornehmste. Wo könnte es besser angelegt werden als im Theologischen Stifte in Tübingen, wenn man — wollte?

X. S. 81. Eigentlich haben die Landstände keinen unmittelbaren Einfluß auf die Schulen, sondern allein und ausschließungsweise das Konsistorium. Die Landstände oder die Landschaft engern Ausschusses macht nur alsdann Vorstellungen, wann die Rechte der Kommunen oder Fonds derselben angetastet und vom Konsistorium dem Lande zu viel angesonnen werden sollte. Im Synodus wird über die Schulen von den Generalsuperintendenten zu Denkendorf, Maulbronn, Bebenhausen und Adelberg referirt; aber das Meiste hängt vom Konsistorium ab.

X. S. 82. Das Schwäbische Magazin besteht aus VI Bänden.

X. S. 83. In der zweyten Note Magazin l. Museum.

X. S. 88. Z. 2. 1768. l. 1765.

X. S. 90. Herr Maier ist jüngsthin Pfarrer im Lande geworden, nachdem er aus Venedig zurückgekommen.

Ein

Ein einsichtsvoller Mann der Wirtemberg kennt und liebt, urtheilt folgendermaaßen über

X. S. 108. »Die Fragen sind gut; die Sache selbst aber aller Beherzigung würdig. Zur Beleuchtung will ich nur einige Anmerkungen machen:«

1) »Der Autor dieses Fragenplans ist der gewesene Konsistorialrath und Hofprediger Tasinger; zwar ein inniger Freund des berühmten Geheimenraths Bilfinger, aber dabey, wie man allgemein dafür hält, ein Mann der darauf sein Konsistorialpapat bauen wollte.«

2. »Hat aber dieser Fragenplan auch eine gesetzliche Kraft? Ist er auf wirkliche Gesetze, Reskripte, Landesordnungen, Kirchenordnungen u. dgl. gegründet? Dieser Beweis würde äußerst schwer zu führen seyn. Also, so lange dieses nicht erwiesen ist, sind es lauter willkürliche Verfügungen, die sehr wohl anders seyn könnten und sollten. Wenn also Rekurse an das Justizregierungskollegium deßwegen kämen, so kann man rechtlich nicht darauf sprechen, und es ist kollegialische Höflichkeit eines Kollegiums gegen das andere, wenn die Regierung auf den Fragenplan erkennt; denn eigentlich erkennt sie nur auf Gesetze, in so fern sie im Fragenplan vorkommen, aber nicht auf den Fragenplan selbst.«

3) »Der Fragenplan selbst beweiset, daß die Verfassung der Wirtembergischen Kirche ganz auf Hierarchie gegründet ist, welches dem Emporstreben einer vernünftigen Aufklärung immer schädlich seyn wird. Daraus entspringt hernach gar leicht der Geist der Unterdrückung, der Parteyengeist, Lähmung freydenkender Gemüther u. s. f. Der Herzog Karl hat be-

hauptet, er hätte 15000 Pietisten zu Unterthanen. Wie vieles können diese Leute wirken? Niemand wagt es, es mit ihnen zu verderben.

4) »Am Fragenplane hängt aber auch der Vortheil der Speciale, welche ihn immer kräftigst unterstützen werden, nicht nur wegen der ärgerlichen Schmausereyen welche bey Visitationen vorzugehen pflegen, sondern auch wegen der Taggelder die sie dabey einzunehmen pflegen, ob ihnen gleich ihre Reise bezahlt werden muß; und dennoch sind manche von ihnen nicht mit dem Taggelde zufrieden, sondern wollen es noch erhöht haben, wie neue Beyspiele davon zeugen. Der arme Pfarrer muß dann auch wohl noch etwas entweder am N. J. oder sonst beylegen, damit er ein gutes Testimonium erhält. So schädlich ist der Fragenplan dem Lande! Möchte er doch in ernsthafte Ansprache genommen werden! Vertheidiger wird er gewiß finden. Wer ihn unterstützen werde, läßt sich leicht begreifen. Aber wer hilft uns!«

Hierüber kann man auch nachlesen, die Freymüthige Beschreibung des kirchlichen Zustandes im Herzogth. Wirtemberg (1791. 8.) wo auch schon über die Schmausereyen geklagt wird. Desgleichen die Allg. Deutsch Bibl. CXr. Band. S. 199. 200, wo mehr darüber hinzugesetzt wird; besonders, daß bey den Disputationen, (wozu die Pfarrer jährlich bey dem Speciale zusammen kommen müssen,) das Kirchengut dem Speciale für jeden Pfarrer 30 Xr fürs Mittagessen bezahlt, und daß viele Speciale dennoch jeden Pfarrer, (denen ohnedieß die Reisekosten zur Last fallen,) seine Zeche bezahlen lassen.

X. S. 103. Das Adlerpapier ist ein Papier zum Behufe der Kanzleyen in Wirtemberg, das auf verschiedenen Papiermühlen nach einem vorgeschriebenen Maaßstabe gemacht wird. Einige herrschaftliche Mühlen müssen auch Papier anstatt eines Canonis liefern. Es giebt eine kleine und größere Sorte. Der größern bedient man sich zu Berichten und Kanzleygeschäften. Es ist nur von mäßiger Güte.

X. S. 113. Z. 10 Festung l. Festungen.

X. S. 143. Frisoni bauete noch eine katholische Kapelle, außer dem Schlosse, an der Ecke der Schorndorfer Straße, die man das Frisonische Haus nannte. Diese aber mußte abgerissen werden.

X. S. 148. Die Porzellanfabrik in Ludwigsburg ist eingegangen.

X. S. 153. »Der blinde Haß gegen die Reformirten,« schreibt mir ein patriotischer Wirtemberger, »ist nicht zu leugnen. Er wird aber gewiß nach und nach aufhören, wozu alles angelegt ist. Aber zuvor muß es mit dem Fragenplane etwas anders werden.«

X. S. 154. Mit dem Waisenhause, Zuchthause und Tollhause in Ludwigsburg ist nun eine Veränderung geschehen, so daß sie von einander separirt sind.

Aus einem Schreiben eines wirtembergischen Koresspondenten:

X. S. 157. »Das Militarwaisenhaus ist eingegangen, bey Herzog Karls Leben, und konnte sich nicht erhalten, da Niemand etwas dazu hergab. Die Angabe zu 120 Schneller aufs Pfund war ei-

ne

ne offenbare Windmacherey, wie Sie ganz richtig vermuthen, dergleichen es manche gab, die man aber entdeckte, sobald man nachrechnete. S. 181. Mich freut es ungemein, daß Sie über die Anlage von Hohenheim eben so denken wie ich. Ich konnte nie Geschmack daran finden, weil ich schlechterdings keine Einheit des Zwecks fand. Am Ende sah Herzog Karl es selbst ein, und unterhielt uns mit ganz andern Versuchen, die er da gemacht hatte, welche ihm vieles Geld gekostet haben und die für sein Land hätten nützlich werden können. Eine ächte Geschichte von Hohenheim und den Ursachen der dortigen Anlagen ist mir noch nicht zu Gesichte gekommen.«

X. S. 157. In der Note Z. 3. von unten: 90 Pfund l. 90 Stück aufs Pfund.

X. S. 174. Die Frauenholzsche Kunsthandlung in Nürnberg will die vorzüglichsten Gebäude und Gartenanlagen in Hohenheim nach den Zeichnungen des Herrn Heideloffs (dessen Geschicklichkeit ich im IXten Bde S. 31 zu rühmen Gelegenheit hatte) in ungefähr 50 Kupferblättern in Querfolio nebst einem geometrischen Plane der ganzen Anlage und einer kurzen Beschreibung herausgeben. Die erste Lieferung von sechs Blättern ist schon sowohl braun als auch kolorirt abgedruckt erschienen. Die Ausführung macht dem Zeichner und Unternehmer Ehre.

X. S. 175. Z. 20. große l. große gemalte.

X. 176. Z. 16. führen l. führt.

X. S. 221. Rieß am Neckar l. Kieß. Nämlich R—n liegt dicht am Neckar. Die jungen

Pursche

Pursche haben also auf dem Kieße oder sandigten Ufern des Neckars sich lustig gemacht. Der Rieß im Oettingischen liegt weit davon.

Ueber die Beylagen zum Xten Bande wird in einem Briefe aus Stuttgard Folgendes gesagt:

»S. 5. Note *). Ich bin der Meinung der Note, und behaupte, daß ein Herzog von Wirtemberg weit mehr Macht hat, als man glaubt, insonderheit wenn er die Regierungskunst recht versteht. Natürlich steigt seine Macht noch mehr, wenn seine Finanzen immer in Ordnung sind, da er mancher Schritte entbehren kann.«

S. 11. »Man hat bekanntermaaßen spanische Widder kommen lassen, und die inländische Wolle ist dadurch wirklich verfeinert worden. Aber nun ergab sich die Schwierigkeit, daß die Wollenarbeiter nicht in feiner Wolle arbeiten wollten, weil ihr Handwerkszeug nur für die gröbere Wolle eingerichtet war. Indeß hat dennoch der Schäfereyverwalter Hr. Steeb in Tübingen erst neulich für eine beträchtliche Summe (man giebt vor, für 40,000 Fl.) neue verfeinerte Wolle verkauft.«

S. 12. »Das neue Eisen ist spröde und taugt aus Schuld der Pächter nicht viel, welche die Zubereitung nicht genau kennen. Man zieht ihm nicht nur altes Eisen, sondern auch das Mömpelgardsche weit vor. Schon seit mehrern Jahren machte das Land Vorstellungen wider das unhaltbare Eisen.»

S. 17. «Pfalmärkte sind solche, wo mit Pfälen gehandelt wird, von welchen in Weinländern starker Absatz ist, weil jeder Weinstock seinen eigenen

oft

oft mehrere Pfäle haben muß, an denen die Reben angebunden werden. Ein solcher Holzstab kann nur von gewissen Bäumen gespalten werden, und hat etwa 6 Schuhe Höhe, im Durchmesser etwa 1 oder 1½ Zoll, hat vier Ecken ꝛc.«

S. 20. »z. B. das behauptete erst vor 2 Jahren der Stadtschreiber in Lauffen, ward aber deßwegen auf einige Wochen zu Festungsarrest verdammt. Die Landschaft behauptet und beweiset das Gegentheil. Indeß hat sich doch seit einiger Zeit deßwegen Gährung erhoben.«

S. 28. »Teichel sind durchgeborte Bäume und Hölzer von Fichten oder Tannen, deren man sich bedient um das Wasser von Bergen herab in die Städte zu leiten, so daß immer ein Teichel an den andern gelegt, genau angepaßt und mit Kitt verwahrt wird. Bleyerne sind unstreitig besser, kommen aber so wie die kupfernen zu theuer zu stehen. Es sind also Röhren *).«

S. 53. »Torfgruben hat man nun bey Sindelfingen und Stuttgard entdeckt. Die letztere Grube ist zufälliger Weise entdeckt worden, und ist für den Besitzer sehr ergiebig.«

X. Beyl. S. 26. baumwollenen l. wollenen.

X. Beyl. S. 46. Sander sagt in seiner RB. Ir Bd. S. 109: Von den Kukucksuhren gehen Schiffs-

*) Ich habe dieß vermuthet, glaubte aber, ich müßte mich irren: weil ich nicht begriff und noch nicht begreifen kann, wie es zugeht, daß nur in Nürtingen Brunnenröhren gebort werden. Dieß könnte ja allenthalben geschehen, wo man die gehörigen Bäume und einen gehörigen Bohrer hat. N.

Schiffsladungen nach St. Petersburg, und von da nach China.« Höchst ungereimt! Wußte der Mann wohl, oder überlegte er, wieviel zu einer Schiffsladung hölzerner Uhren gehört. Und sind denn alle hölzerne Uhren Kukucksuhren? Ueberdieß werden im Thüringer Walde eine sehr große Menge hölzerne Uhren gemacht, wovon man denken sollte, sie könnten von da leichter nach Lübek und also nach St. Petersburg kommen, als von Wirtemberg aus. Indeß ists wahr, daß seit langer Zeit beständig sich Leute aus dem Schwarzwalde in Berlin aufhalten, weggehen und wiederkommen, welche dergleichen hölzerne Uhren zusammensetzen, repariren und damit in der ganzen Gegend handeln; hingegen erinnere ich mich nicht einen dergleichen Uhrmacher aus dem Thüringer Walde in Berlin gesehen zu haben.

X. Beyl. S. 64. Apographa l. Avtographa.

X. Beyl. S. 68. Im J. 1787 war die Anzahl der Geistlichen in Wirtemberg folgendergestalt (S. Breyeri Jus publ. Wirtemb. S. 402.)

		Davon werden von geistl. Gute besoldet
Stadtspecial in Tübingen	1	
Specialsuperintendent	38	37
Stadt-Pfarrer	20	18
Diakonen	72	72
Landprediger	520	445
	651	572

ohne die in den neuerworbenen Herrschaften.

Zum eilften Bande.

XI. S. 10. Z. 2. 40 Häuser l. 53 Häuser;

so viel sollen nach einer mitgetheilten neuern Nachricht abgebrannt seyn.

XI. S. 17. Z. 9. in der ersten Note: Schonebech l. Schönebeck.

XI. S. 21. Z. 18. in der ersten Note: Friberg l. Triberg.

XI. S. 36. Z. 4. In Hrn. Hofr. Meiners kleinen Reisebeschreibungen IIr Bd. S. 286, fand ich die vorzüglichste Ursache, warum eigentlich wohl der Spelt wohlfeiler seyn mag als der Roggen: Weil der Spelt in den Hülsen verkauft wird, und also ein Scheffel Spelt an Getreide viel weniger gibt, als ein Scheffel Roggen.

XI. S. 52. Ueber die Verfassung der Universität Tübingen kann auch nachgelesen werden: Breyeri Elementa Jur. publ. Wirtemb. (Tubingae 1787. gr. 8.) S. 415 ff.

XI. S. 54. Erst, nachdem dieser Band beynahe abgedruckt war, fand ich im neuen theologischen Journale, herausgegeben von Ammon, Hänlein und Paulus, im Ersten Stücke von 1795 S. 84 ff. die Geschichte der neuesten Verbesserungen des Stifts zu Tübingen. Es kann daraus Verschiedenes von dem berichtigt und näher bestimmt werden, was ich über den jetzigen Zustand dieses Stifts gesagt habe. Sonderlich findet man S. 96 die Beschaffenheit der ökonomischen Einrichtung. Künftig soll die jährliche Ausgabe 27,272 Fl. seyn. — Wie viel kostet es wohl, alle in Wirtemberg nöthige Gelehrte und Geschäftsleute excl. der Prediger, zu erziehen? Zusammen eben so viel?

XI.

XI. S. 56. In der zweyten Note in der untersten Zeile: XX. l. CX.

XI. S. 67. Z. 12. gesargt l. gesorgt.

XI. S. 77. Im N. theol. Journal S. 97 kann man finden, daß jährlich in Wirtemberg ungefähr 22 Prediger sterben, und ungefähr 18 aus dem Stifte wieder einrücken. Es scheint also wohl nöthig, wenn man die Anzahl der Stipendiaten nicht vermindern will, welches man eigentlich nicht wünschen kann, ihnen solche Erziehung und Unterweisung zu geben, daß sie zum Besten ihres Vaterlandes auch zu andern Ständen als zu Predigern zugezogen würden. Wie viel gemeinnützige Wissenschaften wären da nicht anstatt der seelenlosen, im gemeinen Leben ganz unnützen Spekulation zu lehren!

XI. S. 83. Nach der neuen Verbesserung sollen anstatt 13 Studirzimmer 18 gebauet werden. (S. N. theol. Journal a. a. O. S. 98.) Da werden aber immer noch 8 bis 10 Personen auf jedem Zimmer studiren sollen.

XI. S. 85. Z. 4. katholischer l. katholische.

XI. S. 105. i. d. Note Z. 7. nur, bleibt weg.

XI. S. 142. Z. 4. von unten: Weinfläschchen l. Weinflaschen.

XI. S. 149. NB. Die zweyte Note muß die dritte, und die dritte die zweyte seyn.

XI. S. 162. Rösler l. Rößler.

XI. S. 184. Z. 2. Vortheil l. Vorurtheile.

XI. S. 208. Z. 3. von unten: Zu Bewe-

gungsgründen l. zum Bewegungsgrunde. — In der letzten Zeile: daß l. das.

XI. S. 223. Z. 16. Hr. l. Ein.

XI. S. 225. Z. 5. anstatt und wird gesetzt: hingegen sey wahr.

XI. S. 231. Z. 1. Orinalität l. Originalität.

XI. S. 233. Z. 13. Magister l. gewisse Magister.

XI. Beylagen S. 5. In der zweyten Note, Z. 2.: karthagisischen l. karthagischen.

XI. Beyl. S. 11. Z. 13 von unten. Cer oder Cher heißt auf keltisch Wohnung, usc, Wasser. Will man dieß auf die Lage der Cherusker an der Sale, oder an der Weser, oder an der Leine deuten? Heißen sie so, weil alle ihre Gränzen durch Flüsse bestimmt waren? Ich traue mich nicht, etwas zu bestimmen. Hr. Mannert vermuthet (Geographie IIIr Band S. 268.), daß die Salier, die unter den Franken vorkommen, eben das Volk gewesen als die Cherusker. Sie hätten also vorher den Namen von Flüssen überhaupt, und nachher von einem bestimmten Flusse, der Sale, geführt. Doch ist freylich dieß, so wie überhaupt der Ursprung des Bundes der Franken, noch sehr in Dunkelheit. Oscach, bedeutet auf irisch erhaben, vorzüglich.

XI. Beyl. S. 19. Note, Z. 22 von unten, trutonisch l. teutonisch.

XI. Beyl. S. 23. Z. 8 von unten: ager l. aber.

XI. Beyl. S. 27. in der Note Z. 2. muntant l. mutant. Z. 13. wurden l. werden.

XI. Beyl. S. 29 unten. Das Wort Franc ist offenbar ein keltisches Wort, indem es sich in keiner andern alten Sprache findet. Es heißt groß, weit, frey, befreyet. Diese letztere Bedeutung wird wohl der Grund der Benennung des Völkerbundes der Franken seyn. Es waren vermuthlich Leute, welche sich von irgend einer Herrschaft befreyeten, es sey nun von der Herrschaft der Römer, oder anderer Völker, oder ihrer eigenen Lairds, oder vielleicht gar von der Herrschaft aller dieser. Sie waren levellers, welche nicht ferner gehorchen wollten. Den Grund, warum der Geist der Unabhängigkeit an mehrern Orten zugleich überhand nahm, hat uns die Geschichte nicht aufbehalten. So viel merkt man aber aus dem Namen, daß diese Empörung in Gegenden den Anfang nahm, wo keltisch gesprochen ward. Die Revolution, welche diese Befreyten oder Befreyer in der innern Verfassung vieler Völker verursachten, war sehr groß, und währte Jahrhunderte. Diejenigen Völker, welche dieser Revolution freywillig oder gezwungen beytraten, verloren ihre Benennungen zum Theile, und erschienen nun in der Geschichte unter dem Namen der Franken; die übrigen behielten ihre Verfassung und Namen, waren aber genöthigt, sich näher unter sich zu verbinden, wurden also auch ihrerseits mächtiger. Daher finden wir im südlichen Deutschlande die Stämme, welche die kriegerischste Verfassung hatten, in so fern sie von den Franken nicht waren überwunden worden, schon im 4ten oder 5ten Jahrhunderte als Volk, Sueven oder Schwaben genannt. Hingegen die Völker, welche die ruhigere

sassische Verfassung hatten, wurden von den *levellers*, von den Franken, viel leichter, entweder überwunden, oder freywillig mit ihnen vereint, weil jeder seinen Sitz, seine Wohnung und seinen Wohlstand (Sas-dagh S. 40) nicht so gern dem ungewissen Widerstande Preis geben wollte. Daher finden wir die Sassen, als Volk, erst zu Anfange des 8ten Jahrhunderts, und zwar nur hauptsächlich am nördlichsten Ende von Deutschland, bis wohin sich die von den Franken verursachte große Revolution der Völker und der Verfassungen nicht erstreckt hatte. Die Franken selbst wurden bald von ihren eigenen Heerführern beherrscht.

XI. Beyl. S. 30. Z. 10. und S. 33. in der Note: Im Caesar de B. G. cap. XXXI. und XXXVII. finden wir die Harudes, als die wirkliche Avantgarde (Har-ud) des germanischen Heeres. Da wird berichtet, daß sie 24,000 Mann stark zuerst über den Rhein gegangen waren; so wie sie nachher im Treffen wiederum die vorderste Stelle einnahmen.

XI. Beyl. S. 36. Z. 7. von Völkern l. der Völker.

XI. Beyl. S. 45. Cäsar berichtet de Bell. Gall. cap. 37. daß die beiden Anführer, welche die centum pagos Suevorum kommandirten, die über den Rhein gehen wollten, zwey Brüder, *Nasua* und *Cimberius*, gewesen wären. Nasua heißt auf irisch der Berg des Todes (Nas der Tod, und ua am Ende eines Worts, der Berg), und Cimber der Krieger oder der Räuber. Es hatten also diese Anführer den Namen von ihren Thaten, wie noch bey den Wilden in Amerika. Man sehe auch S. 36.

XI.

XI. Beylagen S. 46. In Nasts deutschem Sprachforscher IIr Theil (Stuttgard 1778 gr. 8.) steht S. 221 auch ein Aufsatz von den veronesischen Deutschen, und sind die Urkunden beygefügt. Der Verfasser sagt sehr richtig, daß aus den vorhandenen Nachrichten der Italiäner nichts Zuverlässiges zu schließen ist. Er möchte die Vorfahren dieser Veroneser gern zu Oberdeutschen machen. Meines Erachtens kann man darin nichts entscheiden, bis sich durch wiederholte Bemerkungen zeigt, ob es wahr ist, was Marco-Pezzo sagt, daß diese veronesischen Deutschen einen Niederdeutschen besser verständen, als einen Oberdeutschen; welches auch Maffei, der mit diesen Leuten selbst sprach, behauptet (S. Verona illustrata Vol. I. S. 60), und selbst alsdann würde noch manches zweifelhaft bleiben. Man lese nur in Schöpfs Reisen, wie sehr sich die Sprache der Deutschen in Amerika in ein paar Generationen verändert. Bey Nast ist S. 247 ff. das Wörterbuch des Marco-Pezzo nach Ordnung der deutschen Wörter geordnet.

XI. Beyl. S. 54. Z. 4. von oben: Heicyniam l. Hercyniam.

XI. Beyl. S. 55. Z. 2. von unten: sner lies ner.

Ebendaselbst. Z. 3. von unten: lavischen lies slavischen.

XI. Beyl. S. 57. Einen wahrscheinlichen Beweis, daß die germanischen Völker eine der gallischen oder keltischen ähnliche Sprache redeten, giebt Ariovist, der Anführer des suevischen Heerbannes, der über den Rhein ging, einen Theil von Gallien zu erobern. Sein Namen ist irisch-keltisch. Er bedeutet einen tapfern, erhabenen, vollkommenen

Krieger (Arg tapferer Krieger, o, go erhaben, vis vollkommen). Cäsar schickte den C. Valerius Procillus an ihn, propter linguae *gallicae* scientiam (Caes. de B. G. c. 47.) qua multa iam Arioviſtus *longinqua* consuetudine vtebatur. Cäsar will sagen, die gallische Sprache wäre nicht Arioviſts Muttersprache gewesen, welches wider meine Muthmaßung zu streiten scheint; jedoch scheint es vielleicht nur. Arioviſt war viel zu kurze Zeit in Gallien gewesen, um dort *longinqua* consuetudine eine fremde Sprache zu lernen. Er hatte sie also gelernt, ehe er über den Rhein ging. Wäre die gallische Sprache von der germanischen oder suevischen so wesentlich verschieden gewesen, wie etwa jetzt Französisch vom Deutschen; wie läßt sich denken, daß ein wilder Krieger wie Arioviſt sie habe in Germanien lernen können? Mit wem hätte er dort die longinqua consuetudo haben können, wodurch er diese Sprache erlernt hätte? Aber die Schwierigkeit fällt weg, wenn man annimmt, was durch die keltischen Namen aller Berge und Flüsse, vom Rheine bis beynahe an den Ausfluß der Donau, bestätigt wird, daß in Germanien eine mit der damals in Gallien üblichen verwandte Sprache gesprochen ward. Wir wissen ja jetzt noch, daß die kymrisch-keltische oder niederbretannische Sprache von der irisch-keltischen sehr unterschieden ist; dennoch sind diese Sprachen verwandt, und haben nicht nur eine Menge Wurzelwörter, sondern auch zusammengesetzte Wörter gemein, wie man im Büllet finden kann, und die Sprachen nahe disseits und nahe jenseits des Rheins werden wahrscheinlich noch viel übereinstimmender gewesen seyn. Dänisch und Schwedisch, Böhmisch und Russisch sind über-

ein-

einstimmend, obgleich ganz verschiedene Sprachen; und von einem Böhmen kann man sehr wohl sagen, er habe longinqua consuetudine leicht Russisch lernen können. Aber wenn ein Däne in seinem Lande Russisch lernen will, muß man bey ihm Veranstaltungen voraussetzen, die sich bey Arioviſt kaum denken lassen.

Vielleicht war der Heerbann des Arioviſt's nicht einmal der erste germanische, der über den Rhein ging. Die Trevirer wohnten damals dicht am jenseitigen Ufer des Rheins. Tre heißt auf Keltisch Uebergang, vir Wasser. Dieß mögen also wohl Germanier gewesen seyn, welche vor dem Arioviſt über den Rhein gingen. Die Bedeutung ihres keltischen Namens rechtfertiget diese Muthmaßung, und deutet darauf, daß sie selbst vor dem Uebergange Keltisch redeten. Man findet auch noch ihre genauere Verbindung mit den germanischen Völkern jenseit des Rheins, welche sie nachher wider die Römer aufhetzten. Sie waren auch in der Reiterey vorzüglicher vor den übrigen Galliern (Caesar de Bell. Gall. Lib. V. cap. 3.), welchen Vorzug Cäsar ebenfalls der leichten Reiterey der germanischen Sueven zugestand.

Eine Stelle des Tacitus möchte stärker wider meine Vermuthung streiten, wenn nicht sich allgemein fände, daß Tacitus von den entfernten germanischen Völkern und also noch mehr von ihrer Sprache nur sehr unvollkommene Begriffe hatte. Er sagt (de morib. Germ. C. XLIII): Nec minus valent retro Marsigni, Gothini, Osi, Burii: terga Marcomannorum, Quadorumque claudunt: e quibus Marsigni et Burii sermone

cultuque Suevos referunt. Gothinos *gallica*, Osios *pannonica* liugua coarguit, *non esse Germanos;* et quod tributa patiuntur: partem tributorum *Sarmatae*, partem *Quadi*, vt alienigenis, imponunt: Gothini, quo magis pudeat, et ferrum effodiunt: omnesque hi populi *pauca campestrium*, ceterum *saltus et vertices montium iugumque insederunt.* Fürs erste, wie oben erinnert, konnte die Sprache der Gallier von der in Germanien, zumal in einem so entfernten Theile (ungefähr vom jetzigen Mähren bis Ungarn) sehr verschieden und doch im Grunde eben dieselbe seyn, und die Gothinen konnten gallisch, nicht germanisch, und doch keltisch reden: daß sie aber deßwegen, weil sie in der Sprache verschieden waren, nicht im germanischen Bunde gewesen seyn sollten, folgt nicht, wohl aber daraus, daß sie Tribut gaben. Vielleicht schloß Tacitus zu schnell von diesem auf jenes. Die Boji sollen ja nach Tacitus ein gallisches Volk gewesen seyn, und waren doch gewiß im germanischen Bunde, werden also auch in demselben gallisch geredet haben. Ueberdieß habe ich schon XIr Thl. Beyl. S. 56 gezeigt, daß ungefähr in eben der Gegend die Basternen, welche Hr. Mannert für ein deutsches Volk erkennet, einen keltischen oder gallischen Namen hatten und einen Berg keltisch bezeichneten. Und merkwürdig ist es, daß die Namen aller dieser hier vom Tacitus angeführten Völker ohne Unterschied nicht nur keltisch, sondern auch sogar alle von Bergen und Wäldern hergenommen sind. Sie bezeichnen alle nach Tacitus eigener Beschreibung: Völker welche nicht auf Feldern, sondern in Wäldern und waldigten Bergrücken wohnen. Mar-cyn heißt wal-

dig-

digter Berg (S. die Beylagen zum XIIten Bande S. 4.) und Go Wald, tin Berg; also Marsignen und Gothinen, Bewohner bergigter Wälder. O Berg, si Land, Osier Bergbewohner. Ber und Bur bedeutet Berg; Burier Bergbewohner, Cuad heißt ein Wald, die Quaden Waldbewohner. Von der Benennung der Sarmaten weiß der der slavischen Sprachen so kundige Hr. D. Anton keine slasche Bedeutung anzugeben (Versuch über die alten Slaven. Lpz. 1783 8. S. 4). Er bemerkt auch sehr richtig (S. 6.) daß nie ein Volk Sarmaten geheißen hat, so wenig als Skythen und Kelten. Dieß sind aber auch wahrscheinlich nur Beynamen mehrerer Völker gewesen, die ihnen und zwar in den keltischen, wie man aus so vielen Spuren siehet, auch in den dortigen Gegenden gebräuchlichen Sprachen gegeben worden. Auf irisch bedeutet Sarmaith vortrefflich, und Sceite zerstreuet. Hr. Mannert bemerkt zu der obigen Stelle des Tacitus daß wir von einer pannonischen Sprache nichts wissen. Vielleicht hat auch nie eine solche Sprache existirt, ungeachtet Tacitus die in Pannonien gebräuchliche Sprache pannonisch nennt, Aber selbst die Benennung Pannonien ist keltisch. Pan-on bedeutet Mündung eines Flusses. Nun ging bekanntlich Pannonien bis an die Mündung der Sau, da wo sie in die Donau fließt. Wenn dieß alles zusammengenommen wird, so glaube ich, daß durch die angeführte Stelle des Tacitus meine Voraussetzung, daß in Germanien keltische Sprachen geredet worden, nicht umgestoßen wird, sondern, daß sie immer noch eine nähere Untersuchung verdienen möchte. Dieß ist auch alles was ich dabey wünsche. Kann sie durch mir unbekannte Stellen der alten Schriftsteller bestä-

stätigt oder umgestoßen werden; so sey sie entweder bestätigt oder widerlegt. Selbst wenn man hierüber nicht zu mehrerer Gewißheit kommen sollte; so wird doch die Bemühung diesem für die Geschichte der Völker und ihrer Sprachen wichtigem Gegenstande genauer nachzuforschen, gewiß zu manchen brauchbaren Resultaten Gelegenheit geben.

Zum zwölften Bande.

XII. S. 9. Z. 11 von unten: Anmerkungen l. Anmerkung.

XII. S. 19. Note ** Ffrenn Pin l. Ffren oder Pin.

XII. S. 22. Z. 7. Knechten l. Tagelöhnern.

XII. S. 29 Z. 4 in der Note: Furtgwangle l. Furtwangie.

XII. S. 32. Z. 5. besten l. bester.

XII. S. 40 zur zweyten Note: Man muß sich auch erinnern, daß die Wörter in ganz unkultivirten folglich armen Sprachen, besonders Einsilbige, durch einen veränderten Accent, der fast einem Gesange ähnlich ist, unterschieden werden, welches mit keinen Buchstaben ausgedrückt werden kann. So ist es noch in der chinesischen Sprache, welche seit sehr langer Zeit unverändert geblieben zu seyn scheint, wie aus der Einsilbigkeit ihrer Wörter und aus der Beschaffenheit der chinesischen Schrift erhellt. Daraus läßt sich begreifen, daß in den keltischen sehr alten Sprachen, die auch sehr wenig sind geschrieben

wor-

worden, viele gleichgeschriebene Worte ganz verschiedene Begriffe ausdrücken können.

XII. S. 48. Der Fürst Abt von St. Blasien hielt im J. 1781. in Bondorf eine Garnison von 24 Mann, unter Kommando eines Fähnrichs, nämlich 4 Reiter und 20 Infanteristen. In St. Blasien selbst stehen nur 4 Infanteristen zur Bewachung.

XII. S. 52. in der zweyten Note Z. 3. von unten, nach angezeigt, wird hinzugesetzt: also Albach ein Bergwasser.

XII. S. 56. Die Note * fällt ganz weg.

XII. S. 81. in der Note Z. 15. nur, bleibt weg.

XII. S. 88. Z. 7. Desgleichen der P. Trudpert Neugart, der Herausgeber des Codex diplomaticus Allemanniae et Burgundiae, wovon bisher zwey Bände heraus sind.

XII. S. 121. In Herrn Riems neuer Sammlung ökonomischer Schriften VIIr Theil (Dreßden 1794 8.) ist S. 69 die Erfindung des seel. Krubsacius gerühmt, und eine Abbildung davon beygefügt. S. 75 ist auch die Dachverbindung der Halle aux bleds in Paris angeführt, aber ohne zu gedenken, daß diese Art der Dachverbindung schon in Deutschland angewendet worden ist.

XII. S. 114. in der Note * Z. 4. anstatt Seitengespärr l.: einen der Binder die um das Hängewerk der Kuppel herumgelegt sind.

XII. S. 129. in der Note letzte Zeile: statt 161 l. 116.

XII. S. 159. in der Note: die Akademie zu München hat die Monumenta Boica, so viel ich weiß, auch auf ihre Kosten drucken lassen.

XII. in den Beylagen S. 6. In der Note Z. 4. Raimunds l. Baimunds.

XII. Beyl. S. 20 Z. 9. v. unten, nach dem Worte Ausdehnung, noch an hinzugesetzt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Friedrich, / Krüger, F. Conrad, / Kaiser, Fr. Xav.

Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781
Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten

Bd.: 12

Berlin ; Stettin (1796)
Hbh/Bh 446-11/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10799338-3
VD18 90268024